

**Beiträge zur
Humboldt'schen Familienchronik,
Literatur und deutschen Sprache**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 28, Oktober 2011

**Beiträge zur
Humboldt'schen Familienchronik,
Literatur und deutschen Sprache**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 28, Oktober 2011

**Beiträge zur Humboldt'schen Familienchronik,
Literatur und deutschen Sprache**

mit Beiträgen von

Boleslaw Andrzejewski, Johann Christoph Bürgel, Udo von der Burg,
Inge Brose-Müller, Heide Lore Kneffel, Peter Korneffel, Walter Krämer,
Hans-Jürgen Radam und Franz Simmler

Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft,
Kunst und Bildung e.V., Mannheim
ISBN: 978-3-940456-33-5

Copyright 2011 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

Redaktion: Prof. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, Ilmenau

Layout, Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf

www.edition-tz.de www.tz-verlag.de

Inhalt

Anschriften der Autoren.....	6
Vorwort.....	7
UDO VON DER BURG Eine Studienreise zu den Humboldt-Dacheroedenschen Gütern	9
HEIDELORE KNEFFEL Caroline von Humboldts Aufenthalt in Auleben Mitte Oktober 1814.....	33
HANS-JÜRGEN RADAM Wilhelm von Humboldt und die erste deutsche Dampfmaschine – eine Geschichte von Feuer und Liebe	41
UDO VON DER BURG Die Hochzeit von Karoline und Wilhelm von Humboldt	59
INGE BROSE-MÜLLER Herbst-Zeitlose (November 1823)	75
PETER KORNEFFEL Alexander von Humboldt in Ecuador – 261 Expeditionstage am Äquator	81
JOHANN CHRISTOPH BÜRCEL Die Kunst des Ghasels	103
FRANZ SIMMLER Entwicklungsetappen in der Geschichte der deutschen Sprache und die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache.....	139
INGE BROSE-MÜLLER Wort-Wechsel und Wort-Wirkung.....	173
BOLESLAW ANDRZEJEWSKI Wilhelm von Humboldt über Sprache und (nationalen) Geist.....	187
WALTER KRÄMER Deutsch im Abseits – hat die Sprache Humboldts noch eine Zukunft?.....	197

Anschriften der Autoren

Prof. Dr. Boleslaw Andrzejewski, Os. Wichrowe Wzgorze 11/40,
PL-61674 Poznan
boland@amu.edu.pl, Tel. +48 (0)602 245593

Prof. Dr. Johann Christoph Bürgel, Meeraner Platz 3, 79539 Lörrach
jcbuergel@gmx.de, Tel. 07621 5107686

PD Dr. Udo von der Burg, Massenezstr. 25, 44265 Dortmund
u.vdb@hotmail.de, Tel. 0231 460116

Inge Brose-Müller, Nadlerstr. 1, 68259 Mannheim
ingebrosemueller@t-online.de, Tel. 0621 823131

Heidelope Kneffel, Stolberger Str. 84, 99734 Nordhausen,
h.kneffel@freenet.de, Tel. 03631 990960

Peter Korneffel, Willibald-Alexis-Str. 43, 10965 Berlin
peter@korneffel.de, Tel. 030 88624990

Prof. Dr. Walter Krämer, TU Dortmund, Vogelpothsweg 78, 44221 Dortmund
walterk@statistik.uni-dortmund.de, Tel. 0231 7553125

Hans-Jürgen Radam, Schlossstr. 7, 06333 Hettstedt
juergen.radam@googlemail.com, Tel. 03476 893388

Prof. Dr. Franz Simmler, Schottmüllerstr. 86, 14167 Berlin
uvsimm@t-online.de, Tel. 030 8175633

Vorwort

Bereits in Vorbereitung der 93. Tagung der Humboldt-Gesellschaft, die mit einer Studienfahrt zu den Humboldt/Dacheroedenschen Gütern in Auleben und Burgörner verbunden war, drängte sich immer wieder die Erinnerung an unsere frühere Präsidentin, Frau Prof. Dr. Gudrun Höhl, auf. Sie war Ehrenbürgerin von Auleben und hatte mit Engagement und Akribie kulturgeografische Exkursionen zu interessanten, mit dem Leben und Schaffen der Brüder Humboldt verbundenen Orten durchgeführt. Die aktuell von Herrn PD Dr. Udo von der Burg begleitete Studienfahrt hat in hervorragender Weise diese Tradition fortgeführt. Die Erlebnisse an diesem Tag (28. Mai 2011) und die damit im Zusammenhang stehenden sachlichen, feinsinnigen und manchmal auch zum Schmunzeln anregenden Aussagen der verschiedensten Autoren ganz unterschiedlicher fachlicher Herkunft nehmen die erste Hälfte der 28. Abhandlungen ein.

Es geht aber auch um eigene literarische Arbeiten unserer Autoren, die uns einen ganz besonderen, auch unerwarteten Einblick in das Schaffen der Verfasser gewähren. Hier kann der Leser jedem Vers und jedem Gedanken nachspüren, um sich ihn zu erschließen.

Ein besonderes Anliegen der 93. Tagung der Humboldt-Gesellschaft bestand weiterhin in der Beschäftigung mit der deutschen Sprache – in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In sehr unterschiedlicher Weise beziehen die Autoren der Beiträge hierzu Stellung. Gerade das bezeichnet die Breite der Herangehensweise an die Probleme durch unsere Mitglieder.

Wie für jeden Band der Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft wünsche ich mir, dass auch im vorliegenden jedes Mitglied interessante Beiträge findet. Das gilt sowohl für die, die das vor Ort Erlebte noch einmal nachvollziehen und genauer hinterfragen können, als auch für die, die an der 93. Tagung leider aus unterschiedlichsten Gründen nicht teilnehmen konnten und für die es Neues zu entdecken gibt.

Oktober 2011

DAGMAR HÜLSENBERG
Koordinatorin des Akademischen Rates
der Humboldt-Gesellschaft

Eine Studienreise zu den Humboldt-Dacheroedenschen Gütern¹

VON UDO VON DER BURG

Der Aufstieg der Familie Humboldt begann in den Westprovinzen Preußens, nicht in Berlin, und wesentliche geistige Anregungen gewann der junge Wilhelm von Humboldt im Mansfelder Land und in Thüringen. Die 93. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Magdeburg vom 27. bis zum 29. Mai 2011 war der Wiederentdeckung dieser Ereignisse und Entwicklungen gewidmet und führte auf der Studienfahrt am 28. Mai zu den Gütern Auleben und Burgörner², die durch Erbschaft vom Schwiegervater Karl Friedrich von Dacheroeden (1732–1809) an die Familie Humboldt kamen.

1. Der Anfang: Alexander George von Humboldt und Magdeburg

Alexander George von Humboldt (1720–1779) war der Vater von Wilhelm und Alexander. Zu Beginn der Busfahrt machten wir uns bewusst, dass die eigentliche Karriere von Alexander George von Humboldt im Jahre 1758 begann und zunächst eine militärische war. Nach anfänglich ungünstigem Verlauf des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) in den Westprovinzen Preußens (Kleve, Moers, Mark, Minden-Ravensberg, Tecklenburg und Lingen) entschlossen sich Friedrich d. Gr. (1740–1786) und sein Vetter, König Georg II. von Großbritannien (1727–1760), zugleich Kurfürst von Hannover, die Alliierte Armee im Westen zu verstärken und ihr in Gestalt des Herzogs Ferdinand von Braunschweig (1721–1792), der auch Schwager Friedrichs d. Gr. war, einen neuen Oberbefehlshaber zu geben. Herzog Ferdinand erwies sich im weiteren Verlauf des Krieges als geschickter Heerführer, der einen zahlenmäßig überlegenen Gegner aus französischen, kaiserlichen und Reichstruppen in Schach halten und schließlich besiegen konnte. Die Alliierte Armee bestand im Wesentlichen aus britannischen, hannoverschen, Braunschweiger und Schaumburg-Lippeschen

1 In der nachfolgenden Beschreibung unserer Reise habe ich weitgehend auf Nachweise verzichtet. Diese werden in meinem in Arbeit befindlichen Buch über die Familien Humboldt und Dacheroeden einzusehen sein. Für den Familien-Namen verwende ich die von Karl Friedrich von Dacheroeden d. J. (1732–1809) geführte Schreibweise: Dacheroeden, Über die Jahrhunderte hinweg sind auch andere Schreibweisen anzutreffen.

2 Die übrigen Güter: Thalebra, Mittelsömmern, Grumbach, weiter südlich im Thüringer Becken gelegen, konnten aus zeitlichen Gründen nicht aufgesucht werden.

Truppen, denen preußischerseits nur ein zahlenmäßig bescheidenes Kontingent Kavallerie, zwei allerdings schlagkräftige Dragoner-Regimenter und ein Halb-Regiment Husaren zugeteilt waren. Bei den Dragonern handelte es sich um das 9. und das 10. Dragoner-Regiment, die beide in Pommern und Ostpreußen rekrutierten. Die zwei Dragoner-Regimenter bildeten das Holsteinsche Corps, benannt nach dem Corpsführer, Generalleutnant Prinz Georg Ludwig von Holstein-Gottorp (1719–1763), der zugleich Chef des 9. Dragoner-Regiments war, während das 10. Dragoner-Regiment Generalmajor Reichsgraf Friedrich Ludwig Finck von Finckenstein (1709–1785) gehörte.

Alexander George von Humboldt war, obwohl seit 22 Jahren bei der Truppe, nur Premier-Leutnant, also Oberleutnant, im Regiment Finckenstein. In der Schlacht bei Krefeld (23. Juni 1758) geriet der Oberbefehlshaber Herzog Ferdinand, der sich während einer Schlacht gern selbst ein Bild vom Verlauf des Kampfes machte, in die Gewalt eines französischen Truppenteils, woraus ihn sein Adjutant Hauptmann von Derenthal sowie der zufällig in der Nähe kämpfende Alexander George von Humboldt mit einer in der Eile zusammengerafften Reitergruppe befreiten. Ferdinand schlug Friedrich d. Gr. daraufhin die Beförderung beider Offiziere vor, so dass Alexander George Hauptmann wurde. Alexander George von Humboldt und seine Familie erfuhren bis zu Herzog Ferdinands Tod dessen Dankbarkeit. Die Beförderung zum Major, einem in Preußen auch gesellschaftlich recht angesehenen Rang, erreichte Alexander George im Februar 1760, wiederum auf Vorschlag des Herzogs Ferdinand. Der Grund hierfür lässt sich diesmal nur vermuten: Alexander George war Adjutant seines Regimentschefs, also im 10. Regiment. Aber offensichtlich oblagen ihm nicht operative, sondern Ausrüstungs- und Verpflegungsaufgaben. Das Kriegswesen war damals von durchaus unternehmerischen Strukturen bestimmt: Der Feldherr setzte eine Geldsumme fest, für die im Frühjahr seine Truppe auszurüsten und zu versorgen war. Der damit beauftragte Zivilbeamte oder Offizier durfte, wenn er die erforderliche Ausrüstung zu einem geringeren Preis erwarb, die Differenz behalten. Entsprechend wurde im Herbst verfahren, wenn der Kriegszug beendet, die Kriegsbeute eingetrieben und diese sowie ein Teil der Ausrüstung, z. B. die Pferde, im Winterquartier nicht mehr benötigt wurden. Wiederum konnte der jetzt mit dem Verkauf der überflüssigen Ausrüstung befasste Agent die Differenz zwischen der vom Feldherrn festgelegten Summe und der tatsächlich erlösten, wenn höheren, Einnahme einstreichen. Alexander George von Humboldt muss mit Aufgaben dieser Art befasst gewesen sein. Er wird im Februar 1760 zum Major befördert, und er verfügt auch über erhebliche Geldmittel.

Offensichtlich durch einen Sturz vom Pferd gesundheitlich angegriffen, schied Alexander George von Humboldt im Sommer 1760 aus dem aktiven Dienst aus. Als das Holsteinsche Corps, im Frühsommer 1760 vom König nach Sachsen beordert, an der blutigen Schlacht bei Torgau (3. November 1760) teilnahm, befand sich Alexander George bereits in Magdeburg in höfischer Gesellschaft. Magdeburg war die von allen Feindesrichtungen her am weitesten entfernt gelegene preußische Festung und erwies sich als unschätzbar wichtige Versorgungsbastion. Der Hof der Königin Elisabeth Christine (1715–1797) wie auch alle anderen prinzlichen Höfe und ein Teil der Verwaltung hatten auf Befehl des Königs Berlin verlassen und sich nach Magdeburg zurückziehen müssen, das nun den Charakter einer Kriegsresidenz bekam. Zwei bekannte Tagebuchschreiber, die Gräfin Sophie Wilhelmine Charlotte Marie Voss geb. von Pannwitz (1729–1814), Gattin des damaligen Regierungspräsidenten von Magdeburg, später Oberhofmeisterin der Königin Elisabeth Christine, wie auch der Reichsgraf Ahasver von Lehndorf (1727–1811), Oberkammerherr der Königin, berichten, in manchen Fällen übereinstimmend, mit welchen Personen und in welchen Kreisen der zu Geld gekommene Alexander George verkehrt: Er arrangiert Aufsehen erregende Feste, die von den maßgeblichen Personen der höfischen Kreise gut besucht werden. Später hat Wilhelm von Humboldt einmal über seinen Vater gesagt, dieser habe sich äußerst gern im Kreise von Prinzen und Prinzessinnen bewegt. Ahasver von Lehndorf notiert: „Herr von Humboldt, dieser reiche Kauz neuesten Datums, gibt uns ... ein prächtiges Fest“. Sodann: „Ich habe ihn früher gekannt, wie er noch keine 100 Taler in der Tasche hatte, und jetzt weiß er nicht wohin mit seinem vielen Gelde“.

Alexander George von Humboldt mietet in Magdeburg eine Wohnung beim Kaufmann Rumpf hinter der Johanneskirche nahe an der Elbe. Später hat er auch eine Wohnung in Berlin und ebenso in Potsdam. Hinweise auf verschiedene Reisen deuten an, dass er nicht nur in Magdeburg, sondern überhaupt zwischen Minden und Berlin Geschäfte betreibt. Er verkehrt mit Personen, die Geld zu verdienen wissen. Häufig erscheint er in diesen Jahren in der Gesellschaft von Kriegs- und Domänenkammer-Präsidenten. Friedrich Wilhelm I. (1713–1740) hatte den Regierungen in den einzelnen Territorien zwar die hoheitlichen Aufgaben belassen, für die Verwaltung des steuerlichen und wirtschaftlichen Verwaltungsbereiches aber die Kriegs- und Domänenkammern eingerichtet und dafür die kameralistische Ausbildung – eine Vorform der wirtschaftswissenschaftlichen Ausbildung – favorisiert. Offensichtlich um das Jahr 1762 gelangt Alexander George von Humboldt auch in den Kreis um den Prinzen Ferdinand (1730–1813), den jüngsten Bruder Friedrichs d. Gr., der, von der eigentlichen

Politik wenig berührt, sich vornehmlich mit wirtschaftlichen Unternehmungen befasst. Daraus ergibt sich für Alexander George von Humboldt bald eine Verbindung zur Familie von Holwede, die zum Ferdinandschen Kreis zählt, und zu seiner späteren Gattin Marie Elisabeth geb. Colomb (1741–1796), seit 1765 verwitwete Baronin von Holwede.

Die Verbindung zwischen Alexander George von Humboldt und der Familie von Dacheroeden datiert sehr früh. Bereits 1761 ist er in Eisleben unter vielen anderen Dacheroedenschen Familienmitgliedern zusammen mit dem Magdeburger Kammerpräsidenten Joachim Christian von Blumenthal (1720–1800) Pate bei Karl Friedrich von Dacheroedens ältestem, jedoch schon 1765 in Minden verstorbenem Sohn. 1766 sodann zählt er zu den Paten der in Minden geborenen Tochter Karoline³ Friederike, seiner – wenn er noch gelebt hätte – späteren Schwiegertochter.

2. Die preußische Inbesitznahme des Herzogtums Magdeburg

Die Geschichte der Familie von Dacheroeden hat für das ausgehende 17. und das weitere 18. Jahrhundert die preußische Inbesitznahme des Herzogtums Magdeburg zum Hintergrund. Nachdem bereits unmittelbar vor dem 30jährigen Krieg die Territorien Kleve, Mark und Ravensberg in brandenburgischen Besitz gelangt waren, erwarb der Große Kurfürst an größeren Herrschaftsgebieten durch kluge Politik 1648 im Osten das Herzogtum Hinterpommern, im Westen die Bistümer (weltlich sodann Fürstentümer) Minden und Halberstadt sowie 1680 nach dem Tode des letzten Administrators das Erzbistum (Herzogtum) Magdeburg. Das Fern-Ziel, von Ostpreußen bis zum Rhein ein geschlossenes Territorium zu schaffen, wurde erst 1866 erreicht. Das Nah-Ziel indessen bestand darin, die neuen Territorien durch eine straffe, von absolutistischen Prinzipien bestimmte Verwaltung in das brandenburgisch-preußische Herrschaftssystem einzugliedern. Das war mit Risiken verbunden, denn der Adel in den Westprovinzen war sehr selbstbewusst. Zum Rhein hin wiesen die Territorien auch eine starke Schicht an Kaufleuten auf, die ein liberales Wirtschaftssystem benötigten und auch einforderten. Den Führungsschichten in ihren Alt-Territorien gegenüber zeigten sich die Hohenzollern nicht ohne Grund recht zurückhaltend, lediglich die Pommern erwiesen sich in Verwaltung und Militär als treu

³ In ihren Briefen an den Bruder Ernst Ludwig Wilhelm (Archiv Schloss Tegel) schreibt Karoline ihren Namen ausnahmslos mit „K“.

und loyal – auch die Humboldts kamen aus Pommern. Eine besondere Gruppe des neuen, nicht einheimischen Verwaltungspersonals stammte indessen aus Schlesien. Entsprechend dem Grundsatz: „Cuius regio, eius religio“ führten die Habsburger als Könige von Böhmen in ihren schlesischen Lehnstürmentümern nach 1648 eine aktive Gegenreformation durch. Der Druck auf die vorwiegend protestantische Bevölkerung und den Adel nahm zu, als 1675 der letzte Piasten-Herzog, zugleich Fürst von Brieg und Wohlau, ohne Nachkommenschaft starb. Es existierte zwar aus dem Jahr 1537 ein Erbverbrüderungsvertrag zwischen Brandenburg und Liegnitz, dem zufolge die überlebende Familie in der Herrschaft des ausgestorbenen Geschlechts folgen sollte. Der Kaiser lehnte jedoch die Erbfolge Brandenburgs ab und zog Liegnitz und die beiden Fürstentümer als erledigtes böhmisches Lehen ein. Das veranlasste den Großen Kurfürsten zu der angeblich ausgesprochenen Prophezeiung, aus seinen Gebeinen werde einst der Rächer entstehen. Nicht zuletzt mit Verweis auf diese unterbundene Erbschaftsnachfolge hat dann 1740 Friedrich d. Gr. die Kriege um Schlesien begonnen.

Als Folge der Gegenreformation kehrten viele einheimische Adelige Schlesiens den Rücken. Nur für einige Jahre konnte Karl XII. (1697–1718) von Schweden im Nordischen Krieg durch die Konvention von Altranstädt bei Leipzig (1707) die Rekatholisierung aufhalten; Schweden war durch den Frieden von Münster und Osnabrück (1648) Garantmacht der Protestanten im Deutschen Reich. Nachdem Kurfürst August der Starke (1697–1733) zum katholischen Glauben übergetreten war, suchte der schlesische Adel Schutz bei Friedrich III. (1688–1713), dem Kurfürsten von Brandenburg, seit 1701 auch König in Preußen. Brandenburg-Preußen hatte für tüchtige Schlesier gute Verwendung.

3. Friedrich Wilhelm von Posadowsky Freiherr von Postelwitz, Karolines Urgroßvater mütterlicherseits

Geschichtliche Betrachtung lässt, wenn sie als Personengeschichte betrieben wird, häufig die Bedeutung der weiblichen Vorfahren und ihrer Familien außer Betracht und riskiert damit einen brisanten Erkenntnisverlust. Will man Karolines Elternhaus und seine Gedankenwelt hinreichend verstehen, so muss man sich mit der Bedeutung der Familie von Posadowsky Freiherrn von Postelwitz befassen. Diese stellte unter den letzten Herzögen von Liegnitz-Brieg-Wohlau führende Verwaltungsbeamte. Sie zeigte auch kulturelles Interesse. Ihre Angehörigen verkehrten mit den schlesischen Barockdichtern Andreas Gryphius (1616–1664), Daniel Casper von Lohenstein (1635–1685) und Fried-

rich von Logau (1604–1655). Hans Adam von Posadowsky (1636–1708), in Brieg als Landeshauptmann oberster Verwaltungsbeamter des letzten Piasten-Fürsten, wurde vom Kaiser in seinem Amt belassen, da er die Kunst des politischen Ausgleichs verstand und sowohl den Zorn seiner Landsleute wie auch den Zwang des Kaisers abzufedern wusste. Er riet aber seinen beiden Söhnen, in brandenburgische Dienste zu gehen. Der ältere trat in das Militär ein, der jüngere, Friedrich Wilhelm von Posadowsky (1672–1730), wurde im Jahr 1700 Regierungsrat in Magdeburg. Bald bekam er weitere Ämter übertragen; er wurde Obersteuereinnahmer, nahm 1713 die Huldigung der Magdeburger Stände für den neuen König Friedrich Wilhelm I. (1713–1740) entgegen und erhielt den Titel: Geheimer Rat. Er veräußerte seine schlesischen Güter und erwarb 1713 das Gut Burgörner mit dem Vorwerk⁴ Siersleben.

Die Strecke, über die uns unsere Fahrt am 28. Mai führte (A 14; B 180), berührte Quedlinburg nicht. Dennoch war es erforderlich, dass wir uns auszugswise die Geschichte Quedlinburgs um 1700 in Erinnerung riefen. Quedlinburg war Reichsunmittelbare Freie Weltliche Abtei. Sie verfügte nur über ein kleines Territorium von etwa 15 bis 20 Quadratkilometern, die Äbtissin stand jedoch im Range einer Reichsfürstin. Quedlinburg war eine Art Versorgung für nicht verheiratete Töchter aus dem umliegenden höheren und hohen Adel. So wurde Aurora von Königs-marck (1662–1728), die Geliebte Augusts des Starken, zwar, als sie dem König nicht mehr gefiel, im Quedlinburger Stift untergebracht, jedoch nur als Pröbstin⁵.

Da eine Äbtissin damals bestimmte weltliche Herrschaftsfunktionen nicht wahrnehmen konnte, z. B. in den Kampf zu ziehen oder zu Gericht zu sitzen, wurde ihr ein Vogt beigegeben. Im Laufe der Zeit versuchten diese Vögte, zumeist Adelige aus dem Umland, diese Herrschaftsfunktion im Sinne der eigenen territorialen Interessen auszunutzen. Stiftsvogt von Quedlinburg war bis 1697 der Kurfürst von Sachsen. Seine Belange vor Ort vertrat ein Stiftshauptmann. Der um Geld verlegene August der Starke verkaufte, weil er die polnische Königskrone erwerben wollte und dazu hohe Bestechungsgelder einsetzen musste, die Vogteirechte über Quedlinburg an Brandenburg. In das Amt des Stiftshauptmanns rückte im Jahre 1714 Friedrich Wilhelm von Posadowsky ein. – Spätere Äbtissin in Quedlinburg war ab 1756 Amalie (1723–1787), die illustre Schwester Friedrichs d. Gr., die bekanntlich gerne den Freiherrn von der Trenck geheiratet hätte. Der König wusste dies jedoch zu verhindern, die Mesalliance war begreiflicherweise nicht erwünscht.

4 Ein Vorwerk ist ein – meist kleineres – Gut ohne Gutshaus.

5 Sie war 1703 Patin bei Georg Anton von Dacheroedens (s. u.) erster Tochter Dorothea Antonette.

Im Übrigen: Beim Stichwort „Quedlinburg“ bemerkten die an unserer Fahrt teilnehmenden Ärzte, dass in dieser Stadt die erste promovierte Ärztin Deutschlands gelebt hat. Die Promotion soll so abgelaufen sein: Dorothea Christina Leporin (1715–1762), Tochter des Arztes Christian Polycarp Leporin (1689–1747), hatte als Gehilfin ihres Vaters großes Interesse an der ärztlichen Tätigkeit gezeigt und führte nach dessen Tode die Praxis fort. Zugleich heiratete sie den Pfarrer Erxleben, dessen vier Kinder aus erster Ehe und die vier weiteren gemeinsamen Kinder sie groß zog. Allerdings neideten ihr die anderen Ärzte Quedlinburgs den Erfolg als Ärztin und versuchten, sie mit dem Hinweis auf das fehlende Studium an der ärztlichen Tätigkeit zu hindern. Beharrlich wie sie war, stellte sie an der medizinischen Fakultät der Universität zu Halle den Antrag, extern zum Doktor der Medizin promoviert zu werden. Die Professoren, diesem Ansinnen sehr abhold, legten jedoch vorsichtshalber das Gesuch dem König vor. Friedrich d. Gr., der resoluten Damen stets Respekt zollte, antwortete dahingehend, die Professoren müssten wohl selbst entscheiden, ob eine Frau zu prüfen sie in der Lage seien. Die Professoren, die die Falle erkannten, die der König ihnen gestellt hatte, beeilten sich, die Prüfung durchzuführen, die Dorothea Christina mit Bravour ablegte. Die Professoren hatten sehr wohl begriffen, dass andernfalls der Vorwurf des Königs, sie könnten ja nicht einmal eine Frau prüfen, mit der Folge der sofortigen Entlassung wegen Unbrauchbarkeit zu befürchten war.

5. Halle/Saale

Für die Familiengeschichte der Dacheroeden spielen die Universität Halle, die Franckeschen Anstalten und die nähere Umgebung eine wesentliche, nicht nur auf Einzelheiten fixierte Rolle. Die Universität Halle, im südöstlichen Teil der Provinz Magdeburg gelegen, war eine landesherrliche Neugründung Ende des 17. Jahrhunderts und stand im Zusammenhang mit den von August Hermann Francke (1663–1727) geschaffenen Halleschen Anstalten. August Hermann Francke, der Ur-Vater der deutschen Sozialpädagogik, errichtete eine Einrichtung, die den vielfältigen sozialen Notlagen der Zeit entsprach: Im Waisenhaus wurden Waisenkinder aufgenommen, sie erhielten Schulunterricht und eine Berufsausbildung. Einen Beruf konnte auch erwerben, wer nicht sesshaft war und auf der Landstraße dahinlebte. Begabteren Kindern wurde der Besuch weiterführender Schulen ermöglicht, die zu höheren Berufen, zum Studium befähigten. Grundgedanke von August Hermann Francke war, dass, wer einen Beruf

erworben hatte, sich selbst ernähren konnte und damit der öffentlichen Kasse nicht zur Last fiel – eine Auffassung, deren Richtigkeit wohl niemals in Zweifel gezogen werden kann. König Friedrich Wilhelm I. (1713–1740), dem an wirtschaftlichem Fortschritt für sein Land sehr gelegen war und der das pietistische Gedankengut mit vollem Herzen aufgriff, unterstützte die halesche Sozialeinrichtung. Sozial eingestellt war auch das Grundkonzept der Universität. Mit vielen Stipendien ausgestattet, konnten hier geringbemittelte junge Leute studieren, so dass die Studentenanzahl sehr hoch war.

Zuzug bekam Halle auch aus Schlesien: Das in der Nähe von Halle befindliche Rittergut Pölzig des Grafen Elias Andreas Henckel von Donnersmark (1631–1699) war eine Anlaufstelle für aus Schlesien ausgewanderte Adelige oder Pfarrerssöhne. Die weitaus meisten Studenten in Halle waren in der theologischen Fakultät eingeschrieben. Das war dem Landesherrn sehr lieb, weil sein Lebensbild streng religiös geprägt war. Das evangelische Theologie-Studium, das thematisch breit gefächert war und im Vorfeld der Aufklärung je nach Universität erstes kritisches Denken hervorbrachte, führte auch dazu, dass etliche Absolventen ganz oder als private Beschäftigung neben dem Dienst als Pfarrer naturwissenschaftlich-technischen Studien nachgingen.

Halle, unter den letzten Erzbischöfen die eigentliche Residenzstadt, musste mit Beginn der brandenburgischen Herrschaft seine Bedeutung als Regierungssitz an Magdeburg abtreten. Lediglich einige Behörden blieben in Halle, so, da in Halle und der Umgebung Salz gewonnen wurde, die Salinenverwaltung. Karl von La Roche (1766–1839), zu der Zeit noch Assessor des Salzamtes in Halle und Freund der Familie Dacheroeden, reiste häufig nach Burgörner, indem er sich Hoffnungen auf Karolines Hand machte. Seine Bedeutung als Salzmetropole hat Halle bis in das 20. Jahrhundert beibehalten. Es war 1914 die reichste Stadt Deutschlands. Noch heute ist ein erheblicher, allerdings renovierungsbedürftiger Bestand an früheren Pracht-Villen vorhanden, die den früheren Reichtum erahnen lassen. Halle ist ferner mit seiner berühmten Halloren-Fabrik ein Mekka der Süßigkeiten, deren Werksverkauf vor allem bei weiblichen Touristen leidenschaftliches Interesse findet.

6. Unsere Fahrt durch die Goldene Aue

Unsere Fahrt führte an Hettstedt vorbei in Richtung Eisleben. In Siersleben, dem früher zum Gut Burgörner gehörenden Vorwerk, durchfuhren wir für wenige Kilometer den südlichen Zipfel des ehemaligen Dacheroeden-Humboldtschen

„Territoriums“. Überhaupt hätten wir, wären wir zu damaliger Zeit gereist, wegen der vielen Gebietsstreuungen ständig eine „Staatsgrenze“ überschreiten müssen: Von Magdeburg aus wären wir zunächst über preußisches Gebiet und durch das Fürstentum Anhalt-Berneburg, anschließend über kursächsisches Territorium, sodann wieder über brandenburgische Erde, darauf zweimal im Wechsel über Sachsen-Eisenacher und Sachsen-Weimarer Gebiet, weiter über den preußischen Teil der Grafschaft Mansfeld, dann über die Grafschaft Stolberg-Stolberg gereist und schließlich in Auleben angelangt, das zu Schwarzburg-Rudolstadt gehörte. Der Begriff einer Deutschen Nation war damals allenfalls in Ansätzen entwickelt. Jedes andere Territorium galt dem eigenen gegenüber als „Ausland“.

In der Gegend von Eisleben fielen uns die zahlreichen kegelförmigen, über 100 Meter hohen Halden – die „Pyramiden des Mansfelder Landes“ – auf, die Zeugen des hier bis um 1990 betriebenen Kupferschieferbergbaues sind, in dessen Rahmen auch Silber und weitere Nichteisen-Metalle gewonnen wurden. Etwa um 1920 wurde auch Kalibergbau betrieben. Die Stadt Eisleben, an der wir vorüberfahren, war nicht nur die Stadt Martin Luthers, sondern im 18. Jahrhundert der Verwaltungssitz des Oberaufsehers⁶ der Grafschaft Mansfeld „Kursächsischer Hoheit“. Die Mansfelder Grafen waren trotz der reichhaltigen Bodenschätze ihrer Grafschaft bereits im 16. Jahrhundert in Insolvenz geraten. Eine aufwendige Lebensführung und Kinderreichtum, zugleich aber Rivalitäten der drei Hauptzweige Vorderort, Mittelort und Hinterort – so benannt nach den Teilen im Schloss Mansfeld, die sie bewohnten – hatten die Grafen in eine Verschuldung gebracht, deren Tilgung sich Jahrhunderte lang hinziehen musste. Infolgedessen errichteten die Hauptgläubiger, der Erzbischof von Magdeburg und der Kurfürst von Sachsen, eine Zwangsverwaltung und teilten sich entsprechend der Gläubigeranteile die Grafschaft auf: 2/5 Anteile kamen unter Magdeburger, dann brandenburgisch-preußische, 3/5 unter kursächsische Verwaltung. Die Grafen von Mansfeld behielten nur ganz geringe Rechte, so die Kirchengaufsicht. Die Zwangsverwalter zweigten vom Steueraufkommen eine kleine Summe ab, die den Mansfelder Grafen eine bescheidene Hofhaltung erlaubte, und führten den größten Teil der eingezogenen Steuern als Schuldentilgung und Zins der eigenen Kasse zu. Oberaufseher in Eisleben war um 1750 Friedrich Abraham von Hopffgarten (1702–1774), der 1760 Karl Friedrich von Dacheroedens d. J. Schwiegervater wurde.

⁶ Entsprechend in etwa dem Amt des preußischen Landrates. Wahrscheinlich waren die Befugnisse und der zu beaufsichtigende Landesteil etwas umfassender.

Von Eisleben fuhren wir über die A 38 Richtung Nordhausen durch die äußerst fruchtbare, insbesondere obst- und gemüsereiche „Goldene Aue“ südlich des Harzes. Zur Zeit der DDR deckten die Bewohner der umliegenden Städte im Sommer hier als Selbstpflücker ihren Bedarf an Frischobst ein. Heute werden, wie die Bewohner seit Jahren klagen, Äpfel aus Italien und Apfelsinen aus Marokko vorgezogen. Der östliche Teil der „Goldenen Aue“ gehört zum Bundesland Sachsen-Anhalt, der westliche zum Freistaat Thüringen. In Sangerhausen war früher eine Textilindustrie beheimatet, wie man aus der Operette „Im weißen Rössl“ weiß. Der „schöne Sigismund“ Sülzheimer, („Hemdhosens, hinten zu knöpfen“) besaß hier seine Fabrik. Wir erinnerten uns daran und freuten uns, auch ein Stückchen Realbegegnung mit Örtlichkeiten aus dem Land der Operette genießen zu können.

Westlich von Sangerhausen bemerkten wir auf dem Schild einer Autobahn-Abfahrt den Hinweis auf die Königspfalz Tilleda, die einzige – ein Besuch ist sehr empfehlenswert! – voll ausgegrabene Königspfalz Deutschlands, 972 zum ersten Mal bezeugt. Einige Kilometer entfernt davon liegt das Dörfchen Hackpüffel an der Pfüffel, einem kleinen Bächlein. Das hier beheimatete Geschlecht der Herren von Hake (auch: Hacke) spielte für einen kurzen Moment eine Rolle im Leben von Karoline von Humboldt. Da das Gut heruntergewirtschaftet war, suchte ein Herr von Hacke sich durch eine Heirat mit Karoline zu sanieren. Er hielt also brieflich um ihre Hand an. Der Vater wies das Ansinnen in einem höflichen Antwortschreiben zurück. Karoline jedoch, die diesen Antrag „albern und impertinent“ fand, konnte es kaum erwarten „daß der Brief an Papa über dieses Sujet beantwortet sei, um ihn zu dem allerniedrigsten Gebrauch des Papiers zu kondamnieren“⁷.

Inzwischen konnten wir einen Blick auf den Kyffhäuser werfen, der mit einer Ausdehnung von 70 Quadratkilometern und einer Höhe von 474 Metern als Deutschlands kleinstes Gebirge gilt. Der Sage nach soll Kaiser Friedrich I., der 1190 in Kleinasien auf dem Kreuzzug verstarb, im Kyffhäuser seine Ruhestätte genommen haben. Es heißt, Barbarossa sende alle 100 Jahre seine Raben aus, die nachzusehen hätten, ob auch keine Not in Deutschland herrsche. Wenn doch, dann wolle Barbarossa seinen Ruhesitz verlassen, um in Deutschland wieder normale Zustände zu schaffen. Das hätte in den letzten 100 Jahren mehrfach der Fall sein müssen – allein im Kyffhäuser ist alles still geblieben. Auf dem Kyffhäuser ließ in den Jahren 1890 bis 1896 Kaiser Wilhelm II. (1888–1918; † 1941) eine Reiter-Statue seines Großvaters, Wilhelm I. (1861–1888; seit 1871

⁷ Brief v. 28.04.1790, in: Brautbriefe, S. 123.

Kaiser), errichten, um die politischen Erfolge während dessen Regierungszeit zu würdigen. Ein zweites Standbild dazuzugesellen, das ihn, Wilhelm II., gezeigt hätte – vielleicht hat er davon geträumt –, haben die Zeitläufte nicht mehr gestattet.

7. Die Verbindung der von Dacheroeden mit den von Posadowsky

Bevor wir Auleben erreichten, vergegenwärtigten wir uns in knappen Zügen die Geschichte derer von Dacheroeden. Das Geschlecht stammte aus dem Dorf Dachrieden westlich von Mühlhausen, verlagerte jedoch im 16. Jahrhundert seinen Gutsbesitz nach Osten in das Thüringer Becken. Die ältere Linie ließ sich in dem südlich von Sondershausen gelegenen Thalebra nieder, jüngere Linien erwarben Güter in Westgreußen und Mittelsömmern. Die Nachkommenschaft der jüngeren Linien war zahlreich, und ihr schmaler Gutsbesitz verkümmerte. Manche hatten nur $\frac{1}{4}$ Gutsanteil und mussten ihre Versorgung durch Kriegsdienste im europäischen Ausland suchen, während die Linie Thalebra durch kluges Wirtschaften sicheren Grundbesitz und unter den Standesgenossen ziemliches Ansehen erwarb. Georg Anton von Dacheroeden (1656–1728) erlangte schließlich das Amt des Stiftshofmeisters bei der Äbtissin von Quedlinburg und stand damit deren Hofstaat-Verwaltung vor. Er amtierte unter zwei Äbtissinnen und während einer zwischenzeitlichen Sedisvakanz. Die Äbtissinnen, aber auch weitere benachbarte Fürsten, bedienten sich Georg Antons Geschick in diplomatischen Angelegenheiten, so dass er schließlich den Titel „Königl. Großbritannischer und Kurfürstl. Braunschweigischer wie auch des Freien Reichs-Stifts Quedlinburg Geheimer Rat“ führte. Im Jahre 1713 kaufte Georg Anton das Gut Auleben, das näher an Quedlinburg lag und zu seinem Wohnsitz wurde. Auleben war bis 1685 von einer verwitweten Fürstin von Schwarzburg als Witwensitz bewohnt worden, dann jedoch nur von Pächtern, die das Haus hatten verkommen lassen. Georg Anton erwarb das Gut von den fünf Töchtern der verstorbenen Fürstin, von denen vier Stiftsdamen in Quedlinburg waren; er renovierte das Haus, auch Schloss genannt, von Grund auf und versah es mit neuen Möbeln.

Karl Friedrich von Dacheroeden (1705–1742) war sein einziger Sohn. Nach dem Studium der Rechte in Leipzig stellte ihn der Vater in Wien Kaiser Karl VI. (1711–1740) vor. Dieser unterhielt sich während der Audienz mit dem jungen von Dacheroeden in lateinischer Sprache, bot ihm jedoch in seiner Verwaltung keine Stelle an. Darauf präsentierte der Vater seinen Sohn in Berlin dem preußischen König Friedrich Wilhelm I. Dieser diskutierte mit dem Kandidaten in

deutscher Sprache und entschied ohne Umschweife: Den nehme ich! Karl Friedrich wurde in rascher Folge Kammergerichtsrat in Berlin, Regierungs-Vizepräsident in Halberstadt und 1738 Regierungspräsident in Magdeburg⁸.

Georg Anton, der Vater, war Stiftshofmeister der Äbtissin in Quedlinburg; er vertrat die Interessen der Äbtissin. Sein Gegen-Kollege in Quedlinburg war der Stifthsauptmann Friedrich Wilhelm von Posadowsky; er stand der Verwaltung vor und vollzog die Anordnungen des Königs in Berlin. In der Ämter-Hierarchie, wie sie bei offiziellen Anlässen sichtbar wurde, rangierte der Stifthsauptmann an dritter, der Stiftshofmeister an vierter Stelle. Persönlich müssen sie sich aber gut verstanden haben: Ersterer hatte eine Tochter, Letzterer einen Sohn. So kam es 1726 zu einer für beide Seiten vorteilhaften und offensichtlich von persönlichen Neigungen getragenen Eheschließung: Die vierzehnjährige Charlotte Ludmilla von Posadowsky (1712–1777) heiratete den einundzwanzigjährigen Karl Friedrich von Dacheroeden, der zu diesem Zeitpunkt schon Regierungs-Vizepräsident in Halberstadt war.

Die Familie Posadowsky war sehr religiös. Sie hatte um des Glaubens willen die schlesische Heimat verlassen. Mit Charlotte Ludmilla von Posadowsky fanden die Dacheroeden Anschluss an den Hallenser Pietismus und unterhielten enge Verbindungen zu der Familie von August Hermann Francke. Selbst Medikamente gegen Krankheiten wurden aus der Apotheke der Franckeschen Anstalten bezogen, die eine der berühmtesten in Deutschland war. In Magdeburg, dem Dienstsitz von Karl Friedrich d. Ä. und späteren Witwensitz von Charlotte Ludmilla, entstand eine enge Bekanntschaft mit Abt Johann Adam Steinmetz (1689–1762) von Kloster Berge, einer berühmten Schul- und Erziehungsanstalt nach dem Vorbild der Hallenser Einrichtung. Die Familien Posadowsky und Dacheroeden unterstützten die Franckeschen Anstalten mit Geldsummen und ließen dort auf ihre Kosten Waisenkinder erziehen, für die sie Patenschaften übernahmen. Sie spendeten für die Ostindien-Mission in Trankebar. Als Gott-hilf August Francke (1696–1769), der Sohn von August Hermann Francke und sein Nachfolger, starb, war die Familie Dacheroeden eine von 200 Personen im Reich, denen die Witwe eigenhändig den Tod ihres Mannes mitteilte.

In seinem Testament schrieb der früh an der Gicht verstorbene Karl Fried-

⁸ Er verstarb bereits 1742 in Magdeburg. Auf mein beharrliches Drängen hin forschte die Magdeburger Domführerschaft nach der Grabplatte und konnte sie uns bei der Dombesichtigung am Tag zuvor (27.05.2011) auf der Innenfläche des Kreuzganges zeigen. Im Archiv der Kirchengemeinde Burgörner befindet sich eine wahrscheinlich von der Witwe verfasste Auflistung der Begräbniskosten. Deren Höhe belief sich auf ein Jahresgehalt des Regierungspräsidenten. Ein standesgemäßes Begräbnis war damals eine unumgängliche gesellschaftliche Verpflichtung.

rich d. Ä., er hinterlasse seiner Frau sein gesamtes Hab und Gut, und er tue dies, weil allein um ihrer Güte willen aller Segen vom Himmel über sein Haus gekommen sei. Charlotte Ludmilla war eine tief religiös bestimmte Frau. Über ihren wahrscheinlich letzten Brief an den Sohn (1777) hat sie als Motto geschrieben: „Gelobet sei der Herr der mir hilft täglich“ – und sie schließt den Brief mit dem Gruß: „Gott sei dein und deiner Kinder Gott“.

8. Auleben

In Auleben konnte der Vizepräsident der Humboldt-Gesellschaft, Herr Dr. med. Erich Bammel, der die Delegation in Vertretung des erkrankten Präsidenten, Herrn Prof. Dr. med. Dr. h.c. Erwin Kuntz, leitete, folgende Persönlichkeiten begrüßen: Herrn Bürgermeister Maik Schröter, Bürgermeister der Landgemeinde Stadt Heringen; Herrn Altbürgermeister von Auleben Karl Ludwig Weber; Herrn Oberstudiendirektor Ralf-Gerhard Köthe, Leiter des Humboldt-Gymnasiums Nordhausen; Frau Historikerin und Kulturforscherin Heidelore Kneffel sowie Herrn Harald Karnstedt, Leiter des Fördervereins „Goldene Aue“; der Ortsbürgermeister, Herr Thomas Haumer, war aus dienstlichen Gründen leider verhindert.

Auleben, am Nordhang des Kyffhäuser-Gebirges gelegen, gewährt einen malerischen Blick auf die Goldene Aue und den Südharz. Das Dorf umfasste in früheren Jahrhunderten neben dem Dacheroeden-Humboldt'schen Gut vier weitere Adelshöfe. Nach Karolines Eheschließung wurde Auleben insbesondere zum Lieblingsaufenthalt ihres Bruders Ernst Ludwig Wilhelm (1764–1806), der sich 1798 mit Louise Sophie Charlotte Wagner von Carlsburg (1781–1820) verheiratete. Auleben führt als einziges bekanntes Dorf den Titel: Europa-Dorf. Nach einer Gebietsreform im vergangenen Jahre zählt es neuerdings mit anderen Gemeinden zu einer Großgemeinde, der „Landgemeinde Stadt Heringen/Helme“. Die Humboldt-Gesellschaft hat zur Gemeinde Auleben ein besonderes Verhältnis: Ihrer vorigen Präsidentin, Frau Professor Dr. Gudrun Höhl (1918–2009), wurde wegen ihrer Verdienste um das Wiederaufleben der Humboldt-Tradition in Auleben am 27. März 2008 um 13:42 Uhr die Urkunde als Ehrenbürgerin des Ortes überreicht.

Im Anschluss an die Begrüßung erhielten wir im Vortragsraum des Schlosses einen näheren Einblick in die Pflege der regionalen Tradition. Frau Kneffel ging in ihrem Beitrag sowohl auf die Ortsgeschichte als auch auf Episoden aus dem Leben von Karoline von Humboldt im Jahre 1814 in Auleben (siehe auch der

entsprechende Artikel in diesen Abhandlungen) ein, und Herr Oberstudiendirektor Köthe stellte die Humboldt-Tradition sowie deren Pflege an seinem Gymnasium in Nordhausen dar. Die Mitglieder der Humboldt-Gesellschaft waren sehr beeindruckt von dem nachhaltigen Beitrag, den dort das mit Überzeugung gepflegte Humboldt-Bewusstsein für die Identitätsfindung der Jugend zu leisten vermag. Anschließend nutzten wir die Gelegenheit, im Schloss die Räumlichkeiten des mit Sorgfalt geführten Heimatmuseums zu besichtigen. Sowohl für die älteren wie auch die jungen Mitglieder der Humboldt-Gesellschaft war es eindrucksvoll, anhand der Exponate die Entwicklung in Lebensalltag und Technik innerhalb der letzten 100 Jahre vor Augen geführt zu bekommen.

Der Vormittag in Auleben wurde durch ein gemeinschaftliches Mittagessen im uralten Schlosskeller beendet. Sowohl die Kräutersuppe *à la Caroline*⁹ wie auch die als Nachspeise gereichte „Marburger Brodtorte“¹⁰ waren sehr schmackhaft und bewirkten eine angeregt sich unterhaltende Tischgesellschaft.

9 Es handelt sich um ein Rezept aus dem Familien-Kochbuch von Frau von Humboldt-Dachröden. Die Kräuter stammen von den Familienäckern und -wiesen; sie wurden in den Wochen zuvor von Frau und Herrn von Humboldt-Dachröden mit großer Sorgfalt gesammelt.

10 Während des Aufenthaltes ab Sommer 1791 in Burgörner erfreut Karoline ihren Wilhelm mit selbstgebackener Obsttorte und „Marburger Brodkuchen“, wie sie ihrem Bruder in einem ihrer Briefe mitteilt. Ein spezielles Rezept zu letzterem fehlt. Jedoch findet sich in dem um 1850 erschienenen Pierer's Universal-Lexikon, Bd. 17, S.702, folgende Angabe: „Brodtorte, wozu 10-16 Eidotter mit ½ Pfund Zucker eingerührt, ½ Pfund mit Rosenwasser zerstoßene Mandeln, 1 Loth Zimmt, 1 Loth Muscatblütchen, ½ Loth Nelken, die mit Zucker abgeriebene Schale von zwei Citronen u. ¼ Pfund fein geriebene u. zerstoßene Rinde von Schwarzbrot zugesetzt werden; dieser Masse gibt man mit Eiweißschaum eine weiche Consistenz u. bäckt sie in einer kupfernen od. blechernen Form bei mäßiger Hitze“. – Erst recht in Burgörner im Verlauf der ersten Schwangerschaft scheint Karoline auf guten Appetit und Kochbesessenheit gekommen zu sein. Im Dezember richtet sie für eine größere Zahl von Gästen folgendes Menu an: Suppe mit Sago, Rindfleisch mit Senf; brauner Kohl mit Kastanien und Bratwurst; Pudding mit Weinsöße; Fasanen mit Kompott, Auflauf von eingemachten Kirschen; Obst zum Dessert, danach Kaffee und Likör für die Herren. Die ganze Gesellschaft sei außerordentlich heiter gewesen, teilt Karoline dem Bruder mit. – Die Familie Dacheroeden war, so wusste man in Erfurt und auch am Weimarer Hof, allgemein auf gutes Essen bedacht. In der Bibliothek des Kammerpräsidenten befand sich eine Anzahl von Koch- und Backbüchern, insbesondere der feinen Küche. Der Hauskoch in Erfurt scheint sein Fach verstanden zu haben; Karoline bat ihn immer wieder um Zusendung neuer Rezepte. – Wilhelm war Liebhaber guten Weines, während Alexander Bier vorgezogen haben soll.

9. Unsere Fahrt durch den Landkreis Mansfelder Land/Südharz nach Hettstedt und dem Ortsteil Burgörner.

Die Rückfahrt führte zunächst wieder über die A 38, dann über die B 86 durch ein Stück Südharz. Von der B 86 geht ein Abzweig – dem wir jedoch nicht folgen konnten – zum malerisch gelegenen Dorf Höhnstedt, das in einem Anbaugebiet des Saale-Unstrut-Weines liegt. Dieser Wein gilt in seiner maßvoll ausgewogenen Herbheit als eine geheime Köstlichkeit unter den deutschen Weinen. In Mansfeld befuhr unser Busfahrer eine Straßenstrecke, von der aus das Schloss der Grafen von Mansfeld, am Berge hoch über der Stadt gelegen, gut erkennbar war. Der jetzige Landkreis, dessen Verwaltung sich in Sangerhausen befindet, ist nach 1990 durch mehrfache Kreisgebiets-Reformen entstanden. Der 1952 gebildete, jedoch inzwischen in den genannten Großkreis aufgegangene Kreis Hettstedt, bestehend aus der Stadt Hettstedt und einigen Orten im Umland, war, wie die meisten DDR-Kreise, klein, und die damals neue Kreisstadt Hettstedt selbst musste erst durch einige Eingemeindungen kreisstadtfähig gemacht werden. Zu diesen Eingemeindungen zählte auch seit 1950 der jetzige Ortsteil Burgörner, sehr zum Leidwesen der Einwohner, die ihre historische Tradition, die auch die Erinnerung an die Dacheroeden und Humboldt umfasst, immer wieder zum Bewusstsein bringen musste.

Heute ist Hettstedt eine Stadt mit seit 1990 entstandener großer Industrie-Branche. Dies war bei der Durchfahrt deutlich zu erkennen. Der gesamte Mansfelder Kupferschiefer-Bergbau und die Hüttenindustrie wurden wegen Unrentabilität stillgelegt mit der Folge, dass sich erhebliche soziale Verwerfungen ergaben und bis heute vorhanden sind. Die lokalpolitische Lage ist sehr schwierig. Mit viel Geschick gelingen sowohl durch Initiative des Kreises wie auch der Stadt Hettstedt erfolgversprechende industrielle Neuansiedlungen. In diese Zukunftsperspektive soll auch der kulturelle Reichtum der Region integriert werden. So hat der Kreis zusammen mit den einzelnen Städten und Gemeinden im Jahre 2009 den Verband „Erlebniswelt Museen“ gegründet, in dem zehn kleinere Museen dieser mit Kultur gesegneten Region mit je einer eigenen inhaltlichen Schwerpunktsetzung zusammengefasst sind, so dass durch diese Bündelung trotz äußerst knapper öffentlicher Kassen für möglichst alle Museumsstätten eine Überlebenschance gegeben ist. Auch das Schloss in Burgörner wurde in diesen im Aufbau begriffenen Verband eingebracht. Als Betriebsführer fungiert zunächst noch die Stadt Hettstedt. Das Schloss beherbergt das Mansfeld-Museum, das einen profunden Einblick in die Geschichte des Mansfelder Kupferschieferbergbaus und der Kupferschiefer-Verarbeitung gewährt und unter tätiger Mithil-

fe eines Fördervereins betrieben wird. Nördlich von Hettstedt befindet sich das Novalis-Museum mit der Novalis-Forschungsstätte. Es ist zugleich Sitz der Internationalen Novalis-Gesellschaft und der Stiftung „Wege wagen mit Novalis“. Die Einrichtung ist selbstständig und steht unter der Leitung von Frau Dr. habil. Gabriele Rommel. Ihrem Ehemann, Herrn Dr. Ludwig Rommel († 2005), kommt das große Verdienst zu, als damaliger Leiter des Mansfeld-Museums die Humboldt-Tradition für das „Humboldt-Schloss“ wieder aufgegriffen zu haben. Frau Dr. Rommel – aber auch der Stadt Hettstedt und dem Landkreis – ist es mit zu verdanken, dass die Einrichtung nach dem Tode ihres Mannes weitergeführt wird.

10. Karl Friedrich von Dacheroeden d. J.

Auf der Fahrt nach Burgörner wurde mit Wilhelm von Humboldts Schwiegervater Karl Friedrich von Dacheroeden d. J. (1732-1809) die letzte Persönlichkeit unserer Reise vorgestellt. Er war das älteste Kind und der einzige Sohn von Karl Friedrich von Dacheroeden d. Ä. und Charlotte Ludmilla geb. von Posadowsky. Vier Schwestern waren jünger. Karl Friedrich d. J. besuchte zunächst die pietistische Bildungsstädte Kloster Berge in Magdeburg und studierte sodann in Halle Kameralistik, ein damals neu eingerichteter vorwiegend ökonomisch ausgerichteter Bildungsgang, den man als eine Vorform der heutigen Wirtschaftswissenschaften verstehen kann. Von 1753 bis 1763 bewährte er sich als Landrat der Grafschaft Mansfeld „preußischer Hoheit“ (siehe Abschnitt 6). Das Schloss in Burgörner war sein Verwaltungssitz. 1763 ernannte ihn Friedrich d. Gr. zum Präsidenten der Kriegs- und Domänen-Kammer in Minden-Ravensberg, wo Karl Friedrich insbesondere den Aufbau der Nachkriegswirtschaft förderte. Da er ein liberales Wirtschaftskonzept vertrat, geriet er in Gegensatz zu der dirigistischen Wirtschaftsauffassung des Königs, der Karl Friedrich von Dacheroeden Ende 1770 entließ. Verschiedene aus diesem Zusammenhang heraus entstandene Verdächtigungen, er habe sich aus den königlichen Kassen bereichert, konnten in den Folgejahren gänzlich entkräftet und als persönliche Diffamierungen entlarvt werden.

Karl Friedrich von Dacheroeden siedelte nunmehr nach Erfurt über, das zum Erzbistum Mainz gehörte, und lebte fortan von den Einkünften seiner Güter. Den Winter brachte er mit seiner Familie in Erfurt zu. Er zählte dort zu den gesellschaftlich führenden Kreisen und wurde voller Hochachtung „der Präsident“ genannt. Er leitete als Direktor die „Akademie gemeinnützigler Wissen-

schaften“, deren Präsident der Statthalter Karl Theodor Anton Maria Reichsfreiherr von Dalberg (1744–1817) war, zugleich auch Koadjutor¹¹ des Erzbistums Mainz. In staats- und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten bediente sich der Koadjutor oft seines Rates. Auch von anderen Personen, Adligen wie Bürgerlichen, wurde seine Fachkenntnis sehr geschätzt. Für verschiedene Regierungen verfasste er rechtspolitische Gutachten. Karl Friedrich d. J. zählte zur dritten pietistischen Generation, die sich insbesondere durch eine ausgeprägte Tatfrömmigkeit auszeichnete. Er las täglich die Losungen der Herrenhuter Brüdergemeinde. Seiner Schwester Sophie Auguste (1737–1812), verheirateter Gräfin von der Golz auf Gut Schöningen bei Stettin, schrieb er in seinem Brief vom 14. April 1806, er habe „in freudigem Hinaufblicken auf die väterlichen Leitungen des, der von Kindes Beinen an ... [ihn] so gütig und glücklich geführt und gebildet“, nie den Glauben daran verloren, dass dieser auch „die härtesten und demütigsten Prüfungen“ stets zu seinem „waren Besten ausschlagen lassen“ werde.

Karl Friedrich von Dacheroeden besaß eine recht umfangreiche Bibliothek von nahezu 5000 Titeln, von denen einige Schriften offensichtlich bereits vom Vater und vom Großvater angeschafft worden waren. Das Denken von Karl Friedrich war planvoll. Dies lässt sich z. B. an den Buchtiteln zu alltäglichen Lebensfragen ablesen: Trat eine Problematik bestimmter Art auf, z. B. Reparaturen auf seinen Gütern, die Einrichtung einer preisgünstigen Beheizung usw., so beschaffte sich der Präsident offensichtlich zuerst ein theoretisches Werk, um dann die praktische Umsetzung zu überlegen und die Handwerker anzuleiten. Auch zu wichtigen politisch-sozialen Tagesereignissen besorgte sich Karl Friedrich unverzüglich aktuelle Literatur.

Im Jahre 1760 hatte Karl Friedrich von Dacheroeden, der Mansfelder Landrat „Preußischer Hoheit“, die Tochter Ernestine (1734–1774) des Friedrich Abraham von Hopffgarten (1702–1774, ebenfalls aus „uradliger“ Familie) geheiratet, der das Amt des Mansfelder Oberaufsehers der „sächsischen Hoheit“ in Eisleben versah. Die Familie Dacheroeden, bisher auf Preußen ausgerichtet, bekam dadurch Zugang zu maßgeblichen sächsischen Adelskreisen. Die Schwiegermutter, Ernestine Louise von Hopffgarten (1705–1768), war eine geborene Freiin von Knigge und mit dem berühmten Adolph Franz Friedrich Ludwig Freiherrn von Knigge (1752–1796) verwandt. Auf diese Weise gelangte Kniggesches Blut in die Nachkommen von Wilhelm von Humboldt. Sozial gesehen zeigt diese Heirat mitten im Siebenjährigen Krieg unter Amtsträgern verfeinde-

¹¹ Weihbischof mit dem Recht der Nachfolge.

ter Fürsten, dass der Adel damals über die Zugehörigkeit zu politischen Territorien hinweg einen recht engen eigenen, schichtenbezogenen Zusammenhang pflegte. Man war in erster Linie nicht so sehr Preuße oder Kursachse, sondern zunächst einmal Angehöriger einer standesbezogenen Schicht mit eigener Identität.

11. Burgörner

Ausgrabungen aus den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zufolge befand sich im heutigen Burgörner bereits etwa um 4000 v. Chr. (Jungsteinzeit) eine Ansiedlung. Im Hochmittelalter standen auf dem Kirchberg eine Kirche oder eine Burg. Der Ort, zum preußischen Teil der Grafschaft Mansfeld gehörig, lag direkt an der Grenze zum sächsischen Bereich, genauer: Er schob sich wie eine kleine nach Osten gelagerte Ausbuchtung in den sächsischen Teil hinein. Hettstedt, etwa zwei Kilometer nördlich gelegen, gehörte zur sächsischen Verwaltung, war also eigentlich „Ausland“. Burgörner war nicht so abgeschieden gelegen, wie es der bei der Darstellung persönlicher Situationen gelegentlich zur Untertreibung neigende Wilhelm von Humboldt beschrieb. Der Ort lag vielmehr an Reisewegen nach Erfurt, Halle und Magdeburg. Häufige Besuche führten die Dacheroeden z. B. zur Verwandtschaft nach Magdeburg und nach Naumburg. Auch Halle wurde immer wieder aufgesucht. Dort kannte man den Stadtpräsidenten¹² Heinrich Ludwig Willibald Barkhausen (1742–1813), einen engen Freund des Kammerpräsidenten, den Professor August Hermann Niemeyer (1754–1828) als Direktor der Franckeschen Stiftungen und Professor an der Universität, den Universitätskanzler Karl Christian von Hoffmann (1735–1801), dem das Gut Dieskau mit seinen Gartenanlagen gehörte – der auch mit den Humboldts in Berlin befreundet war. Ebenso oft fanden Gegenbesuche statt. Besuche gab es auch durch den und bei dem Adel der Umgebung, mit dem man zum Teil verwandt war. Dazu kamen die Bergbau- und Hütten-Aufsichtsbeamten vom Oberbergamt Rothenburg, weiterhin die Stadtbeamten aus Hettstedt, die Amtleute aus den benachbarten Ämtern, die örtlichen Berg- und Hüttenbeamten, die Pfarrer der umliegenden Gemeinden, vor allem der Ortspfarrer Christoph Friedrich Giebelhausen (1734–1822).

Zum Gut Burgörner gehörte kein Wald. Jedoch versorgten die Steiger, die in der näheren Umgebung auf die Jagd gingen, die Dacheroedensche Küche mit

¹² Der Stadtpräsident, auch als Bürgermeister bezeichnet, wurde vom Landesherrn eingesetzt.

Wildbret. Karoline wusste dies bei ihrer ersten Schwangerschaft im Herbst 1791 sehr zu schätzen, als sie plötzlich großen Appetit verspürte.

Wenige hundert Meter östlich vom Schloss lag die „Hoheit“, die preußische Verwaltungs- und Beamtensiedlung der örtlichen Bergbau- und Hüttenwerke. Männliche Besucher der Schlossbewohner mussten dort übernachten, wenn sie länger bei den Dacheroeden zu Besuch blieben. Das galt auch für Wilhelm, solange Karoline und er nicht miteinander verheiratet waren; alles musste schicklich bleiben. Die Aufenthalte in Burgörner waren mithin zum Vergnügen von Karoline selten langweilig.

Ein weiteres Ereignis aus der Ortsgeschichte sei erwähnt: Im Jahre 1806 wurden die Verwundeten aus der Schlacht von Jena und Auerstedt an Burgörner und Hettstedt vorbei nach Magdeburg in die Lazarette transportiert. Der Magdeburger Kommandant, General Franz Kasimir von Kleist (1736–1808), übergab dann die Stadt kampfflos. Mit den noch verbliebenen wenigen kampftauglichen Truppen wäre ein Widerstand sinnlos gewesen. Franz Kasimir von Kleist hatte schon in früheren Jahren als junger Offizier in Magdeburg gedient. Seine älteste Tochter Karoline (*1767, † ?) war Karoline von Dacheroedens Spielfreundin, wenn diese in Magdeburg bei der Verwandtschaft zu Besuch war.

Wir trafen gegen 15.00 Uhr in Burgörner am Schloss ein. Dort konnte Herr Dr. Bammel als Ehrengäste begrüßen: 1. Frau Kreis-Kulturdezernentin Christin Hachmeister-Hübner in Vertretung des Landrates Herrn Dirk Schatz; 2. Herrn Bürgermeister Jürgen Lautenfeld aus Hettstedt; 3. Herrn Stadtratsvorsitzenden Marko Steckel aus Hettstedt; 4. Herrn Oberstudiendirektor Joachim Sommer, Leiter des Gymnasiums Hettstedt, das von diesem Schuljahr ab den Namen: „Wilhelm und Alexander von Humboldt-Gymnasium“ trägt; 5. Herrn Ortspfarrer von Burgörner Dr. theol. Matthias Paul; 6. Herrn Landrat a. D. Peter Sommer; 7. Frau Dr. habil. Gabriele Rommel, Leiterin des Novalis-Museums für Frühromantik in Oberwiederstedt und der diesem angeschlossenen Einrichtungen; 8. Herrn Danny Könnicke, Geschäftsführer des Vereins „Erlebniswelt Museen“, in dessen Verband sich das Mansfeld-Museum befindet; 9. Herrn Arnim Leuchte, 1. Vorsitzender des Berg- und Hüttenvereins; 10. Herrn Bernd Friedrich, 1. Vorsitzender des Fördervereins Mansfeld-Museum; 11. Herrn Hans-Jürgen Radam, Leiter der Schlosseinrichtungen und des Mansfeld-Museums. Die stattliche Zahl von Honoratioren sowie der sonstigen Interessierten aus der Bevölkerung unterstrich die Bedeutung, die dem Besuch der Humboldt-Gesellschaft beigemessen wurde.

Sodann nahm der Vizepräsident der Humboldt-Gesellschaft, Herr Dr. med. Wolfgang Siegfried, die Einweihung der von der Humboldt-Gesellschaft ge-

stifteten Namens-Tafel „Humboldt Schloss“ vor. Er führte aus, dass nach wechsellvollen Bezeichnungen in der Vergangenheit nunmehr dem Schloss der endgültige Name „Humboldt Schloss“ gegeben werde. Hier habe Wilhelm von Humboldt im Winter 1791 auf 1792 – also vor nahezu 220 Jahren – die grundlegenden Gedanken seiner Schrift: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“ entwickelt. In dieser Schrift fordert Wilhelm von Humboldt einerseits vom Staat, unmissverständliche Grenzen einzuhalten, wenn er auf seine Bürger einwirkt. Andererseits müsse jeder Bürger seine verstandesbezogenen, psychischen und moralischen Kräfte auf das Höchste bilden: „Dies ist der beste Schutz gegenüber jeder Art von Bevormundung“. Herr Dr. Siegfried schloss seine Widmungsrede mit den Worten: *„Es ist wichtig und notwendig, dass durch die Namensgebung jedermann, nicht zuletzt aber den Menschen an diesem Ort und in dieser Region, die Leistung dieses großen politischen Denkers und Wissenschaftlers bewusst bleibt. Der Name Humboldt steht für die hohe Verpflichtung, sich mit nimmermüdem Eifer und tiefem Verantwortungsbewusstsein für die gegenwärtige und zukünftige Gestaltung von Politik, Gesellschaft und Wissenschaft einzusetzen“*. – Im Anschluss an die Rede halfen eine Schülerin und ein Schüler des Hettstedter Gymnasiums bei der Enthüllung der rechts vom Eingangsportal angebrachten Namens-Tafel, die die Inschrift trägt:

Humboldt
Schloss

Gedenktafel der Humboldt-Gesellschaft für
Wissenschaft, Kunst und Bildung e. V. anlässlich der
Namensgebung am 28. Mai 2011

Herr Georg von Humboldt-Dachröden, der Mitglied der Humboldt-Gesellschaft ist, rundete die Feierlichkeit mit einem kurzen Vortrag zur Geschichte von Schloss und Familie ab. Die musikalische Begleitung durch den Chor des Gymnasiums unter Leitung von Frau Kindermann verlieh der Namensgebung eine feierlich-beschwingte Note.

Anschließend konnten das Schloss mit den darin befindlichen Ausstellungen des Mansfeld-Museums einschließlich des dort als Dauerexponat gehaltenen Grundbestandteils der Ausstellung: Wilhelm von Humboldt und Burgörner (2004) besichtigt werden. Der Leiter des Museums, Herr Hans-Jürgen Radam (siehe auch den entsprechenden Artikel in den Abhandlungen), führte den in ei-

nem Nebengebäude installierten Nachbau einer 1785 in Betrieb genommenen Dampfmaschine vor und informierte sehr instruktiv und auch für Nichtfachleute verständlich zu deren Funktionsweise und Geschichte: Die ursprüngliche Dampfmaschine war als Produkt einer Industriespionage entstanden, wobei sie der zuvor von Friedrich d. Gr. nach England zum Besuch der Maschinenfabrik von James Watt geschickte Ingenieur Carl Friedrich Bückling (1756–1812) aus seinen Beobachtungen und eigenen Berechnungen nachkonstruiert hatte. Die volle Leistungskraft zur Entwässerung des König-Friedrich-Schachtes bei Burgörner zeigte sich allerdings erst einige Jahre später, als etliche Verbesserungen vorgenommen worden waren. Die Dampfmaschine galt damals als technische Sensation und wurde von vielen Fachleuten besichtigt und bestaunt. Sie diente auch Wilhelm von Humboldt als Vorwand für seinen ersten Besuch in Burgörner, während er in Wirklichkeit mit Karoline zusammentreffen wollte – dies so direkt verlauten zu lassen, wäre höchst unschicklich gewesen. Außerdem besichtigten wir die auf dem Freigelände befindlichen Maschinen-Exponate, ein Walzwerk, ein Hammerwerk, eine Industrie-Kleinbahn usw., die mit großer Sorgfalt von den Mitgliedern des Fördervereins gepflegt werden. Ein besonderer Reiz ergab sich außerdem durch das Auftreten von Mitgliedern des Bergbau- und Hüttenvereins in Bergmannsuniformen aus der Zeit vor 1800.

Zum Abschluss des Besuches in Burgörner suchten die Teilnehmer der Fahrt die etwa 200 Meter vom Schloss entfernt gelegene Patronatskirche St. Nikolaus auf. Karl Friedrich von Dacheroeden d. J. hat selbst die um 1800 vorgenommene Renovierung der Kirche zu ihrer jetzigen Gestalt beaufsichtigt und durch Spenden unterstützt. Das Patronat ging nach Karoline und Wilhelm von Humboldts Tod auf ihre Töchter Karoline (1792–1837), Adelheid von Hedemann (1800–1852) und Gabriele von Bülow (1802–1887) über, bis das Gut 1885 von August von Loën (1843–1919), einem Ur-Enkel Wilhelm von Humboldts, an die Mansfeldsche Kupferschieferbergbau-Gewerkschaft verkauft wurde, die bereits rings um das Gut ihre Industrieanlagen errichtet hatte. In der Kirche waren noch die entsprechenden Adelswappen der Familie sowie vom Eingang links neben dem Altar der separate Kirchenstuhl für die Patronatsfamilie zu sehen. Nach einer kurzen Begrüßung durch den Vorsitzenden des Presbyteriums – die Gemeinde umfasst derzeit etwa 115 (!) Mitglieder – referierte der Ortspfarrer, Herr Dr. theol. Matthias Paul, über Humboldts religiöses Gedankengut unter gegenwärtigem Denken. Der Aufenthalt in der Kirche wurde nach der langen Besichtigungstour des gesamten Tages wohltuend und besinnlich eingeraht durch einige Orgelstücke, die der Küster und Organist, Herr Hans-Werner Scharf, vortrug.

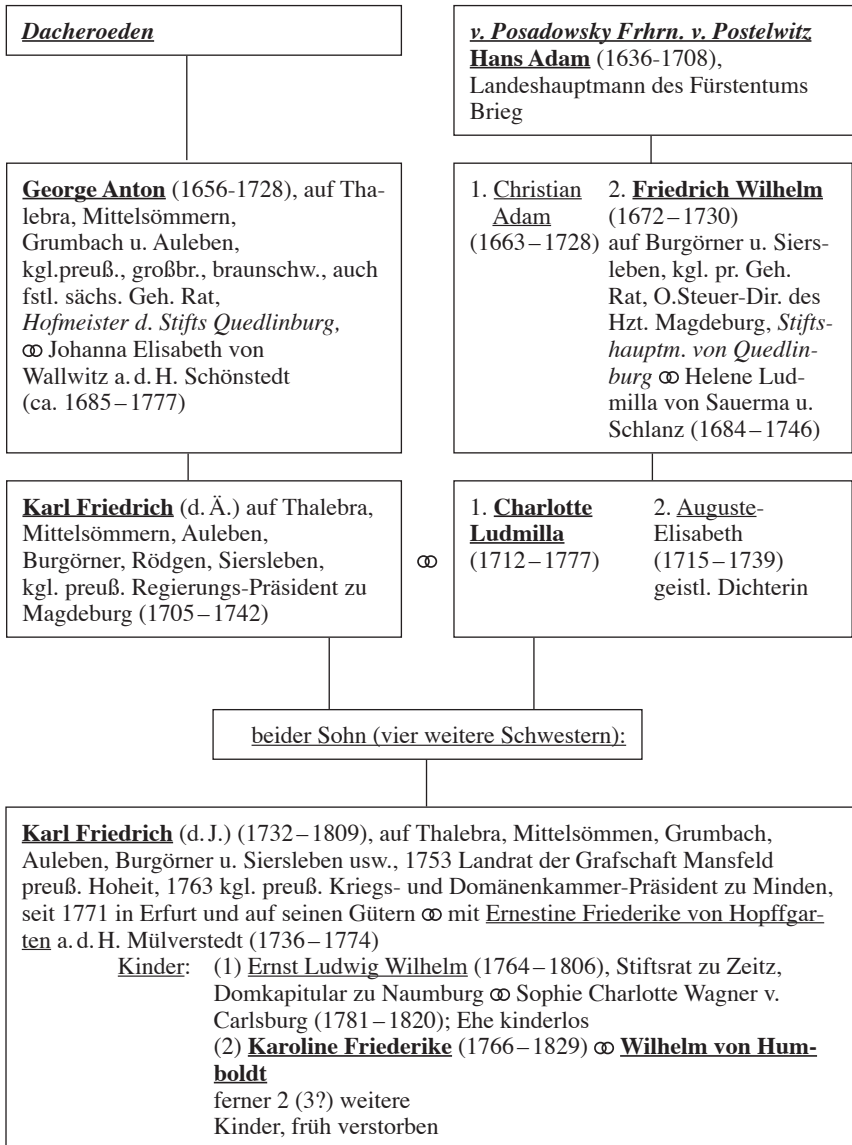
Etwa 300 Meter in südöstlicher Richtung von der Kirche entfernt ist noch der Humboldt-Hain gelegen. Im Jahre 1869 aus Anlass der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Alexander von Humboldt wurden das damalige „Küsterholz“, ein kleines Wäldchen, in „Humboldt-Hain“ umbenannt und eine Gedenktafel angebracht, die an Alexander von Humboldt erinnern sollte. Hier befand sich später ein Schießstand, den der Schützenverein Burgörner benutzte – seit 1930 trug dieser den Namen „Humboldt-Schützen Burgörner“. Das Gelände ist heute unwegsam und für eine Begehung ungeeignet, so dass auch wir darauf verzichten mussten. Bevor die Rückreise nach Magdeburg angetreten wurde, konnten einige Teilnehmer noch einen kurzen Blick auf die am Fuße des Kirchberges in Höhe des neben dem Schloss befindlichen Pastorats angebrachte Gedenktafel aus dem Jahre 1936 werfen¹³:

Preussischer Minister
Wilhelm von Humboldt
Gutsherr von Burgörner
* 22. Juni 1767 † 8. April 1835

Mit unserem Besuch in Burgörner und der Namensgebung „Humboldt Schloss“ durch die von uns gestiftete Namenstafel wollte sich unsere Humboldt-Gesellschaft – wie dies von Zeit zu Zeit für jeden Kultur- und Bildungsträger erforderlich ist – , ausdrücklich auf ihre geistigen Grundlagen besinnen. Wir wollten jedoch auch der Region ein Zeichen dafür setzen, dass sie sich auf die überragende Leistung dieses großen politischen Denkers und Wissenschaftlers besinnen kann. Sehr klar hat dies im Rückblick auf unseren Besuch der Kommentator Frieder Fahnert im Lokalteil Eisleben/Hettstedt der Mitteldeutschen Zeitung (Ausgabe 31. Mai) zum Ausdruck gebracht: „*Humboldt zählt zweifellos zu den großen, fortwirkend einflussreichen Persönlichkeiten der deutschen Kulturgeschichte. Hettstedt kann froh sein, dass er auch dort wirkte*“.

13 Die Gedenktafel wurde zum 100. Todestag von Wilhelm von Humboldt angebracht. Herr Ortschronist Erich Graf, Burgörner, machte mir entsprechende Zeitungsmeldungen in der „Hallischen Zeitung“ Anfang April 1936 zugänglich. Die Gedenktafel wird von Herrn Presbyter Hans Werner Scharf, Burgörner, gewissenhaft sauber gehalten. Beide Herren wiesen mich auf etliche gedruckte Publikationen und Manuskripte des seinerzeitigen Burgörner Ortpfarrers Lic. Wilhelm Hartmann hin, der in den 30er bis 60er Jahren intensive Ortskirchengeschichte betrieb und hierbei umfassend auch auf die Dacheroeden-Humboldt'sche Patronatsfamilie einging. Es ist geplant, die Arbeiten von Pfarrer Hartmann durch eine Publikation wieder zugänglich zu machen und dadurch zu würdigen.

Anhang: Familien v. Dacheroeden – v. Posadowsky Freiherrn v. Postelwitz



Caroline von Humboldts Aufenthalt in Auleben Mitte Oktober 1814*

VON HEIDELORE KNEFFEL

„... daß doch ja Keiner richten wolle über den Anderen! Jede Hülfe leisten, jede Freude spenden, mit der man von Herzen zu Herzen dringt, jede Thräne ehren, jedes Gemüth, soweit man es erkennt, zu begreifen suchen, streng gegen sich, nachsichtig gegen Andere.“

Diese Lebenserkenntnis der Caroline von Humboldt, geborene von Dacheröden, in der sie auch ihre Kinder erzog, geäußert in einem Brief, kam mir in den Sinn, als ich in ihrem Briefwechsel von einem Ereignis erfuhr, das sie mit ihrer Familie tief traf. Lesen wir einen Brief, den sie am 13. Oktober 1814 aus Auleben in der Goldenen Aue (siehe **Abbildung 1**) an ihren Mann schrieb, der



Abbildung 1: Auleben, an den Hängen der Windleite gelegen – Blick über Auleben und die Goldene Aue bis zum Harz

* Verfasst anlässlich ihres 180. Todestages am 26. März 2009 und vorgetragen von der Autorin im Schloss Auleben vor den Mitgliedern der Humboldt-Gesellschaft am 28. Mai 2011. Eine Übersicht der verwendeten Literatur befindet sich am Ende des Beitrages.

sich zu der Zeit im diplomatischen Dienst für Preußen in Wien aufhielt. Frau von Humboldt, die nach dem Tod ihres Bruders Ernst 1806 und des Vaters Karl Friedrich von Dacheröden 1809 die Erbin der Dacherödenschen Güter war, wohnte mit vier ihrer Kinder vom 12. bis zum 22. Oktober 1814 im Renaissance-Schloss des Ortes (siehe **Abbildung 2**), das ihrer Familie gehörte.



Abbildung 2: Das Humboldt'sche Schloss in Auleben (Renaissance-Bau)

Auleben, 13. Oktober 1814

Mein teures, liebes Herz!

Ich bin den 11. früh um 8 Uhr von Rudolstadt nach Erfurt gefahren. Die Fürstin ließ mich fahren, alles war sehr gut, nur die Wege konnte sie nicht besser machen, und in jeder Jahreszeit bleiben diese fürchterlich. In Erfurt kam ich bei guter Zeit an, besuchte einige alte Bekannte ... Den 12. fuhr ich von Erfurt früh um 5 Uhr ab und kam wohlbehalten hier an, wo ich seit 19 Jahren nicht war. Heute komme ich erst am Abend dazu, Dir zu schreiben. Die Visiten, die Pächter, die Justiz- und Amtsleute reißen sich um mich. Dunker überschwemmte mich mit ei-

ner Flut gesammelter Akten und Papiere, er ist durchaus wie der selige Papa. Aber rührend gefreut hat er sich an dem Anblick der Kinder.

Der Vorfall mit Therese hat mich so angegriffen, daß ich es Dir nicht genug sagen kann. Die Betrachtung, wie man vielleicht oft an einem gräßlichen Schicksal vorübergeht, ohne es zu ahnden, auf die man kommen muß, wenn einem dergleichen geschieht, hat mich tief erschüttert. Den 7. kam die arme Therese ins Irrenhaus. Mein Abschied von ihr war fürchterlich. Ich glaubte, das Herz bräche ihr, solche auch physische Erschütterungen hatte die Arme ...

Ich habe Dir von Rudolstadt, geliebtes Herz, nicht wieder geschrieben, Gott weiß, ich konnte es nicht. Die Fürstin, Caroline, die Schillern, die Lengefeld, alle wollten mich haben und haben mich mit Liebe überhäuft, aber am Abend war ich mehr wie matt.

Die Erschütterung, der verhaltene Schreck über Thereses Gemütszustand hat schmerzlich auf meine Brust gewirkt. Ich fühlte gleich eine entsetzliche Spannung, seitdem ich hier bin, hat es sich mehr in eine stille Wehmut beim Wiedererblicken so vieler Gegenstände aus meinen Kinderjahren und unseres früheren Lebens aufgelöst, und ich muß oft weinen. Des Nachts muß ich aber beständig an das arme Geschöpf denken, wie sie sich wohl ruhelos abquält.

Ich bin mit inniger Liebe Deine Caroline.

Die Briefschreiberin berichtet also ihrem Mann, dass sie und die Kinder von der Fürstin Caroline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt, von Caroline von Wolzogen, von Charlotte von Schiller und derer beider Mutter, Frau von Lengefeld, auf dem Rudolstädter Schloss mit Freude empfangen wurden. Mit allen waren die Humboldts seit längerem befreundet, und die Neugier war groß, denn seit 1802 hatte man sich nicht gesehen. Der Verwalter der Güter, Dunker, bei Carolines Vater als Sekretär tätig gewesen, somit seit langem der Familie Dacheröden/Humboldt verbunden, war erleichtert, denn nun konnte er unmittelbar die Verhältnisse auf den Gutsbesitzungen besprechen.

Frau von Humboldt erinnert sich in diesem Brief auch an ihre zahlreichen Aufenthalte in der Kindheit und Jugend auf dem Gut ihrer Familie in Auleben. Ausdrücklich erwähnt sie ihr mehrmonatiges Leben dort als Jungvermählte mit ihrem Töchterchen Caroline vom August 1792 bis zum März 1793, wo es im Schloss auch ein eifriges „Griechischtreiben“ gab, was beide ein Leben lang nicht mehr loslassen wird. Sogar das Lesebuch dafür, so erwähnt sie in einem anderen Brief an ihren Mann, war mit seiner Stofffülle in ihren Gedanken geblieben, die manchmal Verzweiflungstränen in die Augen getrieben hatte. Besonders hochleben ließen sie Griechenland damals im Dorf an den Hängen der

Windleite um die Weihnachtstage, als sie Besuch hatten von dem klassischen Philologen Friedrich August Wolf, gebürtig aus Hainrode, Professor an der Universität in Halle, ein hoher Geist und begnadeter Redner.

Die Erklärung, was es mit dem Vorfall um Therese Valois, dem Kindermädchen der Humboldts, auf sich hat, muss noch ein wenig warten, denn in gebotener Kürze will ich Carolines Lebenssituation deutlich machen.

Europa befand sich im Umbruch, wurde durch Napoleon und seine Kriege in Atem gehalten. Carolines Mann Wilhelm war seit 1802 im preußischen Staatsdienst mit unterschiedlichen Aufgaben an verschiedenen Orten betraut worden. Man war deshalb immer wieder einmal kürzere oder längere Zeit getrennt und nur durch Briefwechsel verbunden.

Caroline und die Kinder lebten nach einem achtjährigen Italienaufenthalt seit 1810 mit oder ohne Humboldt in Wien, aber der dort vorherrschende flüchtige, gesellige Verkehr mit aufwendigem Lebensstil behagten ihr nicht, zumal der Wiener Kongress ab September 1814, der die politische und territoriale Neuordnung in Europa definieren und festlegen sollte, das noch steigern würde. – *Der Kongreß tanzt!* wird es heißen. – Ihr ging es auch gesundheitlich nicht gut, und die Sorge um die Zukunft ihres 17jährigen Sohnes Theodor, der im Freiheitskrieg gegen Napoleon bei der kämpfenden Truppe war, belastete sie. Die „Luft“ in Wien also *peinigte und reizte* ihre Nerven, denn beiden Humboldts war klar geworden, dass es bei den Verhandlungen unter der Führung des Österreicher Fürst Clemens Wenzel von Metternich nicht um das einige deutsche Vaterland, also einen Nationalstaat, gehen würde.

In dieser angespannten Situation verabredete Caroline mit ihrem Mann, dass sie, die ein *Seelenbedürfnis nach einer anderen Natur verspürte*, sich mit den Kindern auf eine ausgedehnte Reise begeben würde. Metternich war erleichtert, als Frau von Humboldt Wien verließ, denn seit 1813 hatte er eine Möglichkeit gesucht, *sie aus Wien zu schaffen*, weil sie aus ihrer patriotische Gesinnung kein Geheimnis machte, und in den diplomatischen Kreisen kursierte: *Humboldt wird bei seinem großen Verstande von seiner Frau regiert*.

Im Mai 1814 setzte sich die Gesellschaft in Bewegung, die aus der Mutter, den drei Töchtern Caroline, Adelheid und Gabriele, dem jüngsten Sohn Hermann, dem Hofmeister, der französischen Kinderfrau Therese und einem Diener bestand. Über Salzburg, Innsbruck, Bregenz und Zürich erreichte man Bern, wo Humboldt im Juli für kurze Zeit zur Familie kam und auch der Sohn Theodor, der Urlaub von seinem Regiment erhalten hatte.

Wieder allein, besuchte man Anna Louise Germaine de Staël auf ihrem Schloss in Coppet am Genfer See, das seit 1806 als kosmopolitisches Zentrum

der liberalen Intelligenz galt, so dass man dort immer Personen antraf, die gut über den Zeitgeist unterrichtet waren. Denn diese Französin, Jahrgang 1766 wie Caroline, war eine Institution im damaligen Europa, war Schriftstellerin, politisch gegen Napoleon engagiert, führte einen Salon an den verschiedenen Orten ihres Lebens. Zahlreiche Maler porträtierten sie. Besonders bekannt ist das Bild des französischen Künstlers Francois Gerard, auf dem sie ihren legendären Turban trägt und einen obligatorischen Zweig in der Hand hält. Die Humboldts kannten die umtriebige Frau aus Paris, wo sie von 1797 bis 1801 gelebt hatten.

Napoleon hatte Madame de Staël 1803 aus der französischen Hauptstadt verbannt. Daraufhin reiste sie auch mehrere Monate durch Deutschland zu den Geistesgrößen der Zeit. Um sich gut verständigen zu können, lernte sie Deutsch. Natürlich war sie in Weimar, und zwar von Ende 1803 bis Ende Februar 1804. Dort wollte sie selbstverständlich die Dichter Goethe und Schiller treffen, aber die beiden Herren verhielten sich anfangs zu der couragierten, redefreudigen Dame reserviert, erkannten dann aber, dass man im Umgang mit ihr durchaus Gewinn hatte. Sie hielt fest: *Ich habe meine Meinung über Deutschland sehr geändert, seit ich in Weimar bin.*

Während ihres Italienaufenthaltes verkehrte sie wiederum mit den Humboldts. Caroline erwähnte in einem Brief vom Mai 1805, dass eine sehr *zeitkostspielige* Dame bei ihnen gewesen sei, Frau von Staël, *eine sehr geistreiche ... und innigst gute Frau.*

Die Schriftstellerin fasste ihre Eindrücke aus Deutschland, vertieft durch zahlreiche Gespräche auch mit den Humboldts in Rom, in dem Buch „Über Deutschland“ zusammen, das 1810 in Frankreich erschien und von der napoleonischen Zensur sofort verboten wurde, unter anderem, weil so manches in Deutschland als vorbildlich dargestellt wurde. Es zeigt auf, dass Deutschland das Land der Dichter und Denker sei.

Als Caroline sie nun 1814 im Schloss Coppet besuchte, war Napoleon Bonaparte nach Elba verbannt. Auf dem kurzen Wege vom Wirtshaus in Coppet, wo die Reisegesellschaft abgestiegen war, bis zum Schloss wurde sie sofort von der Staël in Empfang genommen. *Sie nahm mich untern Arm und wollte alles gleich auf einmal wissen. Sie hat mir, bis wir den Salon erreichten, Fragen getan und Interessen berührt, über die man wochenlang reden könnte.* Die Französin war in der Zwischenzeit in Russland, Schweden und London gewesen, wo ihr Buch über Deutschland noch einmal gedruckt wurde, und hatte um Allianzen gegen Napoleon geworben. Es gab also zwischen diesen beiden weltkundigen Frauen und leidenschaftlichen Müttern viel zu bereden.

Beinahe vier Wochen war Caroline in Coppet, in Genf, Vevey und im Tal von Chamonix unterwegs. Sie genoss die enge Verbundenheit mit der Natur, die ihr seit den Kindertagen in Auleben lebenswichtig geworden war. In einem Brief schrieb sie, dass sie über den Col de Balme ins Chamonix-Tal gelangte. ... *sah diese gewaltigen Gegenden bei wolkenlosem Himmel, den himmelanstrebenden Montblanc mit seinen granitenen Türmen und die Eismassen, die von ihm ins Tal hereinstürzen wie übereinandergeworfene Felsen. Alles, was man je von Feenmärchen gehört und geträumt hat, wird einem verwirklicht.*

Jetzt ist es an der Zeit, die Geschichte um Therese zu erzählen, die die reisende Familie, wie es der Auleben-Brief offenbart, so erschütterte. Caroline hatte ihren Jüngsten, Hermann, der erst fünf Jahre alt war, während der abwechslungsreichen, jedoch anstrengenden Naturerkundungswochen bei der Kinderfrau in Bern zurückgelassen, die den Jungen seit Rom, wo er geboren wurde, betreute. Zehn Jahre kannte man sich schon, denn Caroline hatte die junge Frau aus Straßburg von ihrem Parisaufenthalt 1804 mit nach Italien genommen, wo sie an die Stelle der Emilie Werkhaupt trat, einer Gärtnerstochter aus Auleben, die die Humboldts von 1793 bis 1803 bei sich hatten.

Therese hatte Caroline aus Bern an jedem Posttag geschrieben und erklärt, dass alles gut verlauge. Jedoch, als die Reisegesellschaft am 7. September zurückkam, fand sie das Kindermädchen krank, es machte einen moralisch gedrückten Eindruck. Aber die konsultierten Ärzte zerstreuten die Sorgen, und so fuhr man am 18. September 1814 weiter. Therese erholte sich äußerlich, klagte aber über innere Unruhe und Angst. Caroline hatte Hermann nachts jetzt immer bei sich, um das Kindermädchen zu schonen. Allein, die litt weiter unter großer Schlaflosigkeit.

Über die Stationen Freiburg, Straßburg, wo das Münster begeisterte, und Heidelberg, wo man Goethe traf, der – wie Caroline – die damals berühmte altmeisterliche Kunstsammlung der Gebrüder Boisserées besichtigte, kam man am 5. Oktober in Rudolstadt an, wo man viele Stunden auf dem Schloss des befreundeten Fürstenpaares verbrachte.

Es wurde auffällig, dass Therese nicht in einem Zimmer mit Hermann schlafen wollte. Jedoch blieb Caroline an diesen fünf Tagen immer bis gegen Mitternacht in Gesellschaft, denn im eingangs zitierten Brief erwähnt sie, wie groß das Interesse der im Schloss Anwesenden an ihr war, da sie sich zwölf Jahre nicht in Deutschland aufgehalten hatte. Deshalb erschien es ihr besser, dass der Jüngste wieder bei Therese schlief, damit er nicht unbeaufsichtigt sei. Diese jedoch bitet am 6. Oktober in der Nacht unter Tränen, das Kind von ihr zu entfernen: *Ah, Madame, ... ich habe eine fixe Idee, die mich umbringt ... Mein Gott, Madame,*

ich liebe dieses Kind, aber ich kann es nicht mehr sehen, ohne innere Leiden zu verspüren. Für die Liebe Gottes, helfen sie mir, denn ich kann dem Verlangen, es zu töten, nicht widerstehen. Laßt ihn mir nicht mehr bekleiden, denn sobald ich seinen kleinen Bauch sehe, scheint es mir, als müsse ich ihn mit einem Messer erstechen ... Seit sechs Wochen verbringe ich meine Nächte auf den Knien, ich bitte Gott darum, mir andere Gedanken zu geben, aber, er hat kein Mitleid mit mir, er stieß mich zurück.

Die auf Französisch gesprochenen Worte der verzweifelten Therese schrieb Caroline an den mit der Familie Humboldt verbundenen klassischen Philologen und Archäologen Friedrich Gottlieb Welcker, der in Rom einige Zeit der Hauslehrer der Kinder gewesen war. Sie fährt dann fort: *Denken Sie sich meine Lage: allein war ich mit ihr in einem fremden Hause, tief in der Nacht. Ich trug vorerst den Hermann schlafend in mein Bett und blieb dann bis zum Morgen bei der armen verwirrten Person, die in einer schrecklichen Seelenangst um ihr Bekenntnis und um ihre dumpfe Ahnung eines Verbrechens war.*

Therese bat, sie in ein Hospital zu bringen, wohin sie auch kam. Caroline besuchte sie bis zu ihrer Abreise am 22. Oktober täglich, bezahlte den Aufenthalt und hörte in der nächsten Zeit, dass es ihr besser gehe. Später erfuhr sie, dass Therese ganz irre geworden sei. Ihre Stelle wurde nicht wieder besetzt.



Abbildung 3: Humboldt-Zimmer im Schloss Auleben

Die Reisenden fuhren, nachdem die Angelegenheiten auf den Gütern für dieses Mal geregelt waren, nach Berlin weiter und warteten dort ab, wie es mit Wilhelm von Humboldts diplomatischem Dienst weitergehen würde. Man bezog die Stadtwohnung *an der Ekke Friedrichs Straße und der Linden No. 26, eine Treppe hoch*.

In **Abbildung 3** wird eine jetzige Sicht auf die Hauptfront des Humboldt-Zimmers im Aulebener Schloss gezeigt.

Literatur:

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Hrsg. von Anna von Sydow, Bd. 1–7. Ernst Siegfried Mittler und Sohn: Berlin (1906–1916)

Gabriele von Bülow. Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder 1791–1887. Hrsg. von Anna von Sydow. Ernst Siegfried Mittler und Sohn: Berlin (1918)

Karoline von Humboldt und Friedrich Gottlieb Welcker. Briefwechsel 1807–1826. Hrsg. von Dr. Erna Sander-Rindtorf. Ludwig Röhrscheid: Bonn (1936)

Wilhelm von Humboldt. Sein Leben und Wirken, dargestellt in Briefen, Tagebüchern und Dokumenten seiner Zeit. Ausgewählt und zusammengestellt von Rudolf Freese. Verlag der Nation: Berlin (1953)

Europadorf Auleben in der Goldenen Aue. Mit Beiträgen von Heidelore Kneffel, Jörg-Michael Junker, Elfriede Losche u. a. Hrsg. Landratsamt Nordhausen (1993)

Heidelore Kneffel, Jörg-Michael Junker. Vieles gibt uns die Zeit. Begegnungen. Hrsg. Institut für Regionalgeschichte und Denkmalpflege e.V.: Nordhausen (1998)

Bei Goethe zu Gast. Besuch in Weimar. Hrsg. von Werner Völker. Insel Verlag: Frankfurt am Main und Leipzig (1996); darin: Madame de Staël

Caroline von Humboldt und Christian Daniel Rauch. Ein Briefwechsel 1822–1828. Hrsg. und kommentiert von Jutta von Simon. Gebr. Mann Verlag: Berlin (1999)

Wilhelm von Humboldt und die erste deutsche Dampfmaschine – eine Geschichte von Feuer und Liebe*

VON HANS-JÜRGEN RADAM

Aus ganz Europa, manchmal sogar aus anderen Kontinenten, kommen die Besucher nach Burgörner, einem heutigen Ortsteil von Hettstedt, um den Nachbau der ersten in Deutschland hergestellten Dampfmaschine Wattscher Bauart zu besichtigen. Staunende Blicke sind dann zu erkennen, denn kaum jemand ahnt zuvor etwas von der gewaltigen Größe dessen, was da plötzlich vor ihm steht. Beim Verlassen des Mansfeld-Museums durch die Pforte des Humboldt-Schlusses (siehe **Abbildung 1**) kann man in ihren Augen die Gewissheit erkennen, dass es nicht nur diese „Feuermaschine“ war, die Burgörner zu einem ganz be-



Abbildung 1: Mansfeld-Museum Hettstedt im „Humboldt-Schluss“, das sich im eingemeindeten Ortsteil Burgörner befindet. Die durch die Humboldt-Gesellschaft gestiftete Namenstafel wurde am 28. Mai 2011 feierlich enthüllt und befindet sich (hier nicht gut sichtbar) rechts neben dem Eingang

* Nachträgliche Niederschrift der Ausführungen des Autors zur „Feuermaschine“ anlässlich des Besuches der Teilnehmer der 93. Tagung der Humboldt-Gesellschaft im Mansfeld-Museum (Humboldt-Schluss) in Burgörner am 28. Mai 2011

sonderen Ort gemacht hat, sondern auch die Geschichte vom Beginn einer großen Liebe zwischen zwei der bedeutendsten Menschen ihrer Zeit: Caroline und Wilhelm von Humboldt. Weshalb nun gerade eine Maschine aus Messing, Eisen und Holz, getragen von Feuer und Dampf, an einer solchen Liebesgeschichte mitschreiben konnte, davon möchte ich erzählen und dabei interessante Fakten zur Geschichte der „Feuermaschine“ vermitteln.

Annäherung

Es war im Sommer 1788, als die junge Caroline von Dacheröden bei ihrem Vater auf dem Gut Burgörner weilte, einem Besitz der Familie, der zu verwalten und zu bewirtschaften war.

Herr von Dacheröden war Landrat im preußischen Burgörner-Revier gewesen und natürlich eng vertraut mit allen Gegebenheiten hier. Caroline verbrachte die schöne Zeit des Sommers unter anderem mit dem Schreiben von Briefen. Eine enge briefliche Verbindung zwischen dem jungen Wilhelm von Humboldt, der in Göttingen studierte, und ihr hatte sich gerade erst unter Mithilfe eines guten, langjährigen Freundes entwickelt: Carl von La Roche.

Über den sogenannten „Tugendbund“, eine Verbindung junger Menschen um Henriette Herz, die in Berlin einen gesellschaftlichen Salon führte, wurden die beiden zusammen gebracht. Sie schrieben sich, ohne sich bis dahin persönlich gegenübergestanden zu haben.

Das schürte die Sehnsucht nach einer solchen Begegnung, und so schrieb Caroline an Wilhelm am 28. Julius früh 1788 [1, S. 3]: *„Laß Dir von Carln sagen, daß ich gut bin und ein warmes, liebevolles Herz im Busen trage, daß mich verlangt, es mit heiligen Banden an das Deine zu knüpfen, und daß es Dir entgegenwallt mit reiner schwesterlicher Liebe.“* Weiterhin heißt es: *„Ich bin noch den ganzen August hier, und von dem 15. an bin ich einheimisch. Carl hat alles eingeleitet. Mein Vater hat den Deinigen gekannt und wird sich freuen, Dich zu sehen. Die Feuermaschine kann zum Vorwand dienen.“*

Da war sie also, diese „Feuermaschine“, nur als Vorwand sollte sie dienen. Caroline wußte aber genügend von ihr, um sie für Wert zu erachten, einen offiziellen Grund für den ersten Besuch Wilhelms in Burgörner zu liefern.

Der Rahmen für diese erste Begegnung wurde auch weiterhin gründlich vorbereitet, denn Caroline schreibt [1, S. 4]: *„...wenn es schon Abend ist, findest Du mich in der Laube, sonst gehe ich gleich hin, denn ich muss Dich zuerst allein sehen. Ich ertrüge nicht im Beisein anderer die Erschütterung des ersten Moments, ohne mich zu verraten.“*

Diese Zeilen Carolines lassen erkennen, mit welcher zielsicheren weiblichen Intuition sie schon jetzt auf Wilhelm schaute. Sie ahnte, welchem außergewöhnlichen Menschen sie bald begegnen würde. Aber nicht nur sie hatte dieses Gefühl, auch andere erkannten nicht viel später das Potenzial in diesem Menschen. So schreibt Schiller [2, S. 19] an Ferdinand Huber am 13.01.1790: „*Er ist beides, ein äußerst fähiger Kopf und ein überaus zarter, edler Charakter.*“ Caroline von Dacheröden brauchte nicht viel Zeit, diesen Wilhelm zu erkennen. Sie wusste bald genau, wer dieser Mann war, dem sie nahe sein wollte.

Und Wilhelm seinerseits?

Im August 1788 vor seiner „Reise zur Feuermaschine“ schrieb er an Caroline, die er schon Lina nannte, folgendes Gedicht [1, S. 5]:

*„Eilet raschen Flugs dahin,
Eilt, ihr trägen Augenblicke,
Daß mein lieberfüllter Sinn
Meine Lina bald erblicke,
Sie, die meinem Herzen ach! So nah
Nie mein schwermutsvolles Auge sah!*

*Daß ich an ihr klopfend Herz
Traulich brüderlich mich schmiege,
Süß vergessend jeden Schmerz,
Jede Sorg im Schlummer wiege,
Und versenkt in Himmelsschwärmerei
Nur in Lina lebe, webe, frei!*

*Ha! Wenn dann mich hochentzündet
Sie in sehndem Verlangen
An den Schwesterbusen drückt!
Wie wird dann auf meinen Wangen
Süß beglückter Liebe Feuer glühn!
Geist und Sinne werden vor mir fliehn!*

*Trunken, meiner unbewußt,
Werd ich denken nur sie können;
Doch, durchglüht von reiner Lust,
Wird mein Blick sie Schwester nennen,*

*Ausdrucksvoll ihr sagen, was, zu schwach,
Sprache nachzubilden nicht vermag!*

*Schließe, Lina, schließ den Bund,
Der an Seele Seele kettet,
Der aus tiefem Erdenrund
Uns in bessre Sphären rettet,
Den von seines Thrones Herrlichkeit
Hoch der Vater sieht und benedeit!*

*Nie zerreißt ein Liebesband,
von der Tugend selbst geschlungen.
Siehst du nicht im Sternenland,
Wenn wir endlich ausgerungen
Dieses Pilgerleben, ausgeweint
Jedes Leiden, dort uns fest vereint?*

*Sie, die sich mit heißer Gier
Nach Unsterblichkeiten sehnen,
Diese Seele, die sich hier
Stets an jene Hoffnung lehnet –
Sieh! Der ew'ge Vater gab uns sie,
Und er täuschte seine Kinder nie!“*

Das Feuer der Erwartung, das – wie man lesen kann – Wilhelm antrieb, war sicher dem unter dem Kessel der „Feuermaschine“ ebenbürtig.

Man darf davon ausgehen, dass Herr von Dacheröden die beiden jungen Leute zu einer Besichtigung einlud. Welchen Eindruck diese auf Wilhelm machte, ist leider nicht bekannt. Über den Eindruck, den Caroline auf ihn machte, kann man hingegen in seinen Briefen [1] nachlesen.

Nun aber möchte ich mich der „Feuermaschine“ zuwenden, so wie sie als Nachbau auf dem Gelände des damaligen Gutes Burgörner, also im heutigen Mansfeld-Museum, zu sehen ist.

Technische und wirtschaftliche Zwänge

Ganz in der Nähe des Dacherödenschens Gutes befand sich zur Förderung von Kupferschiefer der König-Friedrich-Schacht. Auf ihm wurde zum Zwecke der

Wasserhaltung eine „Feuermaschine“ errichtet, die man am 23. August 1785 unter Anwesenheit des preußischen Bergbauministers, des Freiherrn Friedrich Anton von Heinitz, sowie weiterer Ehrengäste zum ersten offiziellen Probelauf in Betrieb genommen hatte [3, Blatt 138–139].

Ob Herr von Dacheröden, der Vater Carolines, auch anwesend war, lässt sich nicht sagen. In jedem Falle aber hatte er schon wegen seiner Zeit als Landrat des preußischen Teils der Grafschaft Mansfeld genügend Kenntnisse von all diesen Ereignissen, die im preußischen Burgörner-Revier zur Herstellung der ersten deutschen Dampfmaschine Wattscher Bauart (so nennen wir sie heute) geführt hatten. Auch Caroline dürfte in Gesprächen mit ihrem Vater vieles darüber erfahren haben, und so wundert es nicht, dass sie fast genau drei Jahre später auf die Idee kam, die Besichtigung dieser Maschine Wilhelm als Vorwand für seinen Besuch in Burgörner vorzuschlagen. Die „Feuermaschine“ war schließlich eine technische Sensation für das damalige Preußen.

Wie war es aber dazu gekommen? (Die folgenden Fakten kann man deutlich ausführlicher in [4] nachlesen. Die hier vorgelegte Zusammenfassung nimmt darauf Bezug.)

Der Bergbau in Preußen hatte erst 1768 an Bedeutung gewonnen, als das Berliner General-, Oberfinanz-, Kriegs- und Domänen-Direktorium um das Bergwerks- und Hüttendepartement (in dem ab 1792 auch Alexander von Humboldt eine kurze Zeit beschäftigt war) mit einem Minister an der Spitze erweitert wurde. Eine für das Burgörner-Revier zuständige, eigens gebildete Kommission hatte schnell erkannt, dass die Lösung der Grubenwasserprobleme hier entscheidend war, um die reichen Schiefer mit einem Kupfergehalt von 2,5 % bergen zu können. Man erörterte verschiedene Wege, wobei sich vorerst die „Traditiona- listen“ durchsetzten, weil die damals bekannten Dampfmaschinen (es handelte sich um sogenannte „atmosphärische“ Dampfmaschinen) noch einen zu geringen Wirkungsgrad hatten und viel Brennmaterial zu ihrem Betrieb benötigten. Die Errichtung einer Scheiben- (1771) und einer Windkunst (1772) führten aber nicht zum Erfolg, und so stellte der Preußenkönig Friedrich II. in einem Schreiben an seinen Bergbauminister Waitz von Eschen am 21.12.1774 [5, S. 119] fest: „... daß die Unterhaltung der Rothenburgischen Werke dergestalt ist, daß solche fast den ganzen Ertrag erschöpft und als dabey auf Ersparung bedacht zu seyn auf alle Weise nötig seyn wird.“ Das war sehr deutlich, veränderte aber nicht viel.

Erst 1777 brachte der neu ernannte preußische Bergbauminister, Freiherr Friedrich Anton von Heinitz, Schwung in diese Sache. Er machte Friedrich II. Verbesserungsvorschläge, in denen auch die Dampfmaschine eine Rolle ge-

spielt haben dürfte. Er wusste von dem erfolgreichen Einsatz der Wattschen „Niederdruck“-Dampfmaschine in England. Man nahm Kontakt zu Boulton & Watt auf und erhielt von James Watt das Angebot, seine Maschine in Preußen zu errichten, wenn er dafür ein Monopol mit 14jähriger Laufzeit erhielt [6, Blatt 214]. Das ging denn wohl entschieden zu weit – nachvollziehbar. Man entschloss sich, selbst zu bauen, und so erging am 23.04.1778 an den Oberbergrat Waitz von Eschen, Direktor des Oberbergamtes Rothenburg, zu dem das Revier Burgörner gehörte, der Befehl des Preußenkönigs [6, Blatt 217]: „... *bey eurer bevorstehenden Reise, euch in Engelland, besonders mit der Construction dieser Maschinen, deren Effect, und Aufwand der Feuerung, bekandt zu machen und durch den p. Bückling, die genaueste Polir-Riße davon anfertigen zu lassen, damit bey eurer Zurückkunft, darnach sowohl der oeconomische Nutzen derselben, in Verhältniß anderer Maschinen, berechnet, als auch die Maschinen selbst, nach diesen Rißen, errichtet werden können.*“

Der benannte Carl Friedrich Bückling (1756 – 1812) hatte in seinem Studium auch Vorlesungen zur Dampfmaschine bei Oberbaurat Holsche gehört, der sich damit bestens auskannte und vermutlich den Preußenkönig unter anderem dazu bewegen hatte, diesen eindeutigen Befehl zu geben.

So kam es 1779 zu einer Reise nach Frankreich, England und Schweden, bei der man sich ein Empfehlungsschreiben für Watt besorgte, der ihnen die Manufaktur in Soho sowie eine in Betrieb befindliche Maschine zeigte und sie anschließend zum Essen einlud. Weitere Informationen über die Beschaffenheit von Einzelteilen noch nicht montierter Maschinen erlangte man mit Hilfe von Bestechungsgeldern bei Arbeitern am nächsten Tag.

Man sollte nun meinen, dass es nach der Rückkehr aus England losginge, aber das nötige Geld stand noch nicht zur Verfügung. C.F. Bückling trat vorerst eine Stelle als Hüttenbauinspektor an, und auch Holsche und von Heinitz wagten nicht, ohne Befehl des Preußenkönigs zu handeln, denn eine Kabinettsorder wies die Beamten an [5, S. 121]: „... *nichts von euren eigenen Kopf zu tun, sondern über alles und jedes, wenn es auch nur Kleinigkeiten sind, vorher bei mir anzufragen.*“

Diese Handlungsbremse wirkte noch lange, obwohl die Wasserhaltungsprobleme immer größer wurden. Sie hinderte aber nicht daran, sich weiter mit der Feuerkunst zu beschäftigen, auch ohne den König zu fragen. Dies ist vor allem von Heinitz hoch anzurechnen. Man holte weitere Gutachten vor allem von der Akademie in Berlin ein. Als Ergebnis lag am 28.05.1782 ein Bericht vor, der den ausdrücklichen Hinweis [7, Blatt 1–2] enthielt: „*Bey diesen Umständen bleibt weiter nichts übrig, als Euer Königlichen Majestät pflichtmäßig die Vorrichtung*

der Feuer-Kunst unterthänigst anzurathen und höchst dieselben zu bitten die Anstalten dazu beschleunigen zu laßen.“

Carl Friedrich Bückling wurde nach Burgörner beordert, um sich mit den Gegebenheiten des Burgörner-Revieres vertraut zu machen. Im Spätsommer 1782 begann unter seiner Anleitung der Bau eines Modells der „Niederdruck“-Dampfmaschine im Maßstab 1:6, welches nach Fertigstellung lauffähig war, nach einer gewissen Zeit aber an Laufzahl verlor und dann stehen blieb. Deshalb zog von Heinitz den Professor Moennich von der Universität Frankfurt/Oder hinzu, der Reibungsverluste als Ursache der Probleme für möglich hielt. Man glaubte, sie beherrschen zu können. Am 12.04.1783 schätzte Gerhard ein [7, Blatt 69–70]: *„... halte ich es meiner unterthänigsten Meinung nach für ganz unbedenklich diese Maschine im Großen auszuführen ...“*

So gab es dann nach langer Diskussion und vorangegangener Bestätigung eines „Generalplans zur Anlegung neuer und Verbesserung alter Berg- und Hütten-Etablissements in sämtlichen königlichen Staaten“ keine weiteren Einwände gegen den Bau der „Niederdruck“-Dampfmaschine („Feuermaschine“) auf dem König-Friedrich-Schacht in Burgörner, da in Anbetracht der Probleme der Wasserhaltung bei etwas höherem Wirkungsgrad vor allem ihr Brennstoffverbrauch im Vergleich zur „atmosphärischen“ Dampfmaschine wesentlich geringer war. Am 16.06.1783 teilte Friedrich II. in einer Kabinettsorder die Freigabe von 260 000 Talern zur Verwirklichung des oben genannten „Generalplans ...“ mit [4, S. 47]. C.F. Bückling (gerade 26jährig) hatte sich bereit erklärt, die Dampfmaschine zu bauen, und speziell für sie einen ersten Kostenanschlag in Höhe von 8802 Talern und 12 Groschen eingereicht. Weihnachten 1783 legten Bückling und Holsche den endgültigen Kostenvoranschlag vor, der 12 538 Taler, 8 Silbergroschen und 10 Pfennige vorsah.

Damit war nach einer fast 14jährigen Diskussion die Entscheidung für die Einführung der Dampfkraft im Mansfelder Kupferschieferbergbau gefallen.

Bau sowie Inbetriebnahme der „Feuermaschine“

(Auch hier wird auf [4] Bezug genommen und der Text auszugsweise zitiert. Die Autoren Elmar Hebestedt und Jürgen Simroth haben in akribischer Kleinarbeit historische Materialien gesichtet und ausgewertet. Eine Vielzahl von Detailinformationen können dazu dienen, den Blick in die Geschehnisse um die „Feuermaschine“ zu vertiefen.)

Man kann davon ausgehen, dass die auf dem König-Friedrich-Schacht errichtete „Feuermaschine“ eine Kopie der originalen Wattschen Maschinen, je-

doch ausschließlich auf der Basis von in Preußen hergestellten Bauteilen war. Es liegen keine detaillierten Konstruktionszeichnungen vor, nur eine zweiseitige Skizze von Bückling aus dem Jahr 1785 (**Abbildung 2**). Zu erkennen sind links der Dampfzylinder mit dem Kolben, darunter der glockenförmige Dampfkessel, in der Mitte das Wasserreservoir mit Luftpumpe, rechts eine Schachtpumpe (auch Hohe Sätze genannt) und zur Verbindung oben der Balancier. Bückling machte sich unverzüglich an die Realisierung.

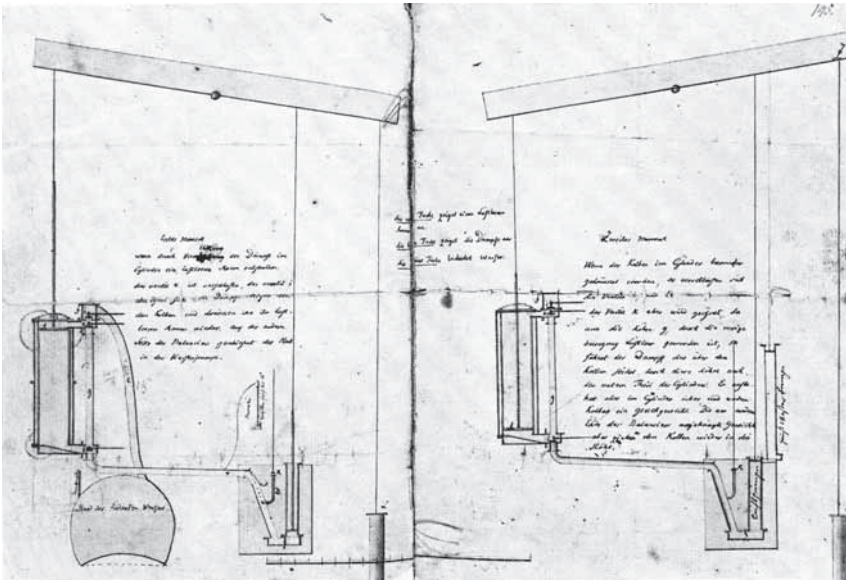


Abbildung 2: Prinzipskizze zur Funktionsweise der ersten deutschen Dampfmaschine [3, Blatt 144 – 145]

„Bückling bestellte sofort über die BHA (Bergwerks- und Hüttenadministration, d.V.) die benötigten schweren Guß- und Schmiedeteile bei den ihm gut bekannten Hütten- und Hammerwerken seines Zuständigkeitsbereiches. Für die Endbearbeitung dieser Teile und für die Herstellung der vielen kleineren Einzelteile richtete er auf der Preußischen Hoheit – der Reviersiedlung auf dem Burgörner-Revier, etwa ½ km östlich der Stadtgrenze Hettstedts – nach und nach die erste Dampfmaschinenbauwerkstatt Deutschlands ein.“ [4, S. 49]

Außerdem wurde der Bau des Maschinenhauses sofort in Angriff genommen. Im Juli 1784 war das Gebäude fertig. „Ein wichtiger, tragender Teil des Bau-

werkes war die massive Scheidewand, über der die Lager des Balancier ruhen sollten. Für den Dampfzylinder wurde ein schwerer, gemauerter Sockel errichtet. Da sich an den Längsseiten der rechteckigen, viertrümmigen Schachtröhre bereits die zwei großen Pferdegöpel gegenüberstanden, ergab sich zwangsläufig die Anordnung der Dampfmaschine an der Nordseite der Schachtkau.“ [4, S. 49] Da weitere örtliche Gegebenheiten der Schachanlage zu berücksichtigen waren, ergaben sich deutliche Rückwirkungen auf Anordnung und Abmessungen der Bauteile der „Feuermaschine“.

Zur Anlieferung der Bauteile gibt es folgende Aussagen [4, S. 49]: „Tatsächlich wurden zwischen Oktober 1783 und Mai 1784 angeliefert: die Kolbenstangen für den Dampfzylinder und für die Luft- und Heißwasserpumpe sowie Bolzen für den Balancier und Roststäbe vom Königlichen Hammerwerk Zanzhausen bei Landsberg in der Neumark (heute Santoczo, bei Gorzów, Wielkopolskie in Polen), der Dampfzylinder, von Stückgießer Maukisch gegossen und fertig ausgebohrt, außerdem Lager und Ringe aus Messing vom Königlichen Gießhaus in Berlin, der Dampfessel und Rohre, hergestellt aus Kupferblechen vom Kupferhammer Neustadt Eberswalde, vom Berliner Kupferschmied Seeler Zylinderdeckel und -boden, der Dampfmantel und die gußeisernen Ventilkästen vom Gräflichen Eisenhüttenwerk Ilsenburg am Harz, geschmiedete Steuerungsteile und die schweren Befestigungsbolzen für den Dampfzylinder von der Eisenspalterei Neustadt Eberswalde und schließlich die Zylinder der Luft- und Heißwasserpumpe sowie die neuen Schachtsätze von der Königlichen Eisenhütte Vietz (ebenfalls in der Neumark, heute Witnica, Polen).

Auch vor Ort gingen die Arbeiten weiter: „Inzwischen waren die Werkstätten hergerichtet worden. Der Komplex umfaßte die erweiterte Bergschmiede und Schlosserei, die Zimmerwerkstatt, eine neu eingerichtete Dreherei, ein Bohrwerk für Pumpen und einen Gießofen für Messing- und Rotgußteile. Man stellte hier die benötigten Gußmodelle her und bearbeitete die angelieferten Teile, drehte die geschmiedeten Kolbenstangen auf Sollmaß, setzte den in zwei Teilen angelieferten Kessel zusammen, baute den aus Eichenholz bestehenden Haupt- und den Hilfsbalancier und fertigte alle Schrauben, Ketten, Gestänge und sonstigen Steuerungsteile an. Die Gießerei und die Dreherei lieferten die Hähne, Ventilteile und kleineren Lager.“ [4, S. 49–50]

Es ist immer wieder zu berücksichtigen, dass es sich um die Jahre 1783/84 handelte, wenn man die technische und organisatorische Leistung auch nur annähernd würdigen will. Parallel zum Aufbau der „Feuermaschine“ waren an derselben Schachtröhre Pferdegöpel für die Wasserhaltung zur Förderung von Kupferschiefer in Betrieb. Es arbeiteten beide Göpel mit je 11 Pferden gleich-

zeitig. Die Pferde wurden alle 6 Stunden ausgewechselt, so dass insgesamt 88 (zuletzt 108) Pferde zum Betrieb der Wasserkunst im Einsatz waren.

„Da die Pferde aufs äußerste beansprucht wurden, kam es immer öfter vor, daß welche zu Tode geschunden wurden. An den Göpeln und Kunstgestängen häuften sich Brüche, so daß der Schacht zu ersaufen drohte und die Aufrechterhaltung des Betriebes ernsthaft gefährdet war.“ [4, S. 50] Ohne auf die Genehmigung der zuständigen Dienststelle zu warten, wurde die bisherige Wasserkunst am 02.05.1784 außer Betrieb gesetzt. Aus technischer Sicht war das ein großer Fehler, denn die Wiedergewältigung (Entfernung des inzwischen in die Grube gelaufenen Wassers) mit den unterdimensionierten alten Göpelsätzen war sehr mühevoll und zeitaufwändig.

„Noch im Mai 1784 war die Modellmaschine nach Burgörner gebracht und in einem der Göpelgebäude aufgebaut worden, um daran Einzelheiten und Verbesserungen zu erproben. Im Spätsommer nahm auch die große Maschine langsam Gestalt an, wengleich das Anfertigen und Einbauen der vielen kleineren Teile mehr als gedacht aufhielten. Über den Fortgang der Arbeiten ließ sich Heinitz laufend berichten. Am 12. September war der Kessel fertig eingemauert.“ [4, S. 52] Es ergaben sich weitere Verzögerungen sowie notwendige Erprobungen z.B. des Dampfessels und der Beweglichkeit des Balanciers. Das Jahr 1785 brach an. Am 08.03.1785 forderte von Heinitz dringend Auskunft, *„... da der Assessor Bückling in seinem letzten Schreiben vom v. M. gemeldet, daß die Feuermaschine ganz gewis in den ersten Tagen des März-Monaths solle angelassen werden ...“* [4, S. 52]

Dafür kann es die unterschiedlichsten Gründe gegeben haben, vor allem Probleme mit der Steuerung und den kalten Winter, der den Schacht zum Einfrieren brachte. Er taute erst in der zweiten Aprilhälfte wieder auf. Als dann am 02.05.1785 die Maschine zum ersten Mal mit Erfolg angelassen wurde, berichtete Bückling darüber, dass der Versuch *„... vollkommen nach Wunsch ausgefallen, dergestalt daß die ganze Sache in allen Puncten völlig entschieden ist ...“* [3, Blatt 108–113]. Bei dem Versuch wurden Situationen wie im späteren Betrieb nachgestellt. Ein Problem blieb nach wie vor die Justierung der Steuerung, um einen stoßfreien, gleichmäßigen Gang der Maschine einzustellen.

„Als Heinitz am 23. August, nach seinem Urlaub, zur Abnahme und offiziellen Übergabe der Maschine eintraf, waren die Mängel noch nicht beseitigt. Bückling erläuterte dem Minister den Stand der Versuche und die vorgesehenen Änderungen, und um 9 Uhr vormittags wurde die Maschine in Gang gesetzt. ... Die erste deutsche Dampfmaschine Wattscher Bauart hatte bis dahin 14953 Taler, 14 Groschen und 5 Pfennige gekostet, nur 2415 Taler mehr als der Kostenschlag von 1783 angegeben hatte.“ [4, S. 53/54]

Technische Daten und Zeittafel

Die folgende **Tabelle 1** zeigt einige technische Daten der „Ersten deutschen Dampfmaschine nach dem Wattschen Prinzip“. Es handelt sich um eine Einzylinder-einfachwirkende-Niederdruck-Dampfmaschine.

Technische Angabe	Zahlenwert und Dimension
Zylinderbohrung	28 preußische Zoll (732 mm)
Kolbenhub	2,51 m
Hubzahl	≤ 15 min ⁻¹
Kesselheizfläche	ca. 12 m ²
Maximaler Kesseldruck	140 kPa
Zudampfdruck absolut	ca. 125 kPa
Kondensatordruck absolut	ca. 15 kPa
Pumpleistung	≤ 12 kW
Fördermenge	ca. 0,1 m ³ /Hub
Förderhöhe	ca. 50 m
Effektive maximale Maschinenleistung	ca. 20 kW
Maschinenwirkungsgrad einschl. Dampferzeugung	ca. 1 %
Gesamtwirkungsgrad einschl. Wasserhaltung	ca. 0,6 %
Hauptbalancier: Masse	ca. 5 t
Länge	7,5 m
Querschnitt	0,55 m x 0,63 m

Tabelle 1: Technische Daten der „Ersten deutschen Dampfmaschine“ (nach [8, S. 3])

Wenn man berücksichtigt, dass man sich auch heutzutage noch mit der technischen Verbesserung von Dampfmaschinen beschäftigt, nimmt es nicht wunder, dass auch an dieser ersten Anlage ständige Verbesserungen vorgenommen wurden. Das betraf vor allem die Steuerung, die in ihrer Art einmalig war, worauf bereits August Klaus Friedrich von Reden, Königlich Großbritannischer Berghauptmann in Clausthal, in kritischen Berichten vom 19.–23.08.1785 an von Heinitz hinwies [4, S. 52].

„Nach der erfolgversprechenden Generalprobe der Dampfmaschine am 23. August 1785 schien die Hoffnung auf einen baldigen Wiederbeginn der Schieferförderung durchaus berechtigt zu sein. Stattdessen begann aber erst ein mehrere Jahre dauerndes, mühevolleres ringen um die Betriebsfähigkeit und Effektivität der Anlage. ... Nach von fehlenden Bedienungserfahrungen hervor-

gerufenen Havarien in den ersten Monaten traten an der Dampfmaschine bald zwei wesentliche Mängel deutlich hervor, die sich beide ähnlich auswirkten und die deshalb nur nacheinander erkannt und beseitigt werden konnten. Der erste betraf die Steuerung.“ [4, S. 60]

Bückling reist im Februar 1786 nochmals nach England. Im Ergebnis erhielt die Maschine eine neue Steuerung und weitere Verbesserungen. *„Als die Maschine am 12. Dezember 1786 wieder in Betrieb genommen wurde – statt mit Holz nun mit Löbejüner Steinkohle gefeuert – gab es eine herbe Enttäuschung; denn nach 12 Stunden waren Luftpumpe und Kondensator wieder wie ehemals heiß geworden, und die Leistung ließ dementsprechend nach.“* [4, S. 61] Dass von Heinitz darüber sehr ungehalten war, ist verständlich. Nach langem Suchen fand man die zweiten Mängel. Sie bestanden darin, dass die Zylinder von Luft- und Heißwasserpumpe durch porösen, lunkerbehafteten Guß unbrauchbar geworden waren. Erst nachdem auch dieses Problem in aufwändigen Schritten beseitigt werden konnte, war in der zweiten Hälfte des Jahres 1787 die erforderliche Betriebszuverlässigkeit der „Feuermaschine“ erreicht.

Aber das waren nicht die einzigen Probleme. *„Waren bisher erst zwei Satzhöhen eingebracht worden und hatte man im Mai mit dem dritten neuen Satz 25 m unter dem Stollenniveau erreicht, schaffte man nun bis zum August auch den sechsten und tiefsten Satz. Dabei waren die Arbeiten im Schacht schwierig und nicht ungefährlich. Die neuen Sätze erforderten neue Bühnen und Satzlager. Nach Einbau eines Pumpenteil mußten unter Wasser die 1,9 bis 3,1 m langen, hölzernen Saugröhren ‚angesteckt‘ werden, was durch den Auftrieb meist nicht auf Anhieb gelang. Oft wurden die Kunstwärter, während die Maschine dazu angehalten werden mußte, durch das schnell ansteigende Wasser vertrieben. Das Aufgehenlassen des Wassers seit 1784 wirkte sich jetzt sehr hinderlich aus und kostete Zeit und Geld. Da die alten Grubenbaue noch unter Wasser stranden – der ‚alte Wog‘ bestand noch in den neunziger Jahren – wurden die Zuflüsse im König-Friedrich-Schacht mit zunehmender Teufe immer stärker, weil durch den klüftigen Zechstein zusätzlich Wasser aus den alten Bauen herüberdrang. ... Unter diesen Umständen war ein zweiter Kessel dringend erforderlich, um bei den häufig notwendigen Reinigungen die Kessel wechseln zu können.“* [4, S. 63]

Es wären noch viele weitere Probleme zu nennen, z. B. der Umgang mit der großen Härte des Wassers, so dass die Förderung von Kupferschiefer erst wieder am 20.02.1790 aufgenommen werden konnte. Nach wie vor bestanden Probleme im Vergleich von anfallender Wassermenge und Dimensionierung der „Feuermaschine“. Deshalb lief sie auf dem König-Friedrich-Schacht nur 4 Jahre unter Förderbedingungen und wurde dann in den Steinkohlenbergbau nach

Löbejün bei Halle umgesetzt [4, S. 71]. Dort leistete sie noch bis 1848 gute Dienste.

Für das Burgörner-Revier baute Bückling eine zweite, größere „Niederdruck“-Dampfmaschine Wattscher Bauart, die im Juli 1794 ihren Betrieb aufnahm und

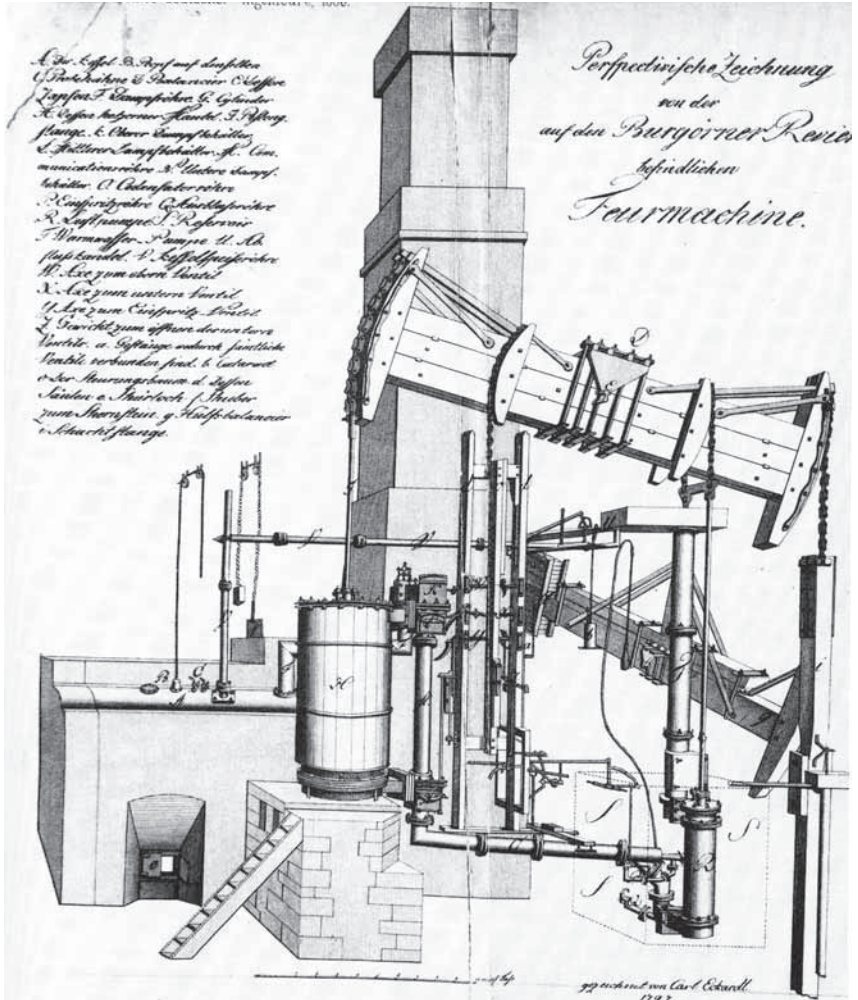


Abbildung 3: Zeichnung der zweiten, 48zölligen Dampfmaschine auf dem König-Friedrich-Schacht [9]

bis 1815 auf dem König-Friedrich-Schacht arbeitete. Von ihr existiert eine 1796 von Eckardt angefertigte schöne Zeichnung (**Abbildung 3**).

Von Elmar Hebestedt wurde 1986 eine Zeittafel (**Tabelle 2**) zusammengestellt, die die wichtigen Ereignisse übersichtlich erfasst.

Jahr	Ereignis
1712	Errichtung der ersten atmosphärischen Dampfmaschine durch Thomas Newcomen bei Dudley Castle in England
1722	Erste atmosphärische Maschinen auf dem europäischen Kontinent in Schemnitz (heute Banska Stiavnica/Slowakei) und Wien
1744	Versuch einer atmosphärischen Maschine bei Opperade durch den Bernburger Landbaumeister Kessler
1768	Gründung des Berg- und Hütten-Departements beim Generaldirektorium in Berlin, Übernahme des bis dahin gewerkschaftlichen Rothenburger Kupferschieferbergbaus durch den preußischen Staat
1769	James Watt erhält am 5. Januar sein historisches Patent über die Niederdruck-Dampfmaschine; Vorschlag zur Errichtung einer atmosphärischen Dampfmaschine auf dem Burgörner-Revier nach dem Vorbild von Schemnitz durch Oberkonsistorialrat Silberschlag
1771	Bau der Scheiben- und 1772 der Windkunst auf dem neuen Kunstschacht des Burgörner-Reviers durch Baudirektor Stegemann
1772	Gründung des Oberbergamtes Rothenburg
1777	Kontaktaufnahme seitens des Berg- und Hütten-Departements unter Leitung des Ministers F. A. v. Heinitz mit Boulton und Watt. Beginn von Beratungen über die zukünftige Wasserhaltung auf dem geplanten neuen Kunstschacht des Burgörner-Reviers
1778	Angebot Watts über die Lieferung von Dampfmaschinen nach Preußen Auftrag für eine Informationsreise nach England zur Erkundung der Wattschen Dampfmaschinen an Oberbergrat Waitz von Eschen und Carl Friedrich Bückling
1779	Durchführung der Reise mit Gesprächen mit Watt und Boulton sowie Besichtigung mehrerer Dampfmaschinen. Errichtung einer aus England importierten atmosphärischen Maschine auf einer Braunkohlengrube bei Altenweddingen durch Stegemann
1780	Im August Abteufbeginn des König-Friedrich-Schachtes; Wasserhaltung mit einem, später mit zwei Pferdegöpeln
1782	Bückling erklärt sich bereit, eine Wattsche Dampfmaschine zu bauen. Die zur Klärung der Wasserhaltungsfrage eingesetzte Kommission empfiehlt den Bau als einzigen erfolgversprechenden Weg. Ende Mai erster Kostenschlag durch Bückling. Oktober Beginn des Baues einer funktionsfähigen Modellmaschine im Maßstab 1:6 durch Bückling und den Mechaniker Ring an der Berliner Akademie

1783	Ab März Versuche mit der Modellmaschine. Im April endgültige Disposition und Kostenanschlag für die Dampfmaschine durch Bückling. Von Heinitz erhält im Juni die Mittel für seinen dem König vorgelegten „Generalplan“. Am 1. Juni Auftrag an Bückling, mit den Arbeiten zum Bau der großen Maschine zu beginnen
1784	Im Februar Beginn der Schieferförderung des König-Friedrich-Schachtes. Anfang Mai Stilllegung der Pferdegepöpel und Einstellung des Betriebes. Zusammenbau der Einzelteile der „Feuermaschine“ und Funktionsprüfungen
1785	Am 2. Mai erste, versuchsweise Inbetriebnahme der Dampfmaschine auf dem König-Friedrich-Schacht. Offizielle Abnahme in Gegenwart des Ministers von Heinitz am 23. August
1786	Februar bis August nochmalige Reise Bücklings nach England. Danach Umbau der Steuerung und der Kesselfeuerung
1787	Nach Verbesserung der Hilfspumpen ab Juli einwandfreier, zuverlässiger Betrieb der Maschine. Im November Inbetriebnahme eines eisernen Kessels in Wattscher Kofferform
1788	Weitere Ergänzungen und Änderungen: Einbau größerer Schachtpumpen (hohe „Sätze“), Bau einer Kondenswasser-Rückkühlanlage. Im Mai Auftrag an J. Homfray in England über einen größeren eisernen Dampfzylinder. Ersatz des kupfernen Dampfkessels durch einen zweiten eisernen Kessel
1789	Einbau des eisernen Dampfzylinders ab Mitte August. Wiederinbetriebnahme der Maschine am 14. September. Einbau nochmals größerer Schachtpumpen. Im November Maximalleistung der Maschine von 1,8 m ³ /min erreicht
1790	Wiederbeginn der Kupferschieferförderung am 20. Februar
1794	Im Juni Einstellung des Betriebes der ersten Dampfmaschine. Ersatz durch die größere, von Bückling gebaute 2. Dampfmaschine auf dem König-Friedrich-Schacht im Juli
1796	Nach Umsetzung der ersten Dampfmaschine auf den Hoffnungsschacht bei Löbejün weiterer Betrieb bis 1848
1815	Einstellung des Betriebes der zweiten Dampfmaschine auf dem König-Friedrich-Schacht

Tabelle 2: Übersicht über wichtige Ereignisse vor und nach der Inbetriebnahme der ersten deutschen „Niederdruck“-Dampfmaschine Wattscher Bauart (nach [8, S. 10–12])

Ausstrahlung bis heute

Von all den Geschehnissen im Zusammenhang mit den Genehmigungen, dem Bau und der Inbetriebnahme der „Feuermaschine“ dürfte auch Herr von Dacheröden informiert gewesen sein.

Der Eindruck bei Wilhelm von Humboldt über seinen Besuch in Burgörner war aber von der ersten Begegnung mit Caroline dominiert. Das Feuer dieser

Liebe führte zur Verlobung und zur Hochzeit in Erfurt am 29. Juni 1791. Das Ehepaar Caroline und Wilhelm von Humboldt wählte das Gut Burgörner zu seinem ersten gemeinsamen Wohnsitz.

Hier schrieb und vollendete Wilhelm in den Jahren 1791/92 eine seiner bedeutendsten Schriften: „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ [10].

Schaut man auf die „Feuermaschine“ und diese Schrift Wilhelm von Humboldts, so darf man es sicher als außergewöhnlich bezeichnen, dass sich gerade an diesem Ort, dem beschaulichen Burgörner, gleichzeitig zwei so wegweisende Dinge ereignet haben, die heute die Zivilisation auf der ganzen Welt prägen.

Betrachtet man die Entscheidung des damaligen Mansfeld-Kombinates, den 200. Geburtstag der „Feuermaschine“ im Jahre 1985 zum Anlass zu nehmen,

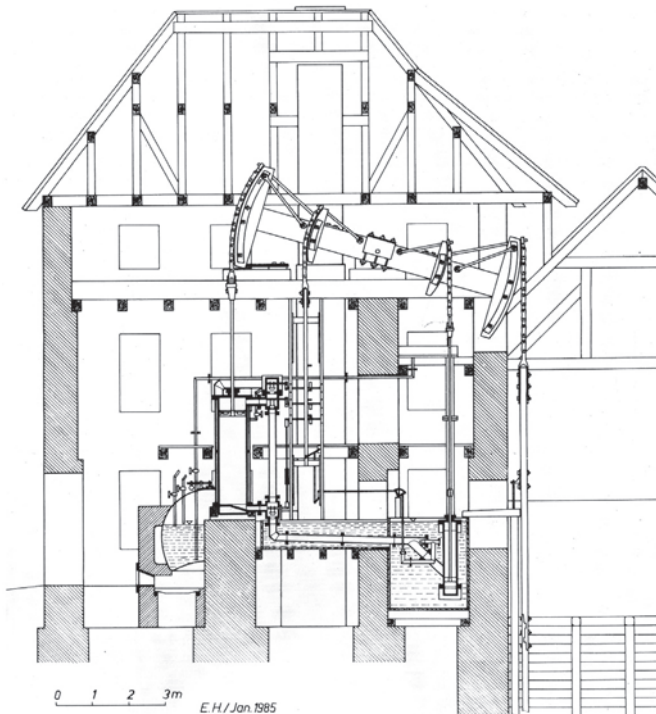


Abbildung 4: Rekonstruktion der Dampfmaschine und des Maschinengebäudes auf dem König-Friedrich-Schacht (Anordnung von 1785) [4, Abb. 9]

diese originalgetreu nachzubauen und aus dem Humboldt-Schloss ein Museum zu machen, was, wie man weiß, in den 80ern unter den Bedingungen der DDR nicht nur Zustimmung im zuständigen Ministerium ausgelöst hatte, so fühlt man sich an den zähen Kampf der preußischen Bergbeamten und Ingenieure erinnert, den sie 200 Jahre zuvor ausfechten mussten, um ihren König von der Einführung der neuen Technik zu überzeugen. Der Verein Deutscher Ingenieure (VDI) dankte es ihnen 100 Jahre später mit der Errichtung eines Denkmals an der Stelle, wo einst die „Feuermaschine“ stand.

Aus den zur Verfügung stehenden Unterlagen fertigte Elmar Hebestedt als Basis für den Nachbau eine Rekonstruktion der ersten deutschen „Niederdruck“-Dampfmaschine und des zugehörigen Maschinengebäudes an, siehe **Abbildung 4**. Auf der rechten Seite der Zeichnung erkennt man auch die Anordnung zum Schacht.

So darf man festhalten, dass deutsche Ingenieurskunst – damals wie heute – Hervorragendes vollbracht hat, auch wenn sie anfangs „ein klein wenig“ von England abgeschaut war. Die erste „Feuermaschine“ hielt über fünfzig Jahre lang, ihr Klang hallt noch heute nach, auch in den folgenden Versen:

Hans-Jürgen Radam

Die „Feuermaschine“

*Da steht sie vor euch, die Mutter, die Mutter aller Maschinen.
Ihr glaubtet, sie vergessen zu können? Niemals! Sie ist die Mutter.
Hier wurde sie gemacht, aus Klugheit und Schweiß, aus Kupfer und Eisen,
aus Messing und aus dem Holz uralter Eichen.*

*Sie, die Mutter, machte aus den Elementen die Kraft.
Aus Kohle der Erde, aus den Wassern der Flüsse, mit Feuer und Dampf
machte sie Kraft, um zu lindern das Leid von Menschen und Tieren im Schacht.*

*Sie machte Reichtum und Schmerz und bewegte vorwärts uns alle.
Ihr Prinzip lebt fort, heute, hier, an jedem Ort.
In jedem Vehikel, das uns trägt, sich bewegt, steckt doch ihr Prinzip.*

*Und so reisen wir an, zu erfahren, was sie kann, mit Bus oder Bahn,
mit dem Automobil, schnell wie der Wind, und doch sind wir blind
zu sehen, dass all die Maschinen doch nur ihre Kinder sind.*

*So werden wir still und genießen das Staunen und verneigen uns tief.
Denn es waren Menschen und ihr kluger Geist, der die Maschine baute
und sich so viel getraute, der das Feuer anblies
und es erstmals in einer Maschine arbeiten ließ.*

Auch die Liebe zwischen Caroline und Wilhelm von Humboldt verlor zeit ihres Lebens niemals ihre gütige Wärme und feurige Kraft.

Das Lebenswerk all dieser Menschen veranlasst uns heute zu tiefster Verneigung.

Quellenverzeichnis

- [1] Anna von Sydow (Hrsg.), Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen – Briefe aus der Brautzeit 1787–1791; Verlag Ernst Siegfried Mittler und Sohn; Berlin (1910)
- [2] Friedrich Schiller, Briefe, 3 Bde., hrsg. von Fritz Jonas, Stuttgart (1893), Bd. III, S. 19
- [3] Landesarchiv Magdeburg -LHA-, Rep. F 4, Fh Nr. 35, Vol. III
- [4] Elmar Hebestedt, Jürgen Siemroth, Die Geschichte der Hettstedter Dampfmaschine von 1785, in: Mansfeld-Museum, Schriftenreihe Neue Folge, Nr. 1 (1996), S. 41–76; Hrsg. Förderverein Mansfeld-Museum e.V. gemeinsam mit dem Mansfeld-Museum Hettstedt
- [5] Elmar Hebestedt, Jürgen Siemroth, Dampfmaschinen, hrsg. von Otmar Wagenbreth und Eberhard Wächtler, VEB Fachbuchverlag: Leipzig (1986), S. 116–149
- [6] Landesarchiv Magdeburg -LHA-, Rep. F 4, Fh Nr. 35, Vol. I
- [7] Landesarchiv Magdeburg -LHA-, Rep. F 4, Fh Nr. 35, Vol. II
- [8] Otto Engel, Die Funktionsweise der ersten deutschen Dampfmaschine nach dem Watt'schen Prinzip im preußischen Burgoerner Revier bei Hettstedt; in: Schriften des Mansfeld-Museums, Heft 1, Hettstedt (1987), S. 1–16
- [9] Hammer, Die erste in Deutschland erbaute und in Betrieb gesetzte Dampfmaschine und das Hettstedter Denkmal. In: Z. VDI, Bd. XXX, S. 1048–1049
- [10] Wilhelm von Humboldt, Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen; für die Deutsche Bibliothek hrsg. von Alexander von Gleichen-Rußwurm, nach der Ausgabe von Wilhelm von Humboldts gesammelten Werken, Reimer: Berlin (1841), im VII. Bd., S. 1–197

Die Hochzeit von Karoline und Wilhelm von Humboldt¹

VON UDO VON DER BURG

1. Von der Verlobung zur Hochzeit

Bei der Verlobung von Karoline und Wilhelm kurz vor Weihnachten 1789 war vereinbart worden, dass diese zunächst noch geheim bleiben sollte. Der Schwiegervater Karl Friedrich von Dacheroeden (1732–1809) hätte gerne gesehen, wenn Wilhelm zunächst das juristische Referendariat abgeschlossen und in einer Provinzialregierung, in Magdeburg, Halle oder Berlin, eine Stelle als Regierungsrat bekommen hätte. Sein Ansinnen war verständlich; er wollte seine Tochter standesgemäß versorgt wissen. Zwar war der Sohn Ernst Ludwig Wilhelm (1764–1806), Karolines Bruder, in Erfurt Regierungsrat geworden, aber seine Besoldung war in Anbetracht des kleinen Territoriums Erfurt nur mäßig. Von daher wäre es in den Augen des Vaters bedenklich gewesen, wenn er von seinen Gütern auch noch die Jung-Familie Humboldt hätte ernähren müssen. Mit der Zeit wurde allerdings deutlich, dass Wilhelm im damaligen preußischen Staat keine Anstellung erwerben würde, in der er seine geistigen, politisch auf Liberalität ausgerichteten Begabungen hätte entwickeln können. Das von Friedrich Wilhelm II. (1786–1797) eingeführte System seiner Günstlinge Bischoffwerder und Woellner² führte zu einer massiven Unterdrückung der religiösen und geistigen Aufklärung und der Einführung einer strengen Zensur.

Die erste Kontaktaufnahme zwischen den beiden Eltern bzw. Schwiegereltern war nicht unproblematisch. Gesellschaftlicher Konvention zufolge hätte Wilhelms Vater bei dem Dacheroedenschen Ehepaar für seinen Sohn Wilhelm um die Hand der Tochter anhalten müssen. Wilhelms Vater war jedoch 1779 verstorben. Keinesfalls konnte sich der Präsident zuerst an die Frau von Humboldt wenden. Eher hätte Karolines Mutter die nähere Beziehung einfädeln können, sozusagen unkonventionell als Mutter zur Mutter. Aber Karolines Mutter war bereits 1774 verstorben. Schließlich macht dann Marie Elisabeth von Humboldt (1741–1796) den Anfang, in der Formulierung des Briefes unterstützt durch

1 Der Vortrag wurde am 29. Juni 2011 zwischen 18:00 und 19:30 Uhr im Humboldt-Schloss in Burgörner gehalten, also zur in der Tageszeit gleichen 220. Wiederkehr von Karolines und Wilhelms Hochzeitstag. Die eingesehenen Originalakten befinden sich im Archiv Schloss Tegel. In den dort aufbewahrten Briefen an den Bruder Ernst Ludwig Wilhelm schreibt Karoline ihren Namen ausnahmslos mit „K“.

2 Johann Rudolf Bischoffwerder (1741–1803); Johann Christoph Woellner (1732–1800), Minister.

den Hauslehrer Gottlob Johann Christian Kunth (1757–1829). Zusätzlich informiert Karoline durch Wilhelm über den Ton und den Gedankengang, die beim Vater ankommen könnten. Dann ist es an der Zeit, dass Karoline einen Briefwechsel mit der bis dahin ihr persönlich unbekanntem, zukünftigen Schwiegermutter aufnimmt. Wilhelm schreibt ihr aus Berlin, welcher Gedankengang bei der Mutter angebracht wäre und wie der dann angekommene Brief auf die Mutter gewirkt hat.

Die jungen Verlobten überlegen nun, wie sie den Vater – übrigens auch Wilhelms Mutter in Berlin, die bei allen ihren Vorhaben auf solide Finanzierung bedacht war,– bewegen können, einer baldigen Eheschließung zuzustimmen. Man würde recht sparsam leben müssen. Vom Vater her besitzt Wilhelm ein kleines ererbtes Vermögen. Vielleicht würde Karl Friedrich von Dacheroeden doch eine Kleinigkeit dazu geben? In Erfurt bereitet den Durchbruch die Generalin Susanne von Knorr, deren Mann, Christoph Knorr Kinner von Kinnersberg, kurmainzischer General und Kommandant von Erfurt ist. Die Generalin von Knorr, die führende Repräsentantin der Erfurter Hofgesellschaft, indem sie schließlich in der Erfurter Öffentlichkeit die Kunde von der starken und in der Berliner Gesellschaft hochgeschätzten Persönlichkeit von Wilhelms Mutter verbreitet, trägt dazu bei, Vater Dacheroeden zu einer schnelleren Einwilligung zu bewegen. Susanne von Knorr hatte als Zuschauerin an der Kaiserwahl Leopolds II. (1790–1792) 1790 in Frankfurt teilgenommen. Dort hatte neben ihr die Generalin Sophia Julia von Lengefeld gesessen. Ihr Mann, der General Friedrich Wilhelm von Lengefeld (1733–1806), ist ein Onkel der Geschwister Lengefeld, die eine, Karoline von Beulwitz (1763–1847; später verheiratete von Wolzogen), die andere Charlotte von Schiller³ (1766–1826), beide Herzensfreundinnen von Karoline von Dacheroeden. Zwar residiert der General von Lengefeld in Frankfurt am Main, wo er der preußischen Soldatenwerbung am Rhein vorsteht. Aber seine Frau wohnt in Berlin. Dort ist sie häufig Gast im Hause Humboldt; sie weiß bereits von der geheim gehaltenen Verlobung.

Auch von anderer Seite wird massiv und zudem in der Öffentlichkeit auf den Vater eingewirkt. Karoline berichtet, der Herzog von Weimar, Karl August (1758–1828), habe in einem Dorf in der Nähe von Burgörner, in dem der Vater ein Gut besitze – also Siersleben –, bei einem notwendig gewordenen Pferdewechsel gefragt, ob man denn dort wisse, „*daß die Frl. den Hrn. v. H. heirathet*“, und er habe sich dann damit hervorgetan, dass die Heirat bei ihm in Weimar zu-

3 Schiller wurde 1802 geadelt.

stande gekommen sei⁴. Der Vater, zu diesem Zeitpunkt immer noch bemüht, die Heirat offensichtlich hinauszuschieben, sie jedenfalls so wenig wie möglich zur Sprache bringen zu lassen, habe sich – so berichtet Karoline ihrem Wilhelm mit großer Freude – geärgert, als ihm diese Kunde zugetragen wurde.

Schließlich jedoch begreift der Schwiegervater, der überall gute Bekannte hat, auch in Berlin, die ihm die dortigen Zustände berichten, dass für Wilhelm ein weiterer Staatsdienst nicht in Frage kommt. Zunehmend werden in Berlin auch die Humboldt'schen Freunde, allen voran sein Pate, der Minister Ewald Friedrich Graf von Hertzberg (1725–1795), entlassen oder auf einflusslose Dienstposten versetzt.

2. Die Trauung

Wilhelm befand sich bereits einige Tage vor dem Hochzeitstag in Erfurt. Er bewohnte die ihm bisher üblicherweise überlassene kleine Stube, wohl ein Gästezimmer. Das vorgesehene Ehe-Schlafzimmer durfte als solches vor der Hochzeit noch nicht benutzt werden und wurde bis dahin der Gouvernante, Madame Des-sault, zur Verfügung gestellt, deren weitere Unterbringung sich darüber hinaus als schwierig erwies. Die Eheschließung erfolgte nach standesgemäßen Regularien; der Präsident nahm den eigenen Ehevertrag von 1760 zum Muster. Eine sorgfältige vertragliche Absicherung bot, vor allem wenn ein größeres Vermögen vorlag, in der damaligen Zeit, in der ein staatliches Sozialnetz fehlte, einen Versorgungsschutz für kritische Situationen. Immerhin würde Wilhelm zwar Erbe eines gewissen Vermögens sein, aber er besaß kein Einkommen durch ein Amt, das zusätzliche Sicherheit geboten hätte, und es war vorab nicht zu erwarten, dass er das Privatisieren aufgeben würde. Von seinem Denken und von seiner Einstellung her kam für den Präsidenten, wie auch seine Briefe an die Lieblings-Schwester Sophie Auguste (1737–1812) verheiratete Gräfin von der Golz auf Gut Schöningen bei Stettin offenbaren, nur ein gewissenhaft geschlossener Vertrag als wirtschaftliche Basis für die Ehe seiner Tochter in Frage⁵, und im Hinblick auf die Gefahren und Schwierigkeiten, unter denen adelige Gutswirtschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts immer deutlicher stand, war ein solches Denken nur zu sehr gerechtfertigt.

4 Das war nicht korrekt. Bei dem wahrscheinlich gemeinten Besuch von Wilhelm in Weimar nach Weihnachten war Karoline nicht anwesend; die Verlobung hatte bereits stattgefunden.

5 In Preußen musste seit 1770 die „Eheberedung“, also die Aushandlung der persönlichen und wirtschaftlichen Ehebedingungen in schriftlicher Form, als Vertrag, festgehalten werden. Es existierten auch Vorschriften, was Adlige dabei zu beachten hatten.

Die Trauung fand in Anwesenheit des Stadthalters von Erfurt und Koadjutors⁶ des Erzbistums Mainz Karl Theodor Reichsfreiherrn von Dalberg (1744–1817) und anderer Adelsbekanntschaften am Abend des 29. Juni 1791 nach 18 Uhr (siehe Fußnote¹) im Hause Dacheroden statt. Es war eine Hausrauung. Dazu musste von der Stadtregierung eine Einwilligung eingeholt werden. Diese wurde am 25. Juni erteilt. Sie war kostenpflichtig. Eine Gebühr erhielt außerdem das EvgI. Ministerium⁷, damit das Aufgebot entfallen konnte⁸. Die Kirchengemeinde verzichtete auch nicht auf die ihr sonst bei einer Kirchen-Trauung zukommende Kollekte bzw. Abgaben. Neben der Hochzeitskollekte erhielten der Kirchenchor, der Küster und die Kirchknaben eine Spende, ferner die Kurrende,⁹ das evangelische Waisenhaus, das Lutherische Lazarett – ein öffentliches Krankenhaus – sowie das evangelische Armenhaus.

Der Schwiegervater von Dacheroden legte den Ablauf der Trauung fest. Die Feierlichkeit wurde durch zwei Psalmvertonungen und drei Arien musikalisch begleitet. Bei ersteren handelte es sich um Psalm 117, V. 1–2: Zunächst eine Vertonung in deutscher Sprache („*Lobet den Herren, alle Heiden*“ – hier wohl eine Bearbeitung der Motette Bachwerk-Verzeichnis 320) von Gottfried August Homilius (1714–1785)¹⁰, sodann eine weitere Version in lateinischer Sprache von Georg Peter Weimar (1734–1800)¹¹. Die erste der drei Arien stammte ebenfalls von Georg Peter Weimar („*Wachende Vorsicht, du krönst unser Hoffen/halte dein Aug über dieses Paar offenschütz es in Gnaden und segne dies Haus*“). Die zweite Arie lautete: „*Auf Brüder, grüßt mit mir den Herrn*“, die dritte: „*Heil, o goldner Erndtekrantz, süße Augenweide*“. Diese, als Sommerlied wohl eher den „Geistlichen Volksliedern“ zuzuordnen, sollte im Anschluss an das strenge Ritual wohl eher der Auflockerung der Gefühle dienen¹².

6 Bischof-Stellvertreter mit dem Recht der Nachfolge.

7 Die Gesamt-Leitung der Erfurter evgl. Kirchengemeinden heißt noch heute: Ministerium.

8 Das Aufgebot diente in der Zeit der noch unzureichenden Erfassung des Personenstandes der Absicherung, dass keiner der beiden Ehepartner bereits verheiratet war. Beim Adel war der Personenstand jedoch allgemein bekannt und überschaubar. Mithin konnte hier das Aufgebot entfallen, es wurde als ehrenrührig empfunden.

9 Die unbemittelten Schüler in den Schulen der Stadt bekamen durch das Vorsingen bei besonderen Familienanlässen vor dem jeweiligen Haus die Möglichkeit kleiner Geldeinnahmen. Man konnte je nach Vermögen und Ansehen, die gesamte Kurrende oder Teile davon bestellen. Manchmal zog die Kurrende auch von sich aus durch die Stadt und bat um Spenden.

10 Komponist, Kantor und Organist in Dresden, gehörte wahrscheinlich zum direkten Schülerkreis von Johann Sebastian Bach.

11 Kantor an der Erfurter Kaufmannskirche.

12 Die Verfasser der beiden letzten Arien wie auch die Sänger und ggf. Instrumentalisten konnten nicht ermittelt werden.

3. Die „Trauungsrede“

Die Predigt, die der seit 1790 als Oberpfarrer an der Barfüßer-Kirche tätige Geistliche und Familienfreund Georg Friedrich Reinhard (1741–1811) hielt und die Karoline – die junge Braut, verständlicherweise voller Erwartungen – später als langweilig empfand, ging im Grundgedanken auf das Thema „Freundschaft“ ein. Verdeutlicht an verschiedenen Beispielen aus der Bibel, wird die Ehe als eine der edelsten Freundschaften dargestellt. Der Pfarrer führt aus¹³: Von Gott gestiftet, ist die Ehe die älteste Freundschaft der Welt. Die Absichten dieser Freundschaft sind die allerwichtigsten: Fortpflanzung und Erziehung unseres Geschlechtes. Für Gold kann man sich alles Mögliche kaufen, jedoch – so Pfarrer Reinhard – wenn der gemietete Pfleger seinen Dienst an dem kranken Ehemann beendet, dann kommt die geliebte Gattin, die dem durch schwere Krankheit dahin gestreckten Gatten Erleichterung seiner Leiden verschafft, sie *„läßt sein leidendes Haupt in Ihren Armen ruhen, sanft troknet sie die perlenden Tropfen seines Angstschweißes von seiner Stirn“*, durch *„Küsse der Zärtlichsten Liebe“* verschafft sie ihm in seiner Not *„eine außerordentliche Stärke“*. Nur *„um Ehebruchs oder ähnlicher Ursachen willen soll nach den Gesetzen des Christenthums sich ein Mann von seinem Weibe und umgekehrt scheiden“*. Jede Eheverbindung sollte deshalb mit der größten Vorsichtigkeit gepflegt werden, Verstand und Herz sollen ihr zugrunde liegen, die Eheleute sollen sich nur den edelsten Empfindungen überlassen.

Gerade in der ehelichen Verbindung würdiger Personen treffen sich Verstand mit Verstand sowie Tugend mit Tugend und führen zu einem Fest der Freude. Solche Verbindungen, selbst die kleinsten, stehen unter *„besonderer Regierung der göttlichen Vorsehung“*. Wunderbar ist die Gelegenheit, bei der sich Personen kennen lernen und in kurzer Zeit bis zur vertrautesten Freundschaft gelangen. Wie oft geschieht es nicht, dass Kinder von alten guten Freunden sich einander ehelich verbinden – hier spielt Pfarrer Reinhard auf die frühere Bekanntschaft zwischen Alexander George von Humboldt und dem Kammerpräsidenten an¹⁴. Das Glück der Eltern erreicht seinen höchsten Gipfel, wenn sie ihre wohlgerateten, zärtlich geliebten Kinder in einer ehelichen Verbindung sehen. Diese Vater- und Mutterfreuden würdig zu schildern, ist wohl kaum möglich. Es ist wie der Gärtner, der mühsam edle Pflanzen zog und pflanzte und glücklich ist, Erblühen und Früchte zu sehen.

13 Hier kann nur der allgemeine Gedankengang unter Hervorhebung einiger besonders markanter Stellen wiedergegeben werden. Zitate in Original-Schreibweise.

14 Sie geht mindestens auf das Jahr 1761 zurück.

Heute sind – so der Pfarrer – ausgesuchte Freunde des Dacherödenschens Hauses Zeugen von der eheliche Verbindung unserer verehrungswürdigen Fräulein von Dacheröden mit einem „Edlen von Humpolt“. Das Paar ist gleich edel von Geschlecht, von Verstand, von Herz und von unbescholtener Tugend. Der Dacherödensch Name ist zu glänzend, und die vorzüglichen Eigenschaften unserer Fräulein von Dacheröden sind zu bekannt, als dass sich nicht schon längst würdige Personen um sie beworben hätten. *„Ganz unvermuthet erscheint aber ein Edler von Humboldt, ein würdiger Sohn eines hochadel. Hauses zu Berlin, das selbst Friedrich der Einzige¹⁵ schätzte“*. Dies ist eine besondere Freude *„für Sie, verehrungswürdigster Herr Präsident“*, dem *„zu früh die treueste Gefährtin des Lebens entrissen“* wurde, deren *„letzter Gedanke und Blick sorgend für ihre beyden innigstgeliebten Kinder war“*. Jetzt aber ist das Glück der Kinder gefunden und das künftige Glück fest gegründet. *„So werde denn dieser Tag für Sie, verehrungswürdigstes Paar, ein Anfang des vergnügtesten und glücklichsten Lebens“* sein. *„Heiterkeit des Geistes, Ruhe des Herzens, die reinsten Freuden des Lebens“* mögen dem Brautpaar immer Teil des Lebens sein. Wenn aber trübe und raue Tage aufkommen, so bereiten diese nur *„desto größere Freuden“* vor:

*„Sein dunkler Pfad führt doch zum Licht
Wer an ihn glaubt den lässt er nicht“.*

4. Der Ehevertrag

Der Ehevertrag war in den Tagen zuvor aufgesetzt worden. Das Konzept stammte von Johann Heinrich Christian Dunker, dem langgedienten Sekretär des Kammerpräsidenten, mit z. T. erheblichen Korrekturen bzw. Ergänzungen von dessen Hand versehen.

Der Vertrag beginnt mit einer förmlichen Einleitung: Der kgl. preuß. wohlbestallte Legationsrat Wilhelm von Humboldt habe *„nach reifer Überlegung bei sich beschlossen, nach göttlicher Ordnung sich in den Stand einer Gott wohlgefälligen Ehe zu begeben und seine Zuneigung auf die hochwohlgeborene Fräulein Karoline Friederike gerichtet, aus dem Hause Thalebra, Tochter des hochwohlgeborenen Karl Friedrich von Dacheroeden aus dem Hause Thalebra, auf Auleben“* usw., ehemaligen kgl. Preußischen Kriegs- und Domänenkammerpräsidenten, und er habe diese *„zu seiner künftigen Ehegenossin und Mitge-*

15 Diese Überhöhung findet sich bei Zeitgenossen häufiger, insbesondere unter dem Eindruck der schwierigen politischen Lage in den Jahren nach dem Tode Friedrichs d. Gr.

*hülfn dieses zeitlichen Lebens erwählet“ und diese seine Absicht sowohl eben-
genannter Fräulein von Dacheroeden, als auch ihrem Herrn Vater gebührend
eröffnet, und er habe sich darauf an dem „gewünschten und ganz freiwilligen
Jaworte vorbenannter Fräulein von Dacheroeden“ erfreuen können. Darauf sei
ihm diese von ihrem Herrn Vater zugesagt und versprochen worden. – „So ha-
ben diese beiden Verlobten, und zwar der Herr Bräutigam, mit Einwilligung und
Genehmigung seiner Frau Mutter, der Hochwohlgeborenen Frau Marie Elisa-
beth von Humboldt geb. Colomb, und die Fräulein Braut mit Einwilligung ihres
obengenannten Herrn Vaters, welche solches durch ihre Unterschrift bekennen,
nachfolgende Eheberedung, wie solches unter Personen ihres Standes üblich
und gebräuchlich ist, in Form, Wort und Kraft einer dinglichen Handlung wohl-
bedächtigt verrichtet, und geschlossen“:*

§ 1 Konfession der Kinder

Wilhelm gehörte der reformierten, Karoline der lutherischen Konfession an. Die Ehe musste mithin nach damaligen Vorstellungen als Mischehe betrachtet werden. Vereinbart wird, dass die Kinder zunächst Erziehung in den Grundsätzen des Christentums und der beiden „Religionen“ erfahren. Die Kinder können aber „in reiferen Jahren“ selbst wählen, welcher „Religion“ sie angehören wollen, „zu welcher sie die mehreste Neigung, und von welcher die stärkste Ueberzeugung sie in ihrem Herzen verspüren“.

§ 2 Ehegeld¹⁶

Es verspricht die Braut ein Ehegeld von 3000 Reichstalern in alten Louis- und Friederich d’or, das Stück zu 5 Reichstalern gerechnet¹⁷, gegen rechtsbeständige Quittung auszuhändigen, welches „der Herr Legationsrat¹⁸ von Humboldt zu

16 Auch: Ehesteuer, Mitgift. Im Adel war die Familie der Braut verpflichtet, zu deren Ausstattung ein Ehegeld zu entrichten. Starb der Ehemann vor der Ehefrau, so entfiel der Zweck der Ausstattung. Damit dienten das Ehegeld letztendlich und insbesondere das in § 3 folgende Gegenvermächtnis sowie die Leistungen in § 4ff. der Absicherung der Witwe. – „Kundbarer Nuzzen“ – eine Formulierung, die den Ehemann an seine Verantwortlichkeit für das Ehegeld erinnerte.

17 Angesichts der Münzverschiedenheiten wurde in Verträgen zumeist ein Münzfuß festgelegt. Louis- und Friedrich d’or waren französische bzw. preußische Goldmünzen, die Reichstaler Silbermünzen. 1 Louis d’or bzw. 1 Friedrich d’or entsprach etwa 5 Reichstalern.

18 Es war dies ein Titel, den das Ministerium des Auswärtigen verlieh und den Humboldt seinem Paten, dem Minister Graf von Hertzberg, verdankte. Zu diesem Zeitpunkt gab es noch keine regulierte Vorbereitung für den Auswärtigen Dienst. Einige Legationsräte versahen aktiven Dienst, andere nicht; sie bildeten eine Art Dienstreserve und wurden auch im Staatskalender geführt. Wilhelm hatte damit immerhin eine Art Dienstitel. Er hat ihn bis zur Übernahme des Gesandtschafts-Postens in Rom durchweg geführt.

seinem kundbaren Nutzen zu verwenden verspricht¹⁹. Dieses Ehegeld wird als Hypothek bei der Neumärkischen Ritterschaft auf das vom Vater, George Alexander von Humboldt (1720–1779), geerbte Gut Ringenwalde in der Neumark eingetragen¹⁹, von dem Wilhelm einen Anteil besitzt. Die beiden anderen Teileigentümer, nämlich die Mutter und der Bruder Alexander, stimmen der Eintragung zu. Wilhelm überreicht der Braut als Sicherheit einen entsprechenden Hypothekenschein. Sollte der zukünftige Ehemann vor der Braut versterben, so braucht sie der Einwilligung der Löschung der Hypothek erst dann zuzustimmen, wenn ihr die 3000 Reichstaler einschließlich Zinsen zurückgezahlt worden sind. Alle Gebühren übernimmt die Familie Humboldt. Verstirbt die Braut vor dem Bräutigam, so steht dem Bräutigam das Ehegeld voll und ganz zu.

§ 3 *Gegenvermächtnis* (in gleicher Höhe)

Wenn der Bräutigam vor der Braut stirbt, so ist diese unversorgt. Deshalb setzt der Bräutigam für diesen Fall „aus herzlicher Gegenliebe seiner Fräulein Braut, wenn Gott ihn vor ihr aus dieser Zeitlichkeit abfordern würde“, 3000 Reichstaler als Gegenvermächtnis aus, und zwar aus seinem Vermögen, insbesondere aber aus seinem Anteil an dem Gut Ringenwalde. Auch dies wird durch einen Eintrag bei der Neumärkischen Ritterschaft gesichert.

§ 4 *Morgengabe*²⁰

Die Braut erhält als Morgengabe 1000 Reichstaler in gewöhnlichen, jedoch nicht widerrufenen Münzsorten. Diese Summe ist fällig beim Tode des Ehemannes. Sie wird wie die anderen Summen im Hypothekenbuch eingetragen.

§ 5 *Dingliche Leistungen*

Beim Ableben des Ehemannes erhält die Witwe den besten Wagen nebst den vorhandenen Kutschpferden und dazugehörigem Geschirr, ferner alles, was sie etwa an Schmuck, Kostbarkeiten, Silber, Kleidern und dergleichen von ihrem Eheherren bekommen hat oder als ihr Eigentum festgelegt wurde.

§ 6 *Zahlungen des Vaters (Dacheroeden)*

Der Vater verpflichtet sich der Tochter gegenüber, auf eigene Lebzeiten jährlich 150 Reichstaler in umlaufenden Münzsorten auszuzahlen.

¹⁹ Höchstwahrscheinlich Verlust der entsprechenden Akten 1945.

²⁰ Geschenk des Ehemannes an die Ehefrau, ursprünglich am Morgen nach der ersten ehelichen Nacht überreicht; später als versprochene Zuwendung für den Fall des Vorversterbens des Ehemannes.

§ 7 Karolines Vermögen

Der Ehemann darf zwar das von Karoline mitgebrachte und ihr noch zufließende Vermögen verwalten, ihm wird auch ein Niesbrauch „billig zugestanden“, jedoch hat er sich „eines mehreren bei ihrem Leben nicht anzumaßen“.

§ 8/9/10/11 Versorgung der Mutter des Ehemannes, der Witwe des Ehemannes, der Kinder

Stirbt der Bräutigam vor seiner Braut und sind keine Kinder vorhanden, so geht sämtlicher Nachlass des Ehemanns zu 2/3 zurück zu seiner Mutter. Sind beim Ableben des Ehemannes Kinder vorhanden, so erhalten sie, sofern weniger als 5 Kinder, 1/3, sofern mehr als 5 Kinder leben, 1/2 Teile des Vermögens, während die anderen Anteile der Witwe zufallen. Entsprechendes gilt für das vorzeitige Ableben des Fräulein Braut.

§ 12/13²¹....

Abschluss

Im förmlichen Abschlussteil versprechen die Vertragspartner, die Bedingungen des Ehevertrages einzuhalten. Sie tun kund, dass sie alle Verlautbarungen verstanden und „mit Dank und Vergnügen angenommen“ haben.

So geschehen d. 28. Juni 1791.

Die Quittung über das erhaltene Ehegeld datiert vom 30. Juni 1791. Ausdrücklich muss Wilhelm versichern, dass er der Ausflucht entsage, die Summe sei nicht gezahlt oder nicht empfangen worden. Dieser Vorgang wird von dem Justizamtmann Christoph Ludwig Einike († 1794) protokolliert. Einike stand dem Hochadelig von Dacheroedenschen Amtsgericht vor. Dieses die niedere Gerichtsbarkeit in Burgörner ausübende Gericht kann, weil Karl Friedrich von Dacheroeden in Erfurt exempt ist, also nicht der Stadtgerichtsbarkeit untersteht, in Dacheroedenschen Angelegenheiten auch in Erfurt tätig werden. Das Protokoll wird von Wilhelm unterschrieben. Karl Friedrich von Dacheroeden vermerkt auf dem Protokoll, dass er die Quittung über den Empfang der 3000 Reichstaler Ehegeld seiner Tochter Karoline übergeben habe.

21 Enthalten Einzelbestimmungen, auf deren Angabe hier verzichtet wurde; z. B. die Erlaubnis, kleinere Vermächtnisse festzulegen.

Die tatsächliche Zahlung

Eine tatsächliche bare Zahlung der 3000 Reichstaler Ehegeld hat nicht stattgefunden. Wilhelms Schwiegervater wusste geschickt zu finanzieren! Denn vom gleichen Tage (30. Juni 1791) datiert ein urkundliches Schriftstück, in dem der Schwiegervater erklärt, sein „*vieligeliebter*“ Schwiegersohn habe ihm 3000 Reichstaler in eben den Münzsorten, wie im Ehegeld angegeben, vorgestreckt. Er sagt zu, dieses Kapital mit 5 % zu verzinsen, also jährlich 150 Reichstaler zu zahlen. Die Verpflichtung kann von beiden Seiten mit einer Frist von einem Jahr gekündigt werden, wobei die Summe in den ursprünglichen Münzsorten ungeteilt einschließlich aller zum Zeitpunkt angelaufenen Zinsen zu zahlen ist²².

5. Die Aussteuer

Karolines Aussteuer

Das „*Inventarium von denen dem Fräulein Karolinen von Dacheroeden bei ihrer Verheiratung mitgegebenen Sachen*“ verzeichnet die Aussteuer der Braut:

I. Betten: 12 Unterbetten, 16 Pfühle, 9 Kopfkissen, 6 Deckbetten, z. T. aus der Aussteuer der Mutter, z. T. aus Karolines, offensichtlich etwa seit 1782 vorbereiteter Aussteuer herrührend.

II. Bettüberzüge: a) für herrschaftliche Einzelbetten, teils holländische, teils einfache Leinwand: 21 Betttücher, 16 Kopfkissenüberzüge, 11 Deckbettenüberzüge; b) für Gesinde-Einzelbetten, teils blau-weiß gewürfelte, teils weiße Hausmacherleinwand: 12 Betttücher, 12 Kopfkissenüberzüge, 12 Deckbettenüberzüge.

III. Handtücher und Wischservietten: a) für die Herrschaft: 26 herrschaftliche Handtücher aus feinem Drelle²³ mit einer Hohlnaht gesäumt; b) für das Gesin-

²² Dacheroeden hat also das Ehegeld nicht bezahlt; es wurde aber als bezahlt in Gestalt einer Hypothek festgehalten. Das Ehegeld, das nicht bezahlt wurde, leiht sich Dacheroeden vom Schwiegersohn. Auch dieser bezahlt als geliehenes Geld nichts, bekommt aber eine Verzinsung, weil er formal die Geldsumme geliehen hat. – Weil aber Wilhelm formal das Geld verliehen hat, kann er, z. B. in Geldschwierigkeiten gekommen, den Leihvertrag kündigen, und dann muss Dacheroeden die Summe bar auszahlen. Umgekehrt kann Dacheroeden das Ehegeld tatsächlich auszahlen, z. B. wenn er keine Zinsen mehr zahlen möchte. Dann entfällt für ihn die Zinszahlung. – Wahrscheinlich sollte diese Regelung auch dazu dienen, durch die Zinszahlung die Jungfamilie für die nächsten Jahre ein wenig zu unterstützen.

²³ Norddeutsche Textilware („Drillich“).

de: 43 Gesindehandtücher aus polnischem Drelle; c) für die Küche: 12 Küchenhandtücher von grobem Drelle; d) Wischservietten: 24 Wischservietten von mittelmäßig grobem Drelle.

IV. Tischzeug: a) 18 Tischtücher, 232 Servietten von gezogenem Drelle; b) 7 Tischtücher, 113 Servietten von feinem, holländischem Drelle mit Hohlnaht gesäumt; c) 9 Tischtücher, 206 Servietten von Damast. Alle Betten, Bettüberzüge, Tücher, Servietten sowie das Tischzeug waren gezeichnet (z. B.: C. F. V. D.), die Tücher und Servietten nummeriert.

V. Kleider: 16 Kleider, z. T. mit Rock, aus folgenden Stoffen: Atlas, Taft, Linon (feinädrige Baumwolle), Musselin, in verschiedenen Farben und Mustern mit feiner Baumwolle.

VI. Mäntel: 2 Überwurfmäntel; 1 Pelzmantel mit Atlas, pistazienfarbig, und dazugehörigem Muff; 1 schwarzer Taftmantel, mit feinsten Watte gefüttert; 1 weiterer schwarzer Taft-Mantel; 1 Musselin-Halbüberwurf – eventuell als Reisemantel dienend –; 1 schwarzer, seidener venezianischer Mantel mit Hütchen und Kopfschleier, wohl ein Erbstück aus der Zeit des Urgroßvaters Friedrich Wilhelm von Posadowsky (1672–1730), der auf seiner Studienreise unter anderem in Venedig Aufenthalt genommen hatte – dieses Kleidungsstück hatten Karoline und ihr Bruder gelegentlich auch als Karnevalsverkleidung benutzt –; schließlich 1 Muff aus angora'schen Ziegenhaaren.

VII./VIII. Unterröcke, Nachtunterkleidung.

IX. Strümpfe, Schuhe, Nadelkissen, Toilettenumhänge u. dergl.: a) 61 Paar Strümpfe aus Zwirn und Baumwolle, 2 Paar Seidenstrümpfe; b) 1 Paar Schuhe aus weißer Seide, 2 Paar Schuhe aus schwarzem Wollzeug; c) 3 Nadelkissen aus verschiedenen Stoffen; d) 5 Toilettenumhänge aus einfachem (Rasche) bzw. wertvollerem, mit Spitzen verziertem Material (Musselin); 1 Kammfutteral von feinem Zwirn gestrickt, mit rosafarbenem Band besetzt und rosafarbenem Taft gefüttert; 1 Pompadour²⁴ oder Arbeitsbeutel, mit Taft gefüttert und Brabanter Spitzen und rosafarbenem Band besetzt; 1 Arbeitsbeutel von grünem Taft mit einem mit Korallen belegten Korb.

X. Hemden: 61 Stück.

XI. Schnupftücher, Nachthauben, Halstücher: a) 37 Schnupftücher aus weißer Leinwand, 2 Schnupftücher aus Seide; b) 26 Stirnbinden; c) 12 Nachthauben; d) 12 Halstücher aus Leinwand, 1 Halstuch aus Linon und mit Brüsseler Spitzen besetzt, 1 Halstuch aus feinem Musselin, 2 große Halstücher aus bunter Baumwolle, 1 großes Halstuch aus Seide, 12 kleine Servietten aus Damast und Drelle.

²⁴ Ein Pompadour konnte auch anstelle einer Handtasche verwendet werden.

XII. Holzwerke, Bettstellen: 1 furnierter Kleiderschrank, Nussbaum; 1 eisenbeschlagener Eichenkoffer mit hopffgartenschem und kniggeschem Wappen – die Großmutter war eine geb. v. Knigge –; 2 angestrichene braune Koffer aus weichem Holz – die „Koffer“ sind wohl als Truhen zu verstehen –; 2 eichene Einzelbetten; 1 blau angestrichener und mit schwarzem Leder beschlagener Koffer zur Verwahrung der genannten Bettstellen; 1 Toilettentisch aus schlichtem, weichem Holz.

XIII. Bettumhänge: 2 Bettumhänge, karmin-roter Damast; 1 dazu passender Umhang um eine Wiege.

XIV. Silberwerke, Pretiosa:

a) 1 goldene, emaillierte Uhr.

b) 1 Paar Brasselets (Schmuck-Armband, am Handgelenk getragen), blauer Stein in Gold gefasst, mit großen Brillanten besetzt, mit je einer Namensschiffre (D bzw. H – H: ursprünglich wohl Hopffgarten, kann jetzt als: Humboldt gelten) aus kleinen Brillanten und Türkisen, dazu an jedem Brasselet 8 Schnüre aus ziemlich großen und gleichen Zahlperlen²⁵.

c) 4 Hals-Schnüre aus ziemlich großen und gleichen Zahlperlen, die Hand- und Halsschnüre umfassen 1000 Zahlperlen.

d) 1 goldener Flacon.

e) 1 Toilette, aufbewahrt in einem schwarzen, ledernen, mit Eisen beschlagenen Toilettenkasten; dessen Inhalt: 1 Spiegel mit massivem, silbernem Rahmen; 1 silbernes Suppenöpfchen mit Deckel, drei Füßen, inwendig vergoldet und mit silbernem Teller als Untersatz; 1 geschliffenes Glas mit silbernem Fuß und silbernem Deckel; 1 silbernes, inwendig vergoldetes Eiglas; 1 silberner Trichter; 1 silberner Löffel; 1 runde Bürste mit silbernem Stiel; 1 silberner Marks- und Eierlöffel; 2 silberne Muschendosi²⁶ (zur Aufbewahrung der Schönheitspflasterchen); 1 große, silberne Schachtel mit Schloss; 1 Kleiderbürste, 1 silberne Glocke; 1 stählerner Lichtputzer mit silbernem Griff und einer dazugehörigen silbernen Untersetzschale; weitere Klein-Gegenstände.

f) 1 Brillant, als Halstuchnadel gefasst.

g) 1 brillantenes, in Gold gefasstes dreieckiges Petschaft. Auf je einer Seite ist das dacheroedensche bzw. das hopffgartensche Wappen und ein einfaches D. gestochen.

²⁵ Zahlperlen wurden nicht nach Gewicht, sondern stückweise gehandelt.

²⁶ Musche: Schönheitspflasterchen. Die Schönheitspflasterchen hatten verschiedene Formen, ursprünglich die der Fliege (frz.: la mouche), aber auch die anderer Kleintiere, Sterne usw.

Das Verzeichnis gibt Anlass zu vielfältiger Interpretation. Hier soll nur auf wenige Einzelheiten eingegangen werden. Auffällig ist die Vielzahl an Weißzeug und Wäsche. Dazu ist zu bedenken, dass nicht – wie heute – jederzeit eine elektrische Wasch- bzw. Trockenmaschine in Gang gesetzt werden konnte, sondern damals das Waschen des Zeitbedarfs wegen nur in größeren Zeitabständen vorgenommen wurde, als ganzer Waschtage oder nur in mehreren Waschtagen hintereinander. Kostbare Seidenwäsche konnte sich auch eine Adelsfamilie nur in Grenzen leisten. Zur Aussteuer gehörte beim Adel auch der allgemeine Bedarf für das Dienstpersonal. Verschiedene Aussteuer-Gegenstände wurden über Generationen vererbt, so z. B. das Mobiliar, das von wesentlich stabilerer Beschaffenheit war als heute, wie auch der „Familien“-Schmuck“. Anstelle von Schränken – wie heute – waren vielfach Truhen (hier: „Koffer“) in Gebrauch.

Wilhelms Beitrag zum Hausstand

Auch Wilhelm leistete einen Beitrag zum Hausstand. Offensichtlich bei Wilhelms Besuch in Erfurt zwei Monate zuvor im April dürfte darüber gesprochen worden sein. Den Briefen Wilhelms vom 11. Mai 1791 ab sind verschiedene Einzelheiten zu entnehmen. Die Trauringe, am kleinen Finger getragen, besorgt Marie Elisabeth von Humboldt. Wilhelm schreibt: „*Mama bekümmert sich viel und gern um unser Etablissement*“.

Humboldt lässt sich eine gestickte Bekleidung und einen Frack für den Hochzeitstag anfertigen; der Schwiegervater soll entscheiden, welches Kleidungsstück Wilhelm zur Feier tragen soll. Aus einem alten Necessaire hat Wilhelm zwei Paar silberne Leuchter sowie eine Zucker-Streudose anfertigen lassen. Über Karl von La Roche (1766–1819), den Familienfreund²⁷, werden ferner bestellt: Messer, Gabel, vier Paar Mahagoni-Leuchter, Tassen, Teelöffel, eine Wedgwood-Teekanne²⁸, ein Milchtopf, ein Spülnapf, ein Kessel mit Dreifuß zu einer Spirituslampe, sowie Leinwand zum Abdunkeln der Fenster. Karoline bittet Wilhelm, ein Bügeleisen für seine Manschetten mitzubringen. In Berlin werden hergestellt: Ein Sofa von Birnbaumholz mit Stahlfedern gepolstert und hellblaue, geglättete Leinwand als Überzug sowie ein Dutzend Rohrstühle. Ferner bringt Wilhelm aus Berlin mit bzw. lässt nachkommen: zwei niedliche Kommoden mit Marmorplatten, einen kleinen Arbeitstisch mit Marmor für Karoli-

²⁷ Er galt vor Wilhelm als Bewerber um Karolines Hand. Karl von La Roche war zu der Zeit Assessor am Salzamt Halle; in späteren Jahren Geh. Oberbergat in Berlin.

²⁸ Englische Keramikfabrik, gegr. 1759 von Josiah Wedgwood. Das Unternehmen existiert noch heute.

ne, einen neu hergestellten Mahagoni-Tisch zum Tee sowie Teegeschirr und seine Betausstattung. Er kauft von Karl Friedrich Bückling (1756–1812)²⁹ einen Schreibtisch. Für den Transport der Gegenstände lässt Wilhelm in Berlin einen Transport-Wagen bauen. Dieser ist mit grauer, nicht schmutzender Farbe angestrichen und mit einer Rosengirlande sowie braunen Leisten verziert. Einiges Mobiliar aus Berlin wird zunächst bei Karl von La Roche zwischengelagert. Die meisten Gegenstände werden indessen direkt nach Burgörner dirigiert. Dort muss ausgestattet werden, es „*fehlt alles*“. Das Brautpaar beabsichtigt nämlich, zunächst dort seinen Wohnsitz zu nehmen, weil das Haus in Erfurt zur Unterbringung eines weiteren Hausstandes neben dem des Schwiegervaters als doch einigermaßen eng erscheint.

Als bald nach der Eheschließung richtet man sich in Burgörner häuslich ein. Auch die Kultur kommt für Karoline zu ihrem Recht: Es wird das Klavier aus Erfurt herantransportiert und von Johann Christian Kittel (1732–1809), einem der jüngsten Schüler von Johann Sebastian Bach, Karolines Musiklehrer, gestimmt. „*Wir haben die Tage ... viel Musik gemacht*“, schreibt Karoline an den Bruder. Kittel spielt außerdem an der Orgel von St. Jakobi in Hettstedt.

6. Der Empfang von Ernst Wilhelm Ludwig von Dacheroeden und seiner Gattin in Siersleben und Burgörner im Jahre 1798

Wie das junge Paar Karoline und Wilhelm von den Untertanen und der Bekanntschaft in Burgörner empfangen wurde, ist nicht bekannt. Wohl gibt es einen Bericht über die Begrüßung von Ernst Wilhelm Ludwig, Karolines Bruder, und seiner jungen Frau Luise Sophie Charlotte Wagner von Karlsburg (1781–1820), die 1798 geheiratet hatten. Dieser Bericht soll hier stellvertretend wiedergegeben werden. Karl Friedrich von Dacheroeden schreibt darüber an seine Schwester Auguste Sophie am 23. November 1798³⁰:

„*Am ... 2ten Oct. kam mein Son mit seiner iungen Frau zu mir nach Burgoerner. Es war Schade, dass er den Abend spät ankam, denn es war schon halb acht Ur, als er eintraf, und er und seine Frau konten also wenig von den Feierlichkeiten sehen, die Burgörners Einwoner zum Empfange seiner iungen Frauen gewis recht artig veranstaltet hatten. Jenseits Siersleben hatten ihn die in Burg-*

²⁹ Auch der berühmte (Nach-)Konstrukteur der ersten Dampfmaschine in Burgörner gehörte zu der Zeit zum Freundeskreis Humboldt-Dacheroeden. Er war zu dieser Zeit Oberbergrat. Es war durchaus üblich, Mobiliar gebraucht zu kaufen.

³⁰ Die Originalschreibweise wurde beibehalten. Vgl. auch zu den Örtlichkeiten das „Urbarium“ des Amtes Burgörner im Pfarrarchiv Burgörner.

oerner Pferde haltenden Untertanen, und an der burgörnerschen Grenze der Amtman und der Amtsverwalter³¹ zu Pferde empfangen, und waren vor dem Wagen her geritten. An dem ersten Hause im Dorfe hatten sich alle Mädgens, 52 an der Zal, alle in frisirten Haren, wozu sie sich von friseurs aus Hetstedt hatten frisiren lassen, mit dem preussischen Berghautboistenkorps³², sieben Man stark, in einer neuen Uniform, hingestellt, überreichten ein Gedicht, das ein benachbarter Geistlicher in Grosorner³³ ihnen in der Geschwindigkeit recht artig verfertigt hatte, und zogen dann, die Hautboisten an der Spitze, parweise vor dem Wagen her. An der Mülenbrükke hatten die iungen Burschen aus dem Dorfe eine Erenpforte von grünem Laubwerke erbauet, und mit Blumen und Weintrauben verzieret. Sie überreichten ein Glückwünschungsschreiben, das, wie ich vermuthete, den Amtman Weihe in Burgoerner zum Verfasser hatte, und baten das Ehepar auszusteigen, und nun kam der Zug in folgender Ordnung auf dem Hof an: 1, der Amtman zu Pferde, 2, die Bergautboisten, 3, die Mädgens parweise, 4, mein Son mit seiner Frau, 5, die iungen Burschen parweise, 6, der Amtsverwalter und die Bauren zu Pferde. An der Haustüre standen des Amtmans Kinder, die auch ein Gedicht überreichten, das den berühmten Oberprediger Starke zu Bernburg³⁴ zum Verfasser hatte. Nachdem das iunge Ehepar ins Haus getreten war, rief die versamlete Menge mit großer Ordnung ein dreimaliges Vivat, das jedesmal mit Musik unterbrochen wurde. Ich gab den Hautboisten 1 Louis d'or, theilte sie in zwei Köre, lies so viel Bier³⁵ anführen, als das Dorf hindurch die Nacht trinken wollte, und so brachte dasselbe die Nacht tanzend theils in der Gärtnerwohnung und theils in der Schenke zu. Den Sontag darauf, den 7ten Oct., bat ich meine Nachbarn Mittags zu mir, und Abends mein ganzes Dorf, wovon die Honorazionen, nemlich Schulmeister, Schöpffen³⁶, der Müller, die Anspanner³⁷ etc. 30 Personen an der Zal, in der Turmstube sassen, und mit Bouillonsuppe, Gemüse, Kälberbraten, Schweinebraten, Sallat, Aschkuchen, so viel Bier, als sie

31 Der Amtmann, der das Amt gepachtet hatte, war Karl Wilhelm Erhard Weihe; mit „Amtsverwalter“ dürfte der Justitiar gemeint sein, Einikes († 1794) Nachfolger, vom Namen her noch nicht ermittelt.

32 Traditionell hatten die Bergleute eine Kapelle.

33 Gotthilf Heinrich Schnee (1761 – 1830).

34 Aus der Familie der Berneburger Oberprediger höchstwahrscheinlich Gotthelf Wilhelm Christoph Starke (1762 – 1830), der zwar erst 1797 Oberprediger geworden war, jedoch bereits 1788 einen Gedichtband herausgegeben hatte. Ca. 6 km nordöstlich von Burgörner, angrenzend an das Dorf Wiederstedt (Gut Hardenberg, dem Vater von Novalis gehörend), begann Bernburger Territorium.

35 Dacheroeden hatte für das Dorf das Brauereirecht.

36 Gerichtsbeisitzer; sie versahen in Burgörner auch Dienste in der Gemeindeverwaltung..

37 Bauern mit Pferd und Wagen, die private oder amtliche Güter- und ggf. Personen-Beförderungen durchführten.

trinken wollten, und 14 bouteilles Wein reichlich bewirtet wurden. Die übrigen erhielten Musik, wozu wider die Bergautboisten genommen wurden, weis Brod, Semmel und Bier, so viel sie wollten, und tanzten die ganze Nacht hindurch in der Gärtnerwohnung. Dem Anfange des Tanzes wonte ich selbst bei, und mein Son eröffnete ihn mit dem Mädgen, das das Gedicht bei der Ankunft überreicht gehabt, und meine Schwiegertochter mit dem iungen Burschen, der das Glückwünschungsschreiben übergeben; und ich sahe zu meinem Erstaunen, dass so wohl Mädgens, als Bursche die Menüets mit der grössesten Akkuratesse tanzten, als wenn sie lange vom Tanzmeister Unterricht genossen hätten. Montags regairte³⁸ uns der Amtman mit einer niedlichen Komödie, wo erstlich seine Tochter eine Glückwünschungsrede in Versen an die iunge Frau mit vielem Anstande deklamirte, hierauf eine kleine Illumination des Theaters erfolgte, wo die Namen Ernst und Luise mit einem doppelten Vivat in Feuer branten, und darunter die Hochzeit der Psyche³⁹ ser sauber gemalet erschien, und endlich ein Stück aus Weisens Kinderfreunde⁴⁰, wo ich nicht irre, die Modeerziehung genant, aufgeführt wurde. Hierauf folgte ein kaltes Souper von mer, als dreissig Personen, und den Schlus machte ein Bal, der bis den Morgen um 1 ur dauerte. Dienstags, den 9ten Oct., hatte ich dieienigen Mittags zum Essen, die am Sontage aus Mangel an Plazze nicht hatten gebeten werden können, und Mittewochs, am 10ten, reisetete mein Son mit seiner Frau wider ab“.

38 Bedeutung: ergötzte

39 Nach dem Roman „Metamorphosen“ des antiken Dichters Apuleius (ca. 123– vor 170 n. Chr.) – die Geschichte von der Liebe zwischen der Königstochter Psyche und dem Gott Amor.

40 Christian Felix Weiße (1724–1804), Begründer der deutschen Kinder- und Jugendliteratur, gab 1775–1782 die Zeitschrift „Der Kinderfreund“ heraus.

Herbst-Zeitlose¹

(November 1823)

von Inge Brose-Müller

„Du warst kaum fort, mein teuerstes Herz, als Tieck schickte und dich bitten ließ, eine kleine Schachtel mit kupfernen und bleiernen Medaillen an Goethe mitzunehmen“, so schreibt Caroline an ihren Mann am 8. November 1823: Wilhelm von Humboldt auf dem Weg von Berlin nach Weimar. Kaum hat er sich von einer fiebrigen Erkältung erholt. Ein Mann von 56 Jahren muss auf seine Gesundheit achten. *„Die Luftveränderung, wie klein sie ist, und Bewegung in der grünen Chaise kann günstige Wirkung haben“,* vermutet Caroline. Sie denkt auf seiner Reise mit, den Freund will er besuchen. Sie beschäftigt sich derweil mit dessen Schriften.

„Ich lese Goethens Morphologie, es interessiert mich sehr. Er und seine Individualität am meisten. Denn er ist im kleinen, was die Natur im großen. Das Höchste und das Gewöhnlichste lebt und webt in ihm, - und mit ihm, ach, legt man doch eine Welt ins Grab!“

Ach, ist es schon so weit? Wir haben doch erst 1823! Humboldts Antwort ließe sich gut in einem Nachruf verwenden: *„Über Goethe schreibst du sehr wahr und schön. Wohl begräbt man eine Welt mit ihm. Denn es ist seiner Natur eigen, alle die verknüpfenden Anschauungen, und dies Forschen nach dem ganzen und vollen Wesen der Dinge ... zu haben, auf dem auch alle Weltverknüpfung in der Wirklichkeit und Unendlichkeit beruht. Mir ist oft mit großem Bedauern aufgefallen, wie ich die Stücke las, daß von eigentlichen Naturforschern das wohl wenig geschätzt, ja nur beachtet wird. Selbst Alexander² möchte davon nicht Ausnahme machen“.* Die Nichtachtung der Naturwissenschaftler ärgert Humboldt, Wilhelm natürlich. *„Sie bedenken nicht, daß ein Mensch die Form der Natur mit innerem und wahren Genie und sogar erfinderisch auffassen und wie durch eine Inspiration erkennen und in der Erkenntnis des Stoffes sehr zurückstehen, wohl auch von diesem manches falsch anwenden kann. Da aber Goethe in dieser Sache sich des Beifalls der ersten in der Wissenschaft schwerlich wird erfreuen können, sollte er den Beifall derer, die man fast die letzten nennen könnte, nur insofern privatim nicht verschmähen, als er guten Willen, einen unbefange-*

¹ Die Herbstzeitlose ist jene Blume, die im Herbst ihre lila Blüte treibt und ihren Fruchtknoten bis zum nächsten Frühjahr im Boden verbirgt, um dann erneut Leben zu zeugen. Dieser Gedanke, dieses Bild der Schönheit und Fruchtbarkeit, erfasst auch das Fortwirken der Klassiker Goethe und Wilhelm von Humboldt im Alter – zwischen Olymp und Alltag.

² Alexander von Humboldt.

nen Sinn und manchmal Anspruchslosigkeit“ beweist. Anders gesagt: Außer der naturwissenschaftlichen gibt es auch eine intuitive Methode, Natur zu erfassen. Und Goethe soll, wenn die Naturwissenschaftler ihn nicht als einen der ihren anerkennen, sich mit dem Verständnis der gleichgesinnten Freunde bescheiden. Die schreibenden Klassiker setzen ihr Geniedenkmal gegenseitig. Ein bisschen Kritik fügt Humboldt aber an. Das macht ihn glaubwürdig:

„Ich habe Goethen, liebe Li³, leider krank gefunden. Er hat seit 10 – 12 Tagen einen Husten, der ihn sehr mitnimmt. Er wirft nicht aus dabei, hat kein Fieber, obgleich vollen Puls und krampfhaftige Anwandlungen, so daß ihm die Nägel oft blau sind. Er klagt besonders über schlaflose Nächte, die mit dem Husten natürlich verbunden sind“.

Humboldt, selbst gerade erst von einer Erkältung genesen, beschreibt den Zustand minutiös, gewährt Einblick in das Haus am Frauenplan im November 1823. Der Zweck der Reise scheint nicht aufzugehen: Kaum wagt es Humboldt, den Freund in lange Gespräche zu verwickeln. Er erkennt die misslichen Umstände in Goethes Umgebung. *„Was ich seinem Zustand unangemessen finde, ist die schreckliche Hitze bei ihm. Ich halte sie aus, aber es fordert eine Gewohnheit wie die meinige. Ich habe mir die Freiheit genommen, in Gegenwart des Arztes darauf aufmerksam zu machen, und der riet sehr einen Thermometer an. Allein Goethe ... protestiert gegen einen so gefährlichen Zeugen“.*

In dem Dunst der Krankenstube erheitert sich der alte Herr, wenn der Gegenstand des Gespräches ihn fesselt. *„Im Gespräch habe ich ihn wie sonst gefunden, höchst interessant und leicht zu großer Teilnahme zu bringen, aber abgebrochen, so daß man das einzelne zusammenlesen und sich sehr hüten muß, ihn nicht durch ein dazwischengeworfenes Wort aus seinem Ideenzusammenhang zu bringen. ... er hat mir auch versprochen, mir vorzulesen oder mir zum Lesen zu geben, und er muß doch also allerlei bereit haben“.*

Wie kommen die großen Geister nur dazu, die Fülle zu haben und zu schreiben? Der wissenschaftlich arbeitende Mensch wagt kein eigenes Wort, ehe er nicht kennt, was vor ihm gesagt wurde. Humboldt hat Goethes Methode durchschaut. *„Goethes Art, sich zu beschäftigen, ist mir ... sehr klar. Ich fragte ihn nach verschiedenen Sachen, die ihn an sich interessieren müssen, Alexanders neuestem geognostischen Werk, seiner Reise usf. Auf alle Fragen gestand er, daß er das gar nicht gelesen habe und nicht lesen wolle, bis er in seinen eigenen Forschungen darankomme. Bei dieser Gelegenheit sagte er dann deutlich, daß er jetzt gar nicht mehr anders lese, als indem er gleich auch darüber schrei-*

3 So nennt Wilhelm von Humboldt seine Frau Caroline.

be, und darum hüte er sich vor neuen Büchern, die ihn nur anregen und auf Untersuchungen führen würden, die außer seinem Weg lägen, und zu denen er jetzt nicht mehr Zeit und Kraft habe“. Was man Goethe als Egozentrik oder Ignoranz auslegen könnte, ist die höchste Form von Konzentration.

Steht es schon so schlecht um ihn?

„Mit Goethe geht es noch gar nicht gut. Auch heute abend soll er sich sehr matt und angegriffen gefühlt haben. Ich sah ihn heute leider gar nicht“ (15. November 1823).

Und am 17. November klagt Humboldt seiner Frau: „Ach, Gott! liebes Kind, Goethe hat auf nichts Appetit, nicht auf Bouillon, Fleisch, Gemüse, er lebt von Bier und Semmel, trinkt große Gläser am Morgen aus und deliberiert⁴ mit dem Bedienten, ob er dunkel- oder hellbraunes Köstritzer oder Oberweimarisches Bier, oder wie die Greuel alle heißen, trinken soll. Doch geht er meist in eine andere Stube dazu, wenn ich da bin. Die Scheu geht doch in einer menschlichen Brust nie ganz aus“.

Goethe als Biertrinker! Dabei schwebt einem eher das Bild vor Augen, wie der junge Mann mit dem Schiff von Frankfurt zum Höchster Markt fährt und dort im „Karpfen“ mit den Freunden aus Kurmainz wohl mehr als einen Schoppen Wein genießt!

Das Alter bringt andere Gewohnheiten.

Ach, Gott! Ist es schon so schlimm?

„Über seine Gesundheit war man heute und gestern bedenklicher als früher, ich glaube aber mit Unrecht. Mir schien er eher besser. Unmittelbare Gefahr ist bei diesem Übelbefinden nicht, nur die, daß dieser Husten Anzeige anfangender Brustwassersucht sei oder davon werde. ... Es ist schrecklich, daß die Ursach von Goethes Krankheit höchstwahrscheinlich eine einzige Erkältung ist, ... Er kann nicht genug sagen, wie wohl und tätig er vorher war. Es ist peinlich zu hören, daß er alle Augenblicke Ach Gott! ach Gott! sagt. Doch ist das mehr Angewohnheit. Denn er klagt nicht über Schmerzen“.

Ach, Gott! Warum sollte Goethe nicht jammern, wenn ihm danach zu Mute ist! Die Umstände sind misslich genug. Nicht nur, dass die Ärzte seinen Husten nicht heilen – wie sollen sie auch ohne Penicillin, ohne Antibiotika. Sie greifen zu den Mitteln ihrer Zeit und quälen den alten Mann. Sein Leib ist aufgedunsen. „Man erwartet jetzt sehr gute Wirkung von Blutegeln, die man ihm in der Nierengegend gesetzt hat“. Humboldt konstatiert weiter: „Goethen fand ich gestern morgen sehr schwach. Er hatte die ganze Nacht wieder nur im Lehn-

4 deliberieren = langwierig beratschlagen, erwägen.

stuhl zugebracht, und die Augen fielen ihm alle fünf Minuten zu, wobei dann sein Kopf gleich auf seine Brust sank. Dann hob er ihn wieder und öffnete die Augen, und so ging es die ganzen Stunden, die ich da war. Dazwischen sprach er aber wieder mit Lebendigkeit ...“. Warum bleibt Humboldt denn ganze Stunden? Caroline bedauert nicht nur Goethes Hinfälligkeit, sondern sieht ihren Gatten „um die reine Freude und (den) Genuß des Gesprächs“ gebracht: „Eine so bedeutende Krankheit, wie die seinige im Februar und März d. J. war, bleibt im 73. und 74. Jahr selten ohne Folgen. Wenn er geschieden sein wird aus dem Leben, wird es doch für das Leben selbst gleichsam wie eine ungeheure Lücke sein, und eine Leere in der eigenen Brust für jeden, der ihn empfunden hat“. Caroline von Humboldt äußert auf die Berichte ihres Mannes „die traurigsten Ahnungen über das verglimmende Leben des Dichters. Möchte ich doch Unrecht haben! Aber das Sitzen auf dem Lehnstuhl ist auch mir ein schlimmes Zeichen“.

Caroline hat Unrecht. Der alte Herr hat noch fast neun Lebensjahre vor sich und wird sie um drei Jahre überleben. In seinem Herbst steckt eine Lebenswurzel, die ihn zeitloser macht, herbstzeitloser als die Ärzte ahnen. Humboldt darf es erfahren, er, der Vertraute von früheren Tagen. „Heute früh (19. November 1823) habe ich eine himmlische Stunde bei ihm zugebracht, die ein reicher Lohn für die ganze Reise ist. Ich muß dich aber sehr bitten, niemand ein Wort davon zu sagen, weil er äußerst geheim damit tut, ... Heute gab er mir ein eigen gebundenes Gedicht, eine Elegie. Ich sah schon, daß sie sehr zierlich und sorgfältig äußerlich in Band und Papier behandelt war. Sie war ganz von seiner Hand geschrieben, er sagte mir, es sei die einzige Abschrift, die davon existiere, er habe sie noch niemandem, ohne Ausnahme, gezeigt und werde sie noch lange nicht, vielleicht nie drucken lassen. Er habe sich aber auf meine Ankunft gefreut, weil er vorher wisse, ich werde mit ihm fühlen“.

Humboldt spürt, wie sich Goethe erschließt und seinem Gefühl Worte gibt. Und Humboldt versteht. „Es erreicht nicht bloß dieses Gedicht das Schönste, was er je gemacht hat, sondern übertrifft es vielleicht, weil es die Frische der Phantasie ... mit der künstlerischen Vollendung verbindet, die doch nur langer Erfahrung eigen ist. Nach zweimaligem Lesen fragte ich ihn, wann er es gemacht habe. Und als er mir sagte: „Vor nicht gar langer Zeit“, war es mir klar, daß es die Frucht seines Marienbader Umganges war“.

Zwischen dem 5. und 12. September schreibt Goethe diese Elegie auf der Rückfahrt von Karlsbad⁵ nach Jena in der Reisekutsche, seine Schrift ist den Wegverhältnissen entsprechend unruhig⁶. Er fertigt dann in Weimar eigenhändig eine Reinschrift an – sorgfältig – und verwahrt sie – in einen roten Lederumschlag geheftet – in einer blauen Mappe. Kostbare Gefühle darf man schön kleiden. Drucken lässt Goethe die „Elegie“ tatsächlich erst 1827 in der Ausgabe letzter Hand.

Im Herbst ein Luftgebild⁷ - zeitlos,
aber, ach Gott, unsäglicher Husten!

Die Zitate sind entnommen aus:

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, hrsg. von Anna von Sadow, 7 Bde., Berlin (1906–1916), insbes. Bd. 7, S. 170ff.

Weitere Literatur:

Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 1, Hamburg (1960), 5. Aufl., S. 380ff. u. 584ff.

Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, Münchner Ausgabe, München (1992), Bd. 13,1, S. 134ff. und S. 704ff.

Goethe Handbuch, Weimar (1996ff.), insbes. Bde. 1,3 und 4,1.

5 Dorthin war Goethe Ulrike von Levetzow von Marienbad aus gefolgt. Danach ist die Begegnung Vergangenheit.

6 Die Urschrift befindet sich im „Großherzoglich Weimarischen Schreibkalender für das Jahr 1822“, den Goethe 1823 als Notizbuch benutzt, nachdem der Kalender des laufenden Jahres gefüllt ist. 1980 erwirbt das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt dieses Buch im Autographenhandel in England. Vgl. Goethe, Münchner Ausg., Bd. 13,1, S. 708 und S. 673.

7 Vgl. 8. Stanze der „Elegie“, Goethe, MA 13,1 S. 137.

Alexander von Humboldt in Ecuador – 261 Expeditionstage am Äquator¹

VON PETER KORNEFFEL

1. Einleitung

Nahezu sein ganzes Leben schenkte Alexander von Humboldt seinem Traum von der Reise in die Tropen. Als unruhiger Suchender in seiner Jugend, als un-
bändig Getriebener in seinen Studienjahren, schließlich als Extremreisender und
forschender Überflieger in den Tropen Amerikas. Nach der Expedition befasste
er sich bald 55 Jahre lang mit der Auswertung dieser vielleicht intensivsten For-
schungsreise in der Geschichte der Neuzeit.

Fünf Jahre lang reist er offiziell im Auftrag der spanischen Krone von La
Coruña im Jahr 1799 über die Kanarischen Inseln ins heutige Venezuela, nach



Abbildung 1: Humboldts Forschungsreise 1799-1804: Skizze des Verlaufs der Amerikareise vom 01. Juni 1799 bis 01. August 1804 (Grafik: Wikipedia)

1 Druckversion des am 27. Mai 2011 zur 93. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Magdeburg gehaltenen Vortrags

Kuba, Kolumbien, Ecuador, Peru und Mexiko, kehrt – nach Visiten erneut auf Kuba und in den USA – schließlich 1804 nach Europa zurück. **Abbildung 1** zeigt die Reiseroute.

Sie ist so keineswegs geplant. Alexander von Humboldt will von Kuba über Mexiko auf die Philippinen reisen. Niemals hätte er also Ecuador gesehen. Doch erreicht ihn im Februar 1801 in Havanna die Nachricht, der französische Forschungsreisende Nicolas Baudin sei nach Buenos Aires und Lima aufgebrochen.

„Getreu dem gegebenen Versprechen, mich ihm anzuschließen, wo ich nur könnte, und überzeugt, daß es für die Wissenschaften nützlicher ist, wenn ich meine Arbeiten denen der Naturforscher, die Kapitän Baudin begleiten, hinzufüge, zögerte ich keinen Augenblick, den kleinen Ruhm zu opfern, meine eigene Expedition zu beenden, und sofort mietete ich ein kleines Schiff, um mich nach Cartagena zu begeben.“ [Humboldt 1999: 142]

Von Cartagena aus schlagen Alexander von Humboldt und sein Begleiter Aimé Bonpland sehr bald die schwere Hochgebirgstroute von der Karibik in die Anden bis nach Lima ein, quer durch das Vizekönigreich Neu-Granada, somit mehr als 3000 km zumeist im Fußmarsch, um ein Schiff zu erreichen!

Der südliche Gerichtsbezirk von Neu-Granada, die Real Audiencia de Quito, ist Humboldt aus alten französischen Reiseberichten nicht ganz unbekannt. Die Reise durch die Audiencia von Quito – seit 1830 und bis heute im Bereich der Anden vergleichbar der Republik Ecuador – wird Alexander von Humboldt unverhofft zu einem Meilenstein seiner Expedition. Diese 261 Expeditionstage in Ecuador, die er niemals geplant hatte, werden in Teilen bahnbrechend für sein Wissenschafts- und Reisewerk.

2. Reise nach Quito

Am 27. Dezember 1801 überquert die Expedition die Natursteinbrücke von Rumichaca, dem heute bedeutendsten Grenzübergang zwischen Kolumbien und Ecuador. „Die Erdbrücke (Rumichaca), die wir auf dem Abhang des Porphyrgebirges von Chumban in der Provinz Los Pastos gefunden haben, (besitzt) einige Ähnlichkeit mit der Brücke von Icononzo ...“ [Humboldt 2004, Kordilleren: 33], schreibt Humboldt in den „Ansichten der Kordilleren ...“; diese Icononzo-Brücke hatte er drei Monate zuvor südlich von Bogotá gezeichnet.

Auf dieser Passage nun von Pasto in die Stadt Quito zeichnet und schreibt Humboldt offenbar nicht. Denn die Forscher durchleben apokalyptisch anmutende Reisekonditionen. Sintflutartige Regengüsse, schwere Erdbeben und

mehrere Erdbeben begleiten sie. In einem Brief an seinen Bruder Wilhelm bezeichnet Alexander diese Passage später als „der fürchterlichste (Weg) auf der Welt“. Er sah ihn „mit den Knochen der Maultiere gepflastert“. Zwischen „mächtigen Abgründen“ und „schrecklichen Vulkanen“ setzt hier nun die Regenzeit ein. „Unsere Stiefel faulten uns an den Beinen“. Im Ödland des Páramos bei 4000 Meter Höhe entdeckt Humboldt erstmals in den Tropen das allmähliche Ende der Vegetation, dort, „wo die Kälte bis in die Knochen dringt“. [Humboldt 1999: 149f]

Am 2. Januar 1802 erreicht die Expedition die „weiße Stadt“ Ibarra. Hier begegnen Humboldt und Bonpland Francisco José de Caldas, einem Textilkaufmann, zwischen Bogotá und Quito reichlich unterwegs und ein ambitionierter Forscher auf dem Gebiet der geografischen Astronomie. [Ette 2001] Caldas experimentiert in dieser Zeit an der Höhenmessung durch die Bestimmung des Siedepunktes von Wasser. Humboldt macht sich über diese in Europa längst bekannten Versuche lustig. Caldas, dessen Traum es ist, sich der Humboldt-Expedition anzuschließen, muss am Ende zurückbleiben, worüber er sich bitter bei Humboldt beschwert. [Arias Greiff 1968]

Humboldt erreicht wenige Tage später die Hauptstadt der Real Audiencia: „Nachdem wir zwei Monate hindurch Tag und Nacht von Regengüssen durchnäßt wurden und bei der Stadt Ibarra beinahe ertranken, als durch ein Erdbeben plötzlich das Wasser anstieg, kamen wir am 6. Januar 1802 in Quito an, wo der Marqués de Selva Alegre die Güte hatte, uns ein schönes Haus einzurichten, das uns nach so vielen Beschwerlichkeiten alle Annehmlichkeiten, die man in Paris und London genießen könnte, darbot.“ [Humboldt 1999: 150]

Das ist Balsam für die Forscherseele. Denn in Quito erfährt Humboldt mit Entsetzen, dass Baudin um Afrika gesegelt und längst in Australien angekommen war. Die Nachricht aus Havanna war eine Fehlmeldung, die Strapaze vergebens. Der Reiseplan ist nun geplatzt. Humboldt muss umdisponieren.

3. Hauptstadt Quito

Der besagte gütige Marqués wird Humboldt zu einem Gönner und Vertrauten. Es ist Juan Pío Montúfar, welcher wenige Jahre später die Rebellion gegen die spanische Krone anführt und 1809 zum ersten Präsidenten eines zeitweise unabhängigen Quitos wird.

Dessen Sohn Carlos Montúfar, ein erst 22-jähriger Philosoph und Humanwissenschaftler, wird bald zu einem engen Freund Humboldts – unter wütenden Eifersuchtsausbrüchen von Francisco José de Caldas. Carlos begleitet die Expedi-

tion von nun an bis zur Rückkehr nach Paris, wo Humboldt ihn weiter finanziell unterstützen wird.

Quito und Juan Pío Montúfars Landresidenz im benachbarten Valle de los Chillos werden zum Basislager für die neue Reiseidee, für die Höhenexpeditionen und Messungen auf Alexander von Humboldts „Straße der Vulkane“. In der Stadt Quito erholt sich Humboldt zunächst und befasst sich mit der Stadtgeschichte. Und er amüsiert sich, er macht einen Ausflug zur Hirschjagd, er wohnt Festlichkeiten bei, wundert sich über die großen Feuerwerke und besucht gelegentlich die Freudenhäuser in dieser 30 000-Einwohner-Stadt, 2850 Meter hoch gelegen, am Fuß des Vulkans Pichincha.



Abbildung 2: Kathedrale von Quito

Einige architektonische Splitter aus seinem Reisetagebuch: „Die Kirche der Gesellschaft Jesu und jene des heiligen Franziskus sind prachtvoll, im Innern mit schönen vergoldeten Holzschnitzwerken überladen, aber ohne Geschmack. (...) Der Palast des Präsidenten und der Audiencia und jener des Bischof lohnen

nicht die Mühe, davon zu sprechen, es sind Kasernen ohne Fassade, ohne Gliederung im Innern. Ebenso verhält es sich mit der Kathedrale, an die man närrischerweise Geld verschwendet hat, um daraus einen langen Gang in der Art eines Pferdestalles zu machen. (...) gegenwärtig klatscht man ihr ein Portal an.“ [Humboldt 1990: 51]. **Abbildung 2** zeigt die Kathedrale in ihrem heutigen Aussehen.

Doch Humboldt mag die Menschen in Quito, die Quiteños, und ihr „Naturtalent“, wie er sagt. Sie „haben eine gewisse Ungezwungenheit, eine Liebenswürdigkeit, eine Leichtigkeit, alles zu erlernen“, selbst ein Leben zwischen Erdbeben und Vulkanen: „Trotz aller Schrecken und Gefahren, mit denen die Natur sie ringsumher umgibt, sind die Einwohner von Quito fröhlich, lebendig und liebenswürdig. Ihre Stadt atmet nur Sinnenlust und Luxus, und vielleicht nirgends gibt es eine entschiedenere und verbreitetere Vergnügungslust“. [Humboldt 1999: 151], [Pirol 2011, hier verwendete Übersetzung]

Alexander von Humboldt ist oft ein von Arbeit besessener, ruheloser und ins Detail verliebter Forscher. Aber spätestens in der Audiencia de Quito – dem Wendepunkt in seinem Reiseplan, den höchsten Orten, die er jemals aufsucht, dem zeitlichen Mittelpunkt seiner fünfjährigen Amerikareise – hier offenbart er, dass er auch ein Genussmensch ist, mitunter ein Lebemann. Er war ja auch schon in Berlin als guter Tänzer bekannt.

Ohnehin ist ihm die Gunst seiner Expedition durchaus bewusst. Er ist durch das große Erbe seiner Mutter nicht nur finanziell bestens ausgestattet, durch seine Freunde in Europa nicht nur wissenschaftlich bestens beraten und von einem treuen Freund Aimé Bonpland bestens begleitet – auch der spanische Reisepass (siehe **Abbildung 3**), dessen Original noch heute in der Bibliothek des Ministeriums für Kultur aufbewahrt wird, öffnet ihm überall die Türen für seine Expedition und zum Stillen seiner Neugier.

4. Drei Besteigungen des Pichincha

Gleich dreimal besteigt Humboldt den Hausberg von Quito, den bis heute aktiven Vulkan Pichincha.

Beim ersten Mal am 14. April 1802 gerät Humboldt auf dem Rückweg vom 4698 m hohen Gipfel Rucupichincha in Lebensgefahr: „Wir stiegen wieder über die schreckliche Felswand. (...) Die anderen waren vorausgeeilt. Ich war allein. Der Schwindel verstärkte sich. Mir wurde gelb vor Augen. Mein Mut verließ mich nicht. Ich nahm die letzten Kräfte zusammen. Am Scheitelpunkt dieser Wand angekommen, fiel ich in Ohnmacht. Man sah mich auf der Erde ausge-

streckt. Man brachte mir Wein. Das gab mir das Bewusstsein wieder. Niemals war mir ein solcher Unfall auf freiem Felde zugestoßen.“ [Humboldt 1990: 75]

Den vulkanisch aktiven Krater unter dem mit 4794 Metern höchsten Gipfel besteigt Alexander von Humboldt dann sechs Wochen später. Er verwechselte übrigens die Namen der Gipfel Guagua Pichincha und Rucu Pichincha: „Bei näherer Inaugenscheinahme des steilen Abhangs des Rucupichincha verlor ich alle Hoffnung, bis an den Krater zu gelangen. Die Indios mit den Instrumenten und unsere Begleiter widersetzten sich und blieben zurück. Nur Herr Urquinaona und ein Indio (...) hatten den Mut mir zu folgen.“ [Humboldt 1990: 86] „Wir (kamen) vorwärts, wobei uns der Schnee in Schuhe und Hosen drang. ... Der Abhang war so steil, daß wir beim geringsten Sturz über eine schiefe Ebene von 100–120 Toisen Tiefe gerollt und gegen die vom Vulkan herausgeschleuderten Felsen geprallt wären. Dieses Wegstück machte uns recht besorgt. Wir sprachen uns gegenseitig Mut zu, ein Beweis, daß man sich fürchtet. Aber plötzlich versank der arme Indio (...) bis zum Bauch im Schnee. Er schrie, daß seine Beine in der Luft schwebten, dass er im Schnee hängengeblieben sei. Ich war ihm am nächsten.“ [Humboldt 1990: 86f] Humboldt rettet dem Indianer das Leben, bricht den Aufstieg ab und geht mit ihm etwas später eine andere Variante bis zum Kraterrand: „Mehr als zwei Drittel dieses riesigen Schlundes waren von Nebel frei, als ich dort mit dem Indio ankam. Keine Sprache hat Worte, um auszudrücken, was wir sahen. Ein fast kreisförmiges Oval, von Nordosten nach Südosten ein wenig ausgelängt, das Innere eines Gefäßes, dessen Wände senkrecht behauen sind und tintenschwarz, während die Ränder bis zu einem Absatz des Abgrunds mit Schnee bedeckt sind.“ [Humboldt 1990: 88]

Zwei Tage später wiederholt Humboldt diese Kraterexpedition, dieses Mal gemeinsam mit Bonpland und Montúfar.

Im weiteren untersucht er die nördlichen Nebengipfel des Pichincha bis hin zur Äquatorlinie, wo er magnetische Messungen durchführt.

5. Betrachtungen am Cayambe

Vom Rande der Kolonialstadt Quito aus, also aus 68 Kilometern Entfernung, skizziert Humboldt den 5790 Meter hohen Vulkan Cayambe. Er schreibt darüber in den „Ansichten der Kordilleren ...“: „Ich habe den Cayambe gezeichnet, wie er sich über dem Ejido von Quito erhebt, von dem er vierunddreißigtausend Toisen entfernt ist. Er hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels (...). Unter den vom ewigen Schnee bedeckten Bergen, welche die Stadt Quito umschließen, ist der Cayambe der schönste und der majestätischste. Man wird nicht mü-

de, ihn bei Sonnenuntergang zu bewundern, wenn der im Westen, gegen die Südsee gelegene Vulkan Guagua Pichincha seinen Schatten auf die weite Ebene wirft, die den Vordergrund der Landschaft bildet. Diese mit Graspflanzen bedeckte Ebene ist baumlos. Man sieht nur einige Barnadesia-, Duranta- und Berberis-Sträucher, und jene schönen Pantoffelblumen, die fast ausschließlich der südlichen Hemisphäre und dem westlichen Teil Amerikas angehören. (...) Der Gipfel des Cayambe wird vom Äquator durchquert. Man mag diesen kolossalen Berg als eines jener ewigen Monumente betrachten, durch welche die Natur die großen Einteilungen der Erdkugel gekennzeichnet hat.“ [Humboldt 2004, Kordilleren: 306f]

In dem wunderbaren Werk der „Ansichten der Kordilleren und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas“, welches Humboldt zwischen 1810 und 1813 in Paris verfasst, spürt man die Verehrung, die Reflexion, ja, die romanisierende Süße in seinen Worten von „schönen Pantoffelblumen“ im sanften Licht des „Sonnenuntergangs“.

6. Besteigung des Antisana

Ganz anders sind Sprache und Stimmung in seinem Tagebuch, wie schon vom Pichincha gehört, hier nun über die Besteigung des Vulkans Antisana, obwohl auch diese Aufzeichnungen erst ein halbes Jahr später in Lima entstanden:

„Am 15. März machten wir uns auf den Weg zu dem Vulkan. Der Morgen war grausam kalt, es fielen Schnee (...) und Eisnadeln, die das Gesicht zerstechen. (...) Der Vulkan Antisana (...) ist ein riesiges Gebirgsmassiv, das zur Spitze hin eine große Ebene bildet, in welcher sich der Gipfel oder der schneebedeckte Teil wie ein einzelner Berg erhebt. (...) Von Pintag an steigt man immer aufwärts (...). Wir folgten dem Lavastrom fast zwei Stunden, indem wir ihn ständig von oben von einem Bergrücken aus sahen (...).

Der Wind nahm auf jenem Bergrücken so stark zu, daß, wenn man erst einmal den Fuß auf die Erde gesetzt hatte, um einige Pflanzen zu sammeln oder Steine zu prüfen, es fast unmöglich war, wieder auf das Maultier zu steigen. (...) Außerdem flogen Eisnadeln in der Luft, vollkommener kristallisiert und daher schneidender als in Europa. Ich hatte gewöhnlich das Gesicht unbedeckt; ich trug Risse an Kinn und Wangen davon.

(...) Wir verbrachten drei Tage in diesen Ebenen, deren Kälte und Witterung unerträglich sind. (...) ... das Rindvieh läuft brüllend durch die Ebenen, ohne etwas zu fressen zu finden. (...) je mehr die Kälte die Luft verdünnt, umso mehr fühlt man die Lunge belastet. (...) In den Ebenen des Antisana konnte ich keine

70 Toisen (150 m) laufen, ohne den Atem zu verlieren und starke Brustschmerzen zu spüren. Selbst die Tiere hier haben diese Atembeschwerden. Die Stiere von Antisana sind (...) berühmt für ihre Wildheit. Ich habe bei Festlichkeiten in Quito so bösertige und so schöne wie in Aranjuez oder Madrid gesehen. Eine wilde Natur regt in Menschen und Tieren die Wildheit an. (...)

Die erste Nacht, die wir auf diesen Ebenen verbrachten, war qualvoll. (...) die Indios mit dem Essen und den Betten kamen nicht an. Wir blieben fast 24 Stunden ohne Nahrung (...). Wir hatten die Dummheit begangen, uns einem Kohlenbecken zu nähern, um uns zu trocknen. Dies verursachte einigen Magenübel, den anderen Halsschmerzen und Atembeschwerden. Pacho zerriß uns die Ohren mit Jagdliedern. (...) Seit der Überquerung der Andenkordillere, seit dem Páramo von Quindío, wo uns das Bett nicht mehr erreichte, uns, die wir vorausgegangen waren, und wo wir, vor Frost erstarrt, die Nacht auf dem Erdboden verbrachten, hatten wir noch nie eine größere Tragödie erlebt. (...)" [Humboldt 1990: 56f] (Über die Lage und die heutige Ansicht des Quartiers vermittelt **Abbildung 4** einen Eindruck.)



Abbildung 4: Humboldts Schlafquartier am 16. März 1802, das Bewirtschaftungshaus der Hacienda Antisana auf über 4000 Metern.

Am 16. März 2002 widmet der Bergsteigerverein der Katholischen Universität Ecuadors (PUCE) Humboldt eine Gedenktafel (siehe **Abbildung 5**), angebracht an dem in Abbildung 4 gezeigten, originalen Haus, in dem Humboldt die beschriebene tragische Nacht verbrachte: „Vor 200 Jahren, einem Tag wie heute, besuchte und bestieg Alexander von Humboldt, Ruhm der Wissenschaft und ‚wahrhaftiger Entdecker Amerikas‘, den Antisana, um dessen Geheimnisse zu ergründen.“ Das eingelegte Zitat vom wahrhaftigen Entdecker Amerikas stammt von Simón Bolívar.

Weiter heißt es in Humboldts Tagebuch: „Das Wetter war (...) nicht von der Art, um uns Hoffnung zu machen, daß wir auf diesem Vulkan unser Ziel erreichen würden, höher zu steigen als bis heute Menschen gestiegen sind. Wir brachen gegen 8 Uhr auf (...). Wir waren mehr als 15 Personen zu Pferde. Die Instrumente folgten mit Trägern zu Fuß. (...) Der Himmel wurde allmählich heller und der Wind (...) beruhigte sich gänzlich. (...) Welch herrliches Schauspiel bot

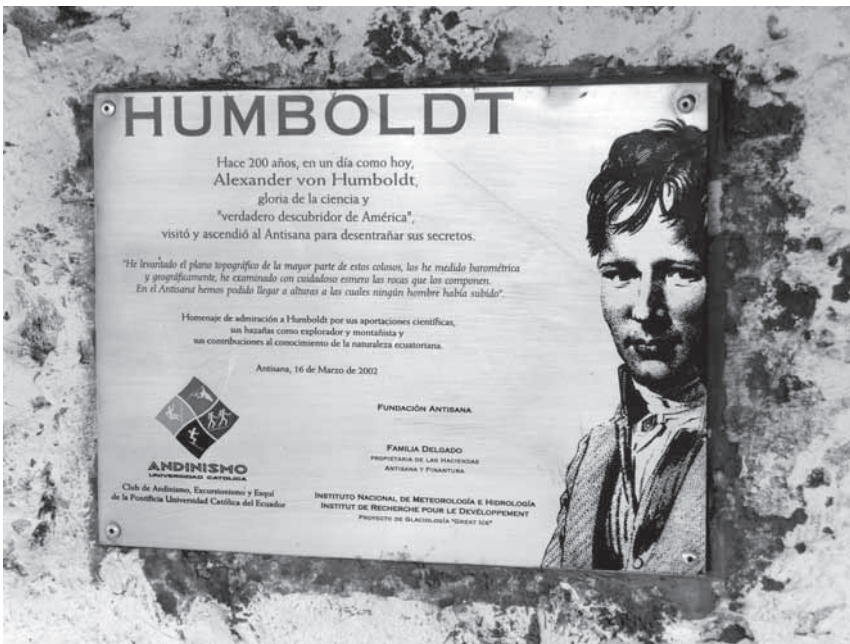


Abbildung 5: Humboldt-Gedenktafel zum 200. Jahrestag der Besteigung des Antisana: An Humboldts Quartier durch den Bergsport-Verein der Katholischen Universität von Quito und das Nationale Institut für Meteorologie und Hydrologie angebracht.

sich unseren Augen. (...) Mein Barometer war bei dieser Exkursion in keiner Weise störanfällig. (...) Wir waren folglich bis 2773 Toisen über dem europäischen Meeresspiegel gestiegen. (...) Es steht zu vermuten, daß bis heute niemand höher hinaufgelangt ist als wir. (...)

Jeder wünschte, wieder herabzusteigen. Herr Carlos Montúfar, ein junger kerngesunder Mann, warf viel Blut aus dem Munde aus. (...) (Es) platzten die kleinen Gefäße (...) das Weiße des Auges voller Blut. Wir fühlten uns alle unwohl und fast erstickt. Es ist eigenartig, daß sich die Extreme in Physik und Moral berühren...

(...) Wir (kamen) gegen 4 Uhr auf die Hazienda zurück. (...) ich konnte die Höhenwinkel nehmen und am folgenden Tag, dem 17. März, die geometrische Messung vollenden.“ [Humboldt 1990: 61–66]

7. Grenzgänger Humboldt

Im Licht dieser Ausschnitte aus Tagebuch, Briefen und „Ansichten der Kordilieren ...“ erscheint Alexander von Humboldt uns als ein genauer Beobachter, an anderer Stelle als ein tollkühner Abenteurer, gelegentlich als sinnlicher Romantiker, aber vor allem als Grenzgänger. Humboldt sucht auf mehreren Ebenen, mitunter ohne Rücksicht auf Verluste und Weggefährten, seine eigenen physischen Grenzen. Er sucht ferner die physikalischen Grenzen, sucht also nach vermeintlich Unentdecktem etwa in der Geologie, in der Botanik und in der Meteorologie. Und er sucht die Überwindung der Betrachtungsgrenzen zwischen der toten und der lebendigen Natur, zwischen der menschlichen und „vegetabilischen“ Schöpfung. Humboldt begnügt sich nicht mit einer Höhenmessung oder einer Gesteinsprobe vom Gipfel. Humboldt fragt sich, ob er in Höhen der tropischen Vegetationsgrenzen unter Schnee- und Eisfall schwerer zu atmen hat als ein Rindvieh und wie denn ein Vogel, wie der Kondor, noch 2000 Meter über ihm seelenruhig seine Kreise ziehen kann, während er selbst höhenkrank in Ohnmacht fällt.

8. Humboldt als Pflanzengeograph

Und mit eben dieser seiner Exzentrizität und seinem Hang zur Grenzüberschreitung macht er in Ecuador wissenschaftlich neue für das kolonialistische Denken skandalöse Entdeckungen: Sind etwa Tropenvegetation, Hochgebirgsklima und Landwirtschaft in ihren jeweiligen Disziplinen Anfang des 19. Jahrhunderts durchaus schon aussagefähig erforscht, führt Humboldt diese und neue Erkennt-

nisse zu seinen Hypothesen und mitunter davon abgeleiteten Forderungen zusammen. Humboldt verändert die Blickrichtung: Interessierten sich die Kolonialmächte wie Spanien und Portugal, von ihren Machtinteressen geleitet, für die Politische Geografie ihrer Zeit, ergreift Humboldt den umfassenden, ja in gewisser Weise ganzheitlichen Begriff der „Physikalischen Geografie“. Verbildlicht: Die spanische Krone zählt Silber, Holz und Getreide – Humboldt spricht mit den Indianern. Was er auf den großen Haciendas in den Anden entdeckt, formulieren wir heute durchaus ähnlich als Forderungen nach nachhaltiger Landwirtschaft und nach regionalen Produkten. ZEIT-Autor Ulrich Grober bezeichnet Alexander von Humboldt so auch als „Wortschöpfer“ der Nachhaltigkeit [Grober 2010], Pierre Bertaux „adelt“ ihn als „den ersten Ökologen“. [Beck 1985: Einleitung]

Alexander von Humboldt begründet nicht nur das Fach der Klimatologie, wozu ihm seine Untersuchungen des Humboldt-Stroms vor Peru und Ecuador sehr hilfreich sind. [Goethe-Institut und Inter Naciones 1999], sondern Humboldt gilt auch als der Begründer der Pflanzengeografie. Gerade hier im Hochland Ecuadors entdeckt er die höchste Biodiversität, welche unser Planet bis heute beherbergt. Wo der Äquator als die geografische Mittellinie des tropischen Gürtels gleichzeitig seine höchsten Höhen überschreitet, nämlich in Ecuadors Anden, an der Südflanke des Vulkans Cayambe bei etwa 5000 Metern über N.N., dort existieren alle Klimata der Erde mit einer extremen Dichte von Mikroklimata und folglich der global höchsten Artenvielfalt. Anfang 1803 zeichnet, koloriert und beschriftet Humboldt in der Hafenstadt Guayaquil ein sensationelles Bild – ein Aquarell unter dem Titel „Geographie der Pflanzen in der Nähe des Äquators“, eine Vorstudie zu seinem später berühmtesten Werk „Geographie der Pflanzen in den Tropen-Ländern“. [Holl 2009: 183]

Im Pendant zur Vielfalt der gesammelten Pflanzen am Rio Orinoco, sammeln Humboldt und Bonpland im Andenhochland die Vegetation des Gebirges ein. Geschätzte 60.000 Pflanzen schicken und bringen sie bis zum Ende ihrer Expedition nach Europa. Davon mehrere 1000 noch nicht entdeckte oder beschriebene oder in Europa in die botanischen Sammlungen integrierte Arten, beispielsweise die südamerikanische Weide, die „*Salix humboldtiana*“. [Aschbacher 2009] Prof. Walter Lack, der Direktor des Botanischen Gartens und Museums in Berlin schreibt dazu: „Für das genannte Gebiet (der Erfassung der Artenvielfalt) haben Humboldt, Bonpland und (Carl Sigismund) Kunth (...) die Grundlagen unseres Verständnisses der Pflanzenwelt gelegt.“ [Lack 2009: 11] Damit

sind sie Pioniere des Flora Neotropica-Projektes, Vorreiter der modernen Biodiversitäts-Forschung.²

9. Chimborazo

Die Bergexpeditionen am Cotopaxi (**Abbildung 6** zeigt ein aktuelles Foto) und am Chimborazo verlaufen ähnlich dramatisch wie die geschilderten am Pichincha und am Antisana. Über den Chimborazo, den Humboldt 1802 für den höchst-



Abbildung 6: Vulkan Cotopaxi: Der Vulkan Cotopaxi, „ein vollkommener Kegel, der schönste aller Nevados“, jedoch „zum Krater zu gelangen, erscheint unmöglich, selbst wenn der König Berghütten anlegen ließe“. Also studierten Humboldt und seine Begleiter am Cotopaxi (5897 m) die „Ströme oder Züge der vulkanischen Materie aus der Nähe“ und „verwandten den Rest des Tages darauf, Hirsche zu jagen“.

² Prof. Lack und das Botanische Museum in Berlin haben für den Vortrag nicht nur ihre phantastische original Edition der Ansichten der Kordillieren von 1810-13 zur Verfügung gestellt, sondern auch einige Motive aus Prof. Lacks prächtigem Band „Alexander von Humboldt und die Botanische Erforschung Amerikas“. Der Autor zeigte am 27. Mai 2011 in Magdeburg daraus: *Gordonia humboldtii*, kolorierter Kupferstich, Paris 1822; *Acacia macracantha*, Farbpunktstich, Paris 1821; *Theobroma Cacao*, Kupferstich, Paris 1806. [Lack 2009] Im Botanischen Museum befindet sich zudem ein großer Teil des Herbariums von Humboldt, Bonpland und eben Kunth, der die Sammlung in Berlin wissenschaftlich klassifizierte und archivierte.

ten Berg der Erde hält, schreibt er außerordentlich umfangreich und detailliert. Kein Berg hat Humboldt mehr und nachhaltiger beeindruckt als der Chimborazo. Sein literarischer und zeichnerischer Nachlass über diese Expedition vom 23. Juni 1802 ist exzellent von den Humboldtforschern Ottmar Ette und Oliver Lubrich aufbereitet. [Humboldt 2006]

Am Profil dieses Berges entwickelt Humboldt sein Schaubild der Pflanzengeographie. Aber hier bei seinem Expeditionsabbruch auf ca. 5600 Metern bezeichnet er auch das vermeintliche Limit, das ein Mensch überhaupt ersteigen kann.

Exkurs: Diese extreme Grenzerfahrung bildet später den Höhepunkt einer außergewöhnlichen filmischen Bearbeitung der Person Alexander von Humboldts. In den 1980er Jahren entschließen sich das ZDF und die DEFA, einen Spielfilm in Koproduktion zu entwickeln. Die Themensuche gestaltet sich schwierig: westdeutsche Sehgewohnheiten dürfen nicht enttäuscht werden, ostdeutsche Empfindlichkeiten müssen respektiert sein. Am Ende verständigt man sich auf das Thema Alexander von Humboldt. Bald darauf verwirft man die Idee, seinen Kuba-Aufenthalt zu thematisieren und einigt sich unter Einbeziehung mehrerer biografischer Stationen Humboldts auf einen Film über die Ecuador-Passage, insbesondere „Die Besteigung des Chimborazo“. So lautet auch der Titel des Films von Regisseur Rainer Simon, der heute in Potsdam lebt und auch weiterhin Filme in und über Ecuador dreht.³ Es ist übrigens für den Humboldt-Darsteller Jan Josef Liefers das Kinodebüt. Heute kennen wir Liefers mehr als Rechtsmediziner Professor Boerne, Sonntag abends im Münster-Tatort der ARD. „Die Besteigung des Chimborazo“ – wenig verwunderlich – wird zur einzigen deutsch-deutschen Kinoproduktion der Geschichte. Premiere ist am 7. September 1989. Wenige Wochen danach fällt die Mauer.

10. Inka-Architektur

Die Kolonialarchitektur der Städte nimmt Humboldt recht kritisch auf, als Widerstrebe ihm, dass Spanien den Indianern seine Bauformen überstülpt. Die indianische Architektur beeindruckt Humboldt hingegen sehr. So widmet er der Seilbrücke von Penipe am Fuße des Vulkans Tungurahua eine ausführliche Beschreibung und eine seiner 69 Tafeln.

³Rainer Simon und die DEFA-Stiftung haben für den Vortrag am 27. Mai 2011 in Magdeburg Aufnahmen vom Dreh 1988 zu Verfügung gestellt.

Noch beeindruckender ist Humboldts zeichnerisches Studium der Inkaarchitektur, und zwar nicht im heutigen Peru, wo wir mittlerweile monumentale Ausgrabungsstätten kennen, sondern in Ecuador, wo die Inkas gerade einmal 60 Jahre waren, bis die Spanier sie vernichteten. Er zeichnet u.a. auf dem Hof der Hacienda San Agustín de Callo, nahe dem 5900 Meter hohen Vulkan Cotopaxi.

San Agustín de Callo ist eine frühere Augustinerresidenz, welche auf den Mauern eines antiken Inkapalastes errichtet ist. Humboldt beschreibt ihren Bau so: „Das Gebäude bildet ein Quadrat mit einer Seitenlänge von jeweils dreißig Metern; es sind noch vier große Außentüren sowie acht Gemächer zu erkennen (...). Die Wände sind etwa fünf Meter hoch und einen Meter dick. Die Türen, die denen der ägyptischen Tempel gleichen; die Nischen, achtzehn in jedem der Gemächer und mit der größten Symmetrie verteilt; die Zylinder zum Aufhän-



Abbildung 7: Hacienda San Agustín de Callo, heute als Kapelle genutztes Gemach: Humboldt zeichnete dieses Gemach der auf Inka-Ruinen erbauten Augustinerresidenz San Agustín de Callo nahe dem Vulkan Cotopaxi. Detailliert beschreibt er „die gottesdiensthähnlichen Räume“, ihre geschlossenen „Blendfenster (...) unten breiter als oben“. Zwischen diesen „ragt aus der Mauer ein zylindrischer Stein“.

gen der Waffen; der Zuschnitt der Steine, deren Außenfläche konvex und an den Rändern abgeschrägt ist: alles erinnert an das Gebäude von Cañar (...). [Humboldt 2004: 237] Auf **Abbildung 7** ist ein Gemach abgebildet, das aktuell als Kapelle genutzt wird.

Dieses Gebäude von Cañar (siehe **Abbildung 8**) thront auf einer antiken Festungsanlage im Süden des Landes. Auch hier in Ingapirca zeichnet Humboldt akribisch: Das benannte Inka-Haus, dann das Haus in der es umgebenden Zitadelle. Ganz in der Nähe beschreibt er ein sonderbares Sandstein-Gebäude namens „Spiel des Inka“: „Von weitem gleicht der Inga-Chungana einem Kanapee, dessen Rückenlehne mit einer Art kettenförmiger Arabeske verziert ist. Tritt man in die ovale Einfassung, sieht man, dass der Sitz nur für eine einzige Person reicht, indes sehr bequem ist und den lieblichsten Blick in den Talgrund von Gulán bietet.“ [Humboldt 2004, Kordilleren: 148] Und dann stößt er, einem weiteren Steinfeld pfad folgend, auf ein in Fels gehauenes Sonnengesicht.



Abbildung 8: Inka-Festung von Ingapirca oder die „Festung von Cañar“. „Eine fünf oder sechs Meter hohe Mauer aus sehr regelmäßig gehauenen Steinen bildet ein sehr regelmäßiges Oval“, in deren Zentrum das „Haus des Inka“ thront. Humboldt erstellt hier am 03. Juli 1802 genaueste Skizzen zu fünf seiner 69 Tafeln für die „Ansichten der Kordilleren ...“ (1810-13), verblüfft von der puristischen Bauweise: „Die peruanische Architektur ging nicht über die Bedürfnisse eines Bergvolkes hinaus.“

Humboldts Zeichnungen von Inka-Monumenten in Südecuador sind umso bemerkenswerter, als dass sie fünf von 69 Tafeln seiner fünfjährigen Amerikareise ausmachen, er aber nur einen Tag vor Ort ist. Humboldt fertigt dieses beeindruckende grafische Werk am 3. Juli 1802 an. Später resümiert er zu seinen mittlerweile in Paris und Rom gestochenen und kolorierten Tafeln: „Die amerikanische Architektur, das können wir nicht oft genug wiederholen, vermag weder durch gewaltige Massen noch durch elegante Formen zu überraschen; indes betrachtet man sie mit umso mehr Interesse, als sie Licht in die Geschichte der ursprünglichen Kultur der Bergvölker auf dem neuen Kontinent bringt.“ [Humboldt 2004: 240]

11. Freiheit

Alexander von Humboldt wäre kein aufgeklärter Europäer und universelles Genie, wenn er nicht den Menschen in sein geografisches Bild von der Welt einbeziehen würde. Hinter den Mauern, ob von den Inkas oder den Spaniern erbaut, stößt er auf die Kehrseite der geografischen Wunderwelt. In Lateinamerika, besonders deutlich kontrastiert vom üppigen Leben in den Stadtpalästen und herrschaftlichen Haciendas seiner Gastgeber, erlebt und beschreibt Humboldt die bittere Ausbeutung der Ureinwohner, die Entrechtung und Versklavung von Indianern und Afrikanern. Immer wieder, auch in besten Kreisen der spanischen Verwaltungsstädte, kritisiert Humboldt dieses System der Unterdrückung.

Bei seinem zweiten Ecuador-Aufenthalt Anfang 1803 zeichnet er nicht nur das Profil der Pflanzengeografie [Holl 2009: 181], sondern schreibt hier in der Hafenstadt Guayaquil eine weitreichende Anklage an die Kolonialmächte, damit auch und insbesondere an seinen eigenen Auftraggeber, den König von Spanien. In dieser zu Humboldts Lebzeiten so nicht veröffentlichten Schrift von Guayaquil sieht der Humboldt-Forscher Frank Holl sogar das „eigentliche Manifest seiner Haltung gegenüber dem Kolonialismus“. [Holl 2009: 182] Humboldt schreibt 1803: „Je größer die Kolonien sind, je konsequenter die europäischen Regierungen in ihrer politischen Bosheit sind, umso stärker muss sich die Unmoral der Kolonien vermehren. Man sucht seine Sicherheit in der Uneinigkeit, man trennt die Kasten, man schürt ihren Hass, man verbietet ihnen, sich durch Heiraten zu verbinden, man fördert die Sklaverei, weil die Regierung eines Tages, wenn alle anderen Mittel versagen, zu dem grausamsten von allen Zuflucht nehmen kann, nämlich die Sklaven gegen ihre Herren zu bewaffnen, diese erwürgen zu lassen, bevor man selbst erwürgt wird, was doch immer das Ende dieser schrecklichen Tragödie sein wird.“ [Humboldt 2003: 65]

Alexander von Humboldt hat in Ecuador die Quechua-Sprache der Indianer gelernt. Er hat sogar Indianern das Leben gerettet. Er hat viel von ihrer Hilfe in Anspruch genommen, aber er hat sich – das war ihm sehr wichtig – niemals von ihnen tragen lassen. Er hat die Indígenas immer mit Respekt behandelt. Und er hat keinen Hehl daraus gemacht, wie viel seine schon bald weltberühmte Expedition diesen Menschen verdankt. Auch Menschen, wie dem Postschwimmer hinter der ecuadorianisch-peruanischen Grenze, ein indianischer Bote, der in seinem zum Turban gewickelten Lendenschurz eine Nachricht Humboldts zur nächsten Station seiner Reise bringt.

Die moderne Post Ecuadors hat Alexander von Humboldt mit der Darstellung seines Portraits (**Abbildung 9**) ein für die breite Öffentlichkeit wahrnehmbares Denkmal gesetzt.

Über diesen Teil seiner Amerikareise, jene zwei Forschungsreisen durch die Real Audiencia de Quito schreibt Humboldt: „Diese Expedition war viel erfolgreicher, als ich zu hoffen wagte.“ [Humboldt 1990]



Abbildung 9: Humboldt-Briefmarke, herausgegeben in Ecuador aus Anlass seines 100. Todestages am 6. Mai 1959. Die ecuadorianische Post ehrte Alexander von Humboldt mit einer Sondermarke im Nennwert von 2 Sucre.

Verwendete und weiterführende Literatur

Arias Greiff, Jorge de (1968): Una carta de Caldas a Humboldt. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/77804206>.

Arias Greiff, Jorge de (1970): Algo más sobre Caldas y Humboldt. El documento inédito de una lista de instrumentos. Bogotá: Sociedad Geográfica de Colombia, Academia de Ciencias Geográficas. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/253991897>

Aschbacher, Marion (2009): Optimierung des Steckholzwachstums am Beispiel von *Salix humboldtiana* und *Phyllanthus sellowianus* in Südbrasilien. Diplomarbeit. Universität für Bodenkultur, Wien; zuletzt aktualisiert am 17.03.2009, zuletzt geprüft am 17.05.2011

Beck, Hanno; Hein, Wolfgang Hagen (1985): Alexander von Humboldt. Leben und Werk. Frankfurt am Main: Weisbecker. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/13123814>

Berghaus, Henrich (2004): Physikalischer Atlas, oder Sammlung von Karten, auf denen die hauptsächlichsten Erscheinungen der anorganischen und organischen Natur nach ihrer geographischen Verbreitung und Vertheilung bildlich dargestellt sind. Frankfurt am Main. Hrsg. H.M. Enzensberger. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/494353838>

Ette, Ottmar (2001): Alexander von Humboldt – Aufbruch in die Moderne. (Diese Textsammlung entstand in der Folge des gleichnamigen Symposiums, das vom 31.05. bis 03.06.1999 im Haus der Kulturen der Welt in Berlin stattfand.) Berlin: Akademie-Verlag. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/248146820>

Goethe-Institut und Inter Nationes (Hrsg.) (1999) „Der letzte der Großen“. Alexander von Humboldt, Konturen eines Genies

Grober, Ulrich (2010): Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs. München: Kunstmann. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/575036083>

Holl, Frank; Humboldt, Alexander von (2009): Alexander von Humboldt. Mein vielbewegtes Leben. Der Forscher über sich und seine Werke. Ausgewählt und mit biographischen Zwischenstücken versehen. Frankfurt am Main: Eichborn. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/309390181>

Humboldt, Alexander von (2003): Lateinamerika am Vorabend der Unabhängigkeitsrevolution. Eine Anthologie von Impressionen und Urteilen aus seinen Reisetagebüchern. 2. Aufl. Hrsg. v. Faak, Margot. Berlin: Akademie-Verlag. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/470231216>

Humboldt, Alexander von (2004): Ansichten der Natur. Mit wissenschaftlichen Erläuterungen. Neuausg., 11.-20. Tsd. Frankfurt am Main: Eichborn. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/249963629>

Humboldt, Alexander von (2004): Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Frankfurt am Main: Eichborn

Humboldt, Alexander von (2006): Ueber einen Versuch den Gipfel des Chimborazo zu ersteigen. Mit dem vollständigen Text des Tagebuches „Reise zum Chimborazo“ Hrsg. v. Lubrich, Oliver. Frankfurt am Main: Eichborn. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/180915852>

Humboldt, Alexander von; Ette, Ottmar (1999): Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents. 4. Aufl., Frankfurt am Main: Insel. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/612330317>

Humboldt, Alexander von; Faak, Margot (1990): Reise auf dem Rio Magdalena, durch die Anden und Mexico. Schriftenreihe der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der Akademie der Wissenschaften der DDR. Berlin: Akademie-Verlag. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/644288579>

Humboldt, Alexander von; Lubrich, Oliver (2004): Ansichten der Kordillere und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas. 1. vollst. Ausg. in dt. Sprache, 16.-35. Tsd. Frankfurt am Main: Eichborn. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/231993833>

Humboldt, Alexander von; Moheit, Ulrike (1999): Das Gute und Große wollen. Alexander von Humboldts amerikanische Briefe. Berlin: Rohrwall. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/231788164>

Humboldt, Alexander von; Schäfer, Paul Kanut (1989): Die Wiederentdeckung der neuen Welt. Erstmals zusammengestellt aus dem unvollendeten Reisebericht und den Reisetagebüchern. Berlin: Verlag der Nation. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/21558901>

Lack, Hans Walter (2009). Alexander von Humboldt und die botanische Erforschung Amerikas. Neuausg. München: Prestel. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/552311414>

Lunin, Hanno (2009): Halalí. Hamburg: Orpheus-und-Söhne. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/496270308>

Moreno Yáñez, Segundo E.; Borchart Moreno, Christiana de (2005): Alexander von Humboldt. Diarios de viaje en la Audiencia de Quito. Quito: Occidental Exploration and Production Company. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/70273098>

Paul, Johannes (2005): Alexander von Humboldt: Ansichten der Natur. Online verfügbar unter <http://gaebler.info/ahnen/paul/johannes-humboldt.pdf>, zuletzt aktualisiert am 14.08.2005, zuletzt geprüft am 16.05.2011

Pirol, Moritz (2011): Sterngucker oder Das Idyll eines Obdachlosen. Online verfügbar unter http://www.moritzpirol.de/buch_halali11.html, zuletzt aktualisiert am 10.03.2011, zuletzt geprüft am 16.05.2011

Schäfer, Paul Kanut; Simon, Rainer (1990): Die Besteigung des Chimborazo. Eine Filmexpedition auf Alexander von Humboldts Spuren. Köln: Vgs. Online verfügbar unter <http://www.worldcat.org/oclc/46090862>

Die Kunst des Ghasels

VON J. CHRISTOPH BÜRDEL

Vorspann

Ghasel bzw. Kasida, ein monorimatisches Gedicht ohne strophische Gliederung, ist, neben Vierzeiler und Versepos, die alles beherrschende Gedichtform des islamischen Orients.¹ Kasida heißt es, wenn es panegyrischen Zwecken dient, Ghasel, wenn es von Liebe und Wein handelt; so jedenfalls die Grobeinteilung, die Grenzen sind fließend. Was Goethe durch die – allerdings reimlosen – Übersetzungen des Wiener Orientalisten Josef von Hammer-Purgstall kennen und bewundern lernte, waren die Ghaselen des Hafis. Sie faszinierten ihn so, dass er begann, von Hafis inspirierte Gedichte zu schreiben, aus denen nach und nach der West-östliche Divan hervorging, ja er verehrte Hafis derart, dass er ihn zu seinem Zwilling erkor:

*„Hafis, mit dir, mit dir allein
Will ich wetteifern! Lust und Pein
Sei uns, den Zwillingen, gemein!“*

Goethe versuchte sich auch selbst in der Form des Ghasels, nahm es aber locker und brachte kein einziges korrektes Ghasel zustande. Die Nachahmungen fremder Formen, jedenfalls, wenn sie so rigide waren wie das Ghasel, erschienen ihm als „hohle Masken ohne Blut und Sinn“.² Es brauchte einen strengen Philologen vom Format Friedrich Rückerts (1788–1866), um regelgerechte deutsche Ghaselen zu schaffen. Ihm gelang es, die Ghaselen Rumis, des großen persischen Mystikers und größten Meisters des Ghasels vor Hafis, so täuschend ähnlich nachzuahmen, dass seine Rumi-Ghaselen lange Zeit für Übersetzungen galten. Beeindruckend sind auch noch immer seine formstrengen Übertragun-

1 Bürgel: Artikel „Ghasel“ in: H. Fricke (Hrsg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, 3. Aufl., Walter de Gruyter: Berlin (1997–2003)

2 Bürgel: Goethe und Hafis, in: Ders.: Drei Hafis-Studien, Bern u.a. (1975) (Europ. Hochschulschriften I, 113), S. 41 ; Ders.: „Wie du zu lieben und zu trinken“ – Zum Hafis-Verständnis Goethes. In: Andreas Maler (Hrsg.): J. W. Goethe. Fünf Studien zum Werk. Berlin u. Frankfurt a.M. (1983) (= Kasseler Arbeiten zur Sprache und Literatur 15) S. 115-141. Ders.: Die Idee des Reinen. Zu einem Schlüsselwort im West-östlichen Divan und seinem islamischen Kontext. In: Bernhard Beutler/ Anke Bosse (Hrsg.): Spuren, Signaturen, Spiegelungen. Zur Goethe-Rezeption in Europa. Böhlau Verlag: Köln-Weimar-Wien (2000), S. 45–56.

gen Hafis'scher Ghaselelen. Rückert hat das Ghasel aber auch, und zwar großartig, in seinen „Kindertotenliedern“ verwendet, die durch die Vertonungen Gustav Mahlers in dessen freilich sehr beschränkter Auswahl einem breiteren Kreis bekannt geworden sind.³

Die Form des Ghaseles wurde noch von mehreren Nachahmern im 19. Jh. virtuos gehandhabt. Unter ihnen ist August Graf von Platen (1796–1835) der bekannteste und bedeutendste. Platen war allerdings der Meinung, dass es unmöglich sei, ein persisches Ghasel in Ghaselform ins Deutsche zu übertragen.

„Der Übersetzer des Hafis muss sich durchaus versagen, was dem Übersetzer sogar des Aristophanes möglich gewesen. Die Form dieser Gedichte würde schon vermöge des Reims dem Übersetzenden ein unüberwindliches Hindernis in den Weg legen“.

Getreu dieser Maxime, die allerdings Rückert und andere durch ihre Hafis-Übertragungen widerlegt haben, hat Platen für seine Hafis-Übersetzungen eine spanische Strophenform, die *redondilla*, gewählt. Formstrenge Ghaselelen von marmorner Schönheit hat er dagegen in seiner eigenen Lyrik verwendet, deren homoerotische Inspiration wie bei Hafis nur sehr dezent zutage tritt.⁴

Zwei weitere Namen sind zu nennen: Da ist zunächst der Lyriker Georg Friedrich Daumer (1800–1875), dem es bei aller Freiheit gelungen ist, textnah und doch anmutig eine stattliche Sammlung von Hafis-Ghaselelen zu verdeutschen. Ein schönes Beispiel ist das von Brahms vertonte „Wie bist du, meine Königin, durch sanfte Güte wonnevoll!“ Die stark homoerotische Tönung der persischen Vorlage hat der Autor behutsam kaschiert, z. B. aus dem „König“ (eine Hyperbel für den Geliebten) eine „Königin“ gemacht.⁵

Friedrich von Bodenstedt (1819–1892), dessen abenteuerliches Leben ihn in jungen Jahren nach Moskau und dann nach Tiflis führte, wo er Persisch und vermutlich auch Türkisch erlernte, veröffentlichte 1851 die „Lieder des Mirza Schaffy“ als angebliche Übersetzungen der Gedichte seines Persisch-Lehrers, in

3 Bürgel: „Kommt, Freunde, Schönheitsmarkt ist!“ Bemerkungen zu Rückerts Hafis-Übertragungen. In: W. Fischer (Hrsg.), Friedrich Rückert – Dichter und Sprachgelehrter in Erlangen. Referate des 9. interdisziplinären Colloquiums des Zentralinstituts. Schriften des Zentralinstituts für Fränkische Landeskunde und allgemeine Regionalforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg, Bd. 29: Neustadt an der Aisch, S. 131–146.

4 Bürgel: Platen und Hafis. In: H. Bobzin/G. Och (edd.): August Graf von Platen – Leben Werk Wirkung. Paderborn: F. Schöning (1997), S. 85–102.

5 Bürgel: Zu Hafis-Vertonungen in deutschsprachigem Liedgut. Versuch einer Annäherung. In: Rüdiger Görner/Nima Mina (Hrsg.): Wenn Rosenhimmel tanzen – Orientalische Motive in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Institute of Germanic & Romance Studies, School of Advanced Study, University of London. München: Iudicium (2006), S. 67–94

Wirklichkeit aber seine eignen orientalisierenden Gedichte, darunter auch Ghaselen – eine Täuschung, die der Autor erst 1874 enthüllte. Dieses Bändchen, das größtenteils platt-hedonistische pseudo-orientalische Lyrik enthält, hatte einen geradezu sagenhaften Erfolg: Es erlebte über 200 Auflagen – ein Indiz auch für den Geisteszustand der deutschen Gesellschaft vor dem ersten Weltkrieg. Bodenstedts Hafis-Übertragungen sind dagegen wiederum recht gelungen.

Aber auch ihnen war es nicht beschieden, die Ghaselform im Deutschen heimisch zu machen. Sie tritt nur ganz sporadisch hier und da auf, z.B. bei Gottfried Keller und Hugo von Hoffmannsthal, in deren Oeuvre sie aber durchaus marginal blieb.

Erst im 20. Jh. hat die Ghaselform eine erneute Blüte erlebt: In den zahlreichen Übertragungen von Annemarie Schimmel (1922–2003) aus diversen islamischen Sprachen sowie in ihrem hübschen Bändchen „Das Lied der Rohrflöte“, dessen in traditioneller Manier verfasste Ghaselen einen „Freund“ besingen, hinter dem sich, wie sie mir einmal anvertraute, ihr Vater verbirgt. Claudia Ott hat in ihrer unlängst erschienenen Übersetzung der ältesten (aber unvollständigen) Handschrift von Tausendundeine Nacht die zahlreichen dort vorkommenden Gedichte mit beachtlichem Geschick formstreu, d. h. monorimisch, übertragen.

Der Schreibende hat weit über hundert Gedichte in Ghaselform aus dem Persischen, Arabischen und Urdu übertragen,⁶ ehe er in den frühen achtziger Jahren – nach Erscheinen seines ersten Gedichtbandes „Im Lichtnetz“⁷ – selber begann, sich in dieser Form zu versuchen. 1985 ordnete er die bis dahin entstandenen hundert Ghaselen, die dann 2003 erschienen.⁸ Das Besondere dieser Sammlung sei kurz angedeutet: Der Autor hat die formalen Möglichkeiten des Ghasels durchgespielt, so dass eine Art Musterbuch der Ghaselform entstanden

6 Wichtigste (Ghaselen-)Publikationen von J.C. Bürgel: Muhammad Schams ad-Din Hafis – Gedichte aus dem Diwan, ausgewählt und herausgegeben. UNESCO Sammlung repräsentativer Werke – Asiatische Reihe. Stuttgart (1972): Reclam, Universal-Bibliothek Nr. 9420; zweite, durchgesehene und bibliographisch erweiterte Aufl. (1977). Dschalaluddin Rumi – Licht und Reigen. Gedichte aus dem Diwan des größten mystischen Dichters persischer Zunge, ausgewählt, übertragen und erläutert. UNESCO Sammlung repräsentativer Werke – Reihe Meisterwerke persischer Literatur Nr. 26, P. Lang: Bern (1974). Leicht revid. Neudruck u. d. Titel „Rumi - Gedichte aus dem Diwan“, bei C.H. Beck München (2003). Drei Hafis-Studien (Goethe und Hafis – Verstand und Liebe bei Hafis – Zwölf Ghaselen übertragen und interpretiert). Europäische Hochschulschriften, Reihe I: Deutsche Literatur und Germanistik, Bd. 113. P. Lang: Bern (1975). Steppe im Staubkorn. Texte aus der Urdu-Dichtung Muhammad Iqbals. Universitätsverlag: Freiburg/Schweiz (1982)

7 Im Lichtnetz. Gedichte aus dreißig Jahren. Peter Lang Bern u.a. 1983.

8 Im Sog oder Anselms Gesänge. Deutsche Ghaselen. Königshausen & Neumann, Würzburg (2003).

ist. Er hat die traditionelle thematische Beschränkung auf Liebe und Wein, sei es in sinnlicher oder mystischer Tonart, oder, wie bei Hafis, eine geistreiche Mischung aus beidem, durchbrochen und die Form für zahlreiche weitere Themen erprobt. Er hat – wohl als erster deutscher Ghaselenschreiber – das bei Hafis und anderen Vertretern der Gattung so wichtige literarische Zitat und die literarische Anspielung in reichem Maß benutzt, so dass Zitate in fünf Sprachen vorkommen (Lateinisch, Italienisch, Französisch, Englisch, Deutsch) und ein reiches Netz intertextueller Beziehungen entsteht.

Die hier gebotene Auswahl stützt sich auf den Essay „Das Sprach-Schach“ von Franz Richter, dem kürzlich verstorbenen, langjährigen Mitglied der Humboldt-Gesellschaft und Träger der Humboldt-Plakette. Sie enthält die von ihm dort erwähnten Ghaselen. Die verwendete Nummerierung bezieht sich auf die Veröffentlichung des Autors aus dem Jahr 2003, siehe nochmals Fußnote 8. Richter war zwar von Beruf Chemiker, gleichzeitig aber Verfasser von Romanen, Erzählungen, Essays und vor allem ein sehr produktiver Lyriker,⁹ zudem langjähriger Generalsekretär des österreichischen Pen-Clubs und Ehrenpräsident des österreichischen Schriftstellerverbands. Der auf die ausgewählten Ghaselen folgende Abdruck seines Essays geschieht somit auch zu seinem Gedenken.

⁹ Zuletzt erschien die umfangreiche Sammlung: Franz Richter, *Lob der Weltvernunft. Gedichte*. Niederösterreichisches Pressehaus St. Pölten (1988), vergleiche meine Besprechung in den *Mitteilungen der Humboldt-Gesellschaft*, Folge 35, Oktober (2002).

Ghaselen (Auswahl)

1. EINLADUNG

Komm mit! Wir wollen fahren, rasten,
schauen und schmecken und betasten,
wo uns ein Markt, ein Kirchberg lockt,
ein Leuchtturm, Möwen, Tang und Masten!
Die Welt erkunden: Wind und Mond,
Wüsten und Wein, Pisten und Pasten!
Und dann erinnern und besingen,
was wir erfuhren und erfassten:
Wunder im Garten Gottes, Pfauen
und Käuze, Kämpfer und Phantasten.
Gesichter, deren Lachen Angst macht,
die durch Paris, Manhattan hasten,
Nomaden, die in ihrer Armut
den Fremden königlich begasten,
Der Fromme lächelnd: „Esst, genießt!
Lasst's euch nicht stören, dass wir fasten!“ -
Die Liebenden, die wahren, die
die Freuden teilen und die Lasten.
Und nah am Tor der alte Spielmann,
berauscht von seinem Orgelkasten,
Bei Wind und Wetter unverzagt,
mit seinen abgeschabten Tasten,
Plötzlich erklingt die Welt, das All,
bis in die Quanten und die Quasten
und Anselm singt: „Kommt mit! Die Erde
ist köstlich, die wir nicht verprassten!“

November 1983/September 1985

2. AN HAFIS

Deine Gärten, o Freund in Schiras,
waren nicht *eingegossen in Glas!*
Nachtigall schluchzte, die Rose blieb stolz,
blühte und wob ihre Kronen ins Gras,
Wo man im Kreise der Freunde getrost
von dem Gewürzbrot der Pilgernden aß,
Kosend ein Paar, von Levkojen umblüht,
in der Taverne der Sterne saß,
Oder ein Einsamer staunenden Blicks
in dem Gedichtbuch der Schöpfung las,
Wo auch ich selber, verzaubert, entrückt,
manchmal schon Ärger und Ängste vergaß,
Trinkend vom Quell, Chisers Quell, mir der Geist
von der Verpuppung der Stunden genas.
Anmutig spielst du und spiegelst die Welt,
funkelnd wie Wein, wie der Weise im Fass.
Reitest ins All und kehrst lächelnd zurück,
Irdisches messend an kosmischem Maß.
Hafis, Salâm! Deinen Liedern verdankt
Anselm erlesenen, himmlischen Spaß!

November 1983

*Die Schenke, die du dir gebaut, ist größer als jedes Haus,
Die Tränke, die du drin gebraut, die trinkt die Welt nicht aus..
Bist aller Höhen Versunkenheit, bist aller Tiefen Schein,
Bist aller Trunkenen Trunkenheit – wozu, wozu d i r – Wein?
Fr. Nietzsche, An Hafis*

6. GHASELEN SCHREIBEN

Sieh, wie's im Winter Reime schneit,
wie's dann in Reimen lenzt und mait!
Wundert dich's, dass noch hier und da
der alten Kunst ein Mensch sich weicht?
Dass ich – o Grille, Steckenpferd! –
sogar auf *einem* Reime reit'?!
Ghaselen – Spiel im Geist, Gespinst
aus Freiheit und Notwendigkeit!
Gesang –: die Mauern lichten sich
zu Zinnen über Raum und Zeit.
Siehst du durch Zäune Gärten blühn?
Der alte Wunderbaum gedeiht!
Siehst du Gefilde, wo der Geist
im Traum sich aus dem Turm befreit,
Wo gegen Zwänge, Wahn und Haß
mit mildem Sog die Liebe feit?
Siehst Orient und Okzident
versöhnt in schönem Widerstreit?
Sieh sie erblühn im engen Reim,
im engen Raum, zum Lied bereit,
heimlich verwoben überall
*Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!**

März 1986

*vgl. C. von Brentano, „Eingang“

*Und überall umschwebt uns der Gedanke
Wer Freiheit sucht, der suche seine Schranke!*
A. von Platen „Prolog an Goethe“
(zu seinen „Nachbildungen aus dem Diwan des Hafis“)

9. AN MEINE FREUNDE, DIE DIENER DER MUSEN

Wie lebt und atmet ihr noch fort –
und unsre Seele zehrt davon –
in euerm Werk, in euerm Wort:
O Orpheus und Pygmalion!

Sappho und Rilke im Gespräch:
der Bogen klingt, verbündet uns
Bach und Vivaldi, Schütz und Wolf,*
Goethe und Hafis, Calderon.

Und eure Werke: Tor und Dom
von Karnak bis nach Rom und Köln,
umtönt von Oden, Minnesang,
Lied, Passacaglia, Gigue, Chaconne.

Geschöpfe, die ihr schuft im Rausch,
sind uns Gefährten: Gilgamesch,
Ruth, Iphigenie, Schirin,
Faust, Hamlet und Hyperion.

Geweiht sind uns die Stätten auch,
wo ihr geweilt: Memphis, Athen,
Florenz, Palermo, Isfahan,
Venedig, Salzburg, Wien und Bonn.

Zu wenig wissen wir von euch,
Ars longa, vita brevis – zu
gezähmt ihr in Museen ruht,
zu regungslos im Lexikon.

Doch eure Fackeln sind entfacht,
sie leuchten noch mit altem Glanz,
und die euch ehren, schmücken euch
den Göttersitz im Pantheon.

Ja König, Heiliger und Gott,
sie blicken dankbar auf euch hin.
Schuft Bilder ihr und Hymnen doch
für Buddha, Ischtar, Echnaton.

Bedroht ist euer Werk, weil man
mit Macht und Laster euch vermählt.
Doch auch die Trümmer sind noch groß
in Ninive, in Babylon!

Wer hat es durch die Flut der Zeit
jahrhundertlang, jahrtausendlang
bewahrt in Ur, Çatal Hüyük**,
Luxor, Mykene, Pergamon?

Wer warf die Flut, wer hielt sie an?
War's Zeus? Der Weltgeist? Unser Herz?
Wer ließ den Künsten Archen baun?
Und käm er heut – Deukalion?

Herrliches schuft ihr göttergleich
und lebt und atmet darin fort,
in Klang und Bild, in Form und Wort, –
und unsre Seele zehrt davon.

23. Dezember 1983

* Kein bloßes Spiel mit Namen, sondern ein Hinweis auf die verblüffende Verwandtschaft in der Wortvertonung der beiden Komponisten.

** Çatal Hüyük (sprich Tschatal Hüyük), berühmte Ausgrabungsstätte in der Türkei

10. KUNSTPROPHETEN

Sie kau'n und kau'n am Federkiel
und schreiben dennoch viel zu viel.
Zum Beispiel dies: „Das Leben?
Lilarum Löffelstiel..!“
Oder: „Wir sind ein Krebsgang
in einem trüben Priel..“
Umschrieb nicht so der Rauner,
der sich im Rausch gefiel,
Die letzten Dinge: „*Ausgang
der Blase erektil..?*“*
Und einer warb (ich weiß nicht,
ob sinnig, ob senil)
Für einen Männerorden,
benannt *Glasperlenspiel*.
So seid ihr Kunstpropheten:
Titanisch-infantil!
Erscheint mit euerm Krummstab
auf Kanzel und Konzil,
*Peccavi*** auf die Stolen
gestickt im kühnsten Stil.
Ahnt ihr, dass unserm Anselm
ein alter Vers einfiel:
*Wir suchen viele Künste
und kommen weiter von dem Ziel.*

28. Oktober 1983

*Vgl. G. Benn, Chaos

** „Ich habe gestündigt.“

16. ÜBERMÜTIGER DICHTER*

Ich kauz wie ein Uhu, ich sing wie die Wachtel.

Mein Geist ist ein Streichholz, die Welt ist die Schachtel.

Die Worte sind Fenster, die Reime Spaliere.

So bau ich ein Haus ohne Mörtel und Spachtel.

Zum Einzug kredenzt mir der Vollmond ein Halbes**

und jede der Sieben Plejaden ein Achtel!

03. Januar 1984

**, „Dichten ist ein Übermut,*

Niemand schelte mich!“

Goethe, „Derb und Tüchtig“, im West-östlichen Divan

** Dieses Bild verdanke ich dem persischen Dichter Nizami (1141-1209), in dessen Epos „Chosrou und Schirin“ es einmal in einer Nachtbeschreibung heißt:

„Musik der Venus rings die Nacht erfüllt.

Der Halbmond hat ein Halbes sich gefüllt.“

Chosrou und Schirin, deutsch von J.C.B., Manesse Verlag, 2. Aufl. (2009), S. 115

17. VOM DICHTEN

Ein auf die Kunst des Worts Erpichter
ist nicht auch gleich ein großer Dichter.
Und manche Sterne, die heut glänzen,
sind doch vielleicht nur trübe Lichter.
Die einen predigen zuviel
und ziehen grimmige Gesichter.
Die andern raunen delphisch dunkel
im Glauben, dunkeler sei dichter.
Der brütet Lärm aus – Lärm ist Triumph! –
und hält sich an den Mund den Trichter.
Der stiehlt – am liebsten in Soho! –
ein Fass Gelächter für Gelichter.
Wer ist berauscht, wer klaren Sinns,
wer hier Bezechter, wer Bezichter?
Habt ihr ein Leben lang gezankt,
dann ist der Tod ein schlechter Schlichter.
Der Weltgeist wählt, er krönt bedächtig, –
ein strenger, ein gerechter Richter.

10. März 1984

27. SIGNALE

Die Schwarzen und die Roten,
die Nackten und die Toten.
Worte sind Schall und Rauch,
Legenden, Anekdoten,
Manchmal wie Früchte schwer,
doch öfter hohle Schoten.
Viel wächst zum Himmel an:
Wald, ein Gewirr von Schloten.
Und Inseln locken fern,
Kykladen und Lofoten,
versprengter Völker Zug,
Wikinger, Lappen, Goten.
Signale überall,
gute und böse Boten.
Wie sehr er sich bemüht,
keiner löst alle Knoten.
Nur dass du lächeln darfst,
selbst da, wo viel verboten.
Musik, geheime, klingt,
hat weder Not noch Noten.
Anselm, kein Reim vermag
das Weltall auszuloten.

13. August 1983

30. EPPUR SI MUOVE

„*Und sie bewegt sich doch!*“
Wer widerspricht ihm denn noch?
Das Weltall ist längst durchforstet,*
bis an sein Schwärzestes Loch.
Vorbei die Tage des Weisen,
der sich im Fasse verkroch,
Die Zeit auch, die schlimme, die nach
verbrannten Ketzern roch.
Vorbei? Nur in feineren Feuern
schürt jetzt der alte Koch!
Noch immer seh ich die roten,
der Schergen, die Fahnen hoch,
Noch immer die bräutliche Freiheit
missbraucht, geknechtet, im Joch.
Sie wollen den Widerspruch tilgen,
mein Herz, doch dein heißes Gepoch
straft ihren Eifer lügen:
Wahrheit *bewegt sich doch!*

April 1985

* Vr. durchleuchtet

31. DAS GROSSE SCHACHSPIEL

Der Sultan spielt mit Gefallen Schach,
mit Fürst, Wesir und Vasallen Schach.
Da hallt es oft bis in die Nacht
hohl durch die goldenen Hallen: Schach!
Die Ritter spielen, die im Turnier
so prahlend zusammenprallen, Schach.
Verliebte lernen beim Kosen im Park
von Rosen und Nachtigallen Schach.
Du spielst mit dem Glück. Es lauert und lockt
und plötzlich zückt es die Krallen – Schach!
Du spielst mit dir selber – Ich gegen Ich –
ein Leben lang schicksalsverfallen Schach.
Die Welt ist ein Spiel. Hör wie es tönt
in Sturm und Stein und Metallen: Schach!
Nimmst du mir das Ross, nehm ich dir den Turm
und Turm und Reiter, sie fallen. Schach!
Die Dame ist kostbar. *Gardez!* Wer gewinnt
die königlichen Korallen? Schach!
Schach und schachmatt! Der Sieger lacht:
„Nun kannst du nicht mal mehr lallen: ‚Schach‘–!“
Anselm, du lerne von Scheheresad:
Sie spielt am besten von allen Schach.

Oktober 1983

32. IDENTITÄT

Der gleiche Wind ist's, der die Segel bläht,
und der im Herbst die braunen Blätter sät.
Das gleiche Licht ist's, das die Erde wärmt,
das im Atom vibriert und sich im Blitz entlädt.
Mein Bruder gießt die Kugeln, schießt und reißt
die Wunden, die mein anderer Bruder näht.
Was ist der Mensch, wenn er sein Ziel vergisst,
den Nächsten hasst,– wenn er sich selbst verrät?
Wie vieler Ruhm ruht aber auf Verrat,
nach dem im Morgengrau'n kein Hahn mehr kräht!
Kennst du den Mäher, der die eigne Saat
zertritt und dann, wo andre säten, mäht?
Kennst du den Häher, der die Beute sich
des Falken, den er Geier nennt, erspäht?
Kennst du den Himmel, der in Wolken siecht,
dass man nicht sieht, ob's früh ist oder spät?
Rein ist die Rose, ist der Abendstern,
Wer ist noch rein, wenn ihm ein Werk gerät?
Rein war der Eine, der am Kreuze starb,
er war der reinste Mensch,– und wird geschmäht!
Befrag dein Herz, ob es dich scheiden lehrt
des Menschen Schuld, des Menschen Majestät!
Es blüht in Spalten hohen Felsgesteins,
Anselm, das Edelweiß Identität.

Oktober 1983

„Identity is the frail suggestion of coherence with which we have clad ourselves. It is both illusory and quite real, and most necessary for happiness, if indeed happiness is necessary.“ Lawrence Durrell, *Monsieur or The Prince of Darkness* 87.

40. DER SELTSAME LADEN

Ein Straßengewirr, graue, kalte Fassaden,
Staubwirbel, sich ballend zu schwärzlichen Schwaden,
Ein Stein-Labyrinth, irgendwo Minotaurus,
irgendwo Ariadne und ich – ohne Faden.
So trat ich, gelockt von dem Schillern der Scheiben,
in einen halbdunklen, weitwölbigen Laden,
Wo Kunterbuntes herumlag: Kothurne,
ein Klumpfuß, ein Drudenfuß, künstliche Waden,
Allonge-Perücken, Chirurgen-Bestecke,
und Masken für Bälle und Putz für Paraden..
Der alte Besitzer, absonderlich lächelnd,
empfung mich, als sei ich seit langem geladen:
„Ah, sieh da! Willkommen! Womit kann ich dienen?
Man wandelt mal wieder auf windigen Pfaden?
Vielleicht eine Landschaft? Ein Marktplatz mit Münster
und Austern und Augenarzt unter Arkaden?
Das Meer bei Bikini? Der Sand von Nevada?
Ein Winter mit künstlichem Schnee in Samaden?
Was Unverhüllt-Nacktes?“ – Er zog einen Vorhang,
rief: „*A la bonne heure!* Bajaderen! Najaden!
Motive nach Wahl, mythologisch vertieft:
„Silen umarmt Venus“ – „Europa geht baden“..
Der Herr hält’s mit Höherm? *Tant mieux!* Wir tun mit.
Ich hab einen Saal voller Rodomontaden,
Die Hohe Schule der Sprünge im Geist: Kapriolen,
Courbetten, Levaden, Lançaden..
Ich hab ein Regal voller Delikatessen,
das funkelt und duftet, Liköre, Croustaden..
Der Hegel’sche Weltgeist, das Fichte’sche Ich,
und dort, was so friert, das sind Leibniz’ Monaden!
Ach übrigens Tiere, symbolische Fauna,-
Wir haben galaktisch gekühlte Zikaden,
Die Schlange von Eden, das Goldene Kalb,
das Mondkalb, aus Städtern geklonte Nomaden..
Und à propos Weltall: Für kosmische Dürste
empfehle ich meine Black-Hole-Schokoladen!

Sie zögern? Sie zaudern? Sie zagen? Nur zu!
Gewagt ist gewonnen! Entsagen bringt Schaden!“
„Zuviel!“ unterbrach ich ihn. „Haben Sie nicht
einen Punkt, einen Kreis, ein paar simple Geraden?
Eine Stadt ohne Gift, einen Tag ohne Lärm,
ein Kornfeld wie früher mit Mohn und mit Raden?“
„Kein Lärm?“ – er lacht – „Aber Bester, es lärmt doch
seit Olim in Schlachten und Pracht-Iliaden!
Lärm lockert der Weltkuh das träge Gedärm: Das
gibt schäumende Milch und die deftigsten Fladen!“

26. Februar 1984

42. APHORISTISCHES ÜBER HISTORIE

Jean Paul trank Bier, Benn schluckte Kokain..
Entband das ihren Geist, verdarb es ihn?
So vieles ist im Spiel, ein Föhn, ein Spuk,
der Sog von Sternen auch, von Galaxien.
Erziehung, Erbe, Umwelt, was bewirkt's?
Marx, Metternich, Erasmus, Rasputin..
Die Mischlust der Natur: Ist das Genie
nur eine Grille, nur ein *splendid spleen*?
Und dann Geschichte, Blut und Feuerwerk
Und *Club of Rome*, Kongreß und Tanz in Wien..
Und Ur und Tours, Karthago, Stalingrad,
ein wildes Flackern übern großen Screen.
Deckt jede Stunde nur die frühere zu
wie Lava aus dem Zeitvulkan gespien?
Wo liegt das Übel, das seit eh und je
uns narrt und spottet jeder Medizin?
Wir schlüsselten die alte Knotenschrift
doch auf: *Desoxyribonuclein*.
Wieso blieb denn der Mensch im dunklen Schloss
des Seins ein Kastellan mit trübem Kien?
Nur manchmal sieht man Licht im Ahnensaal,
vernimmt verwunschene, süße Melodien.
Der kleine Amadé sitzt am Klavier,
die alte Lampe hält ihm Aladin.

20. Oktober 1984

66. EIN BAUM

Ein Baum im Wald wird abgehackt,
ein Schrank verglast, ein Tisch gelackt,
Stühle geschnitzt, ein Dach gezimmert,
Rohstoff und Leistung – Fakt um Fakt.
Die Alltagsdinge, aktenkundig,
oft auch banal und abgeschmackt.
Dazwischen aber Unverbuchtes:
ein Uhu ruft, ein Jahrring knackt,
Ein Nachtgewitter, plötzlich zucken-
de Blitze, flammend, scharf gezackt.
Wir fahren hoch, erkennen uns
im Spiegel totenbleich und nackt.
Die ganze Erde scheint zu wanken,
von Angst das ganze All gepackt.
Im Strom der Zeit, im Sog der Schnellen,
von Katarakt zu Katarakt,
Die großen Takelwerke barsten,
die Luxusjacht wird abgewrackt.
Wie wirklich sind wir noch geortet,
Spielt der galaktische Kontakt?
Komm! Steuern wir in unserm Einbaum
zum neuen Tag, im alten Pakt!

24. Mai 1985

67. LICHTER ABEND

Wir wollten schon uns an den Tag gewöhnen,
an seinen Takt aus Unrast und aus Dröhnen,
Da steigst du, Harfner, wieder hell herauf,
lässt überm Wald die lichten Skalen tönen,
Schmilzest das Erz, das Gold und den Basalt,
den Tag, der geht, mit altem Glanz zu krönen.
Mach unser Herz für eine Weile still
von Hass und Angst und aller Schöpfung Stöhnen!
Nein, du beschönigst nichts. Du stimmst nur an
das Wiegenlied vom Trost in allem Schönen,
Vom Sternenginster und dem Purpurstrom,
wo Tag und Nacht sich Stirn an Stirn versöhnen.

19. Oktober 1983

76. DER TOD HAT MANCHE WEISEN

Im weißen Sandstaub flammende Platanen,
am Abendhang der Zug der Karawanen,
Der Mond, der kalt als blanke Sichel steigt,-
der Tod hat manche Weisen uns zu mahnen.
Gleich, welchem Reich wir sonst noch angehören,
hier erntet er, hat uns zu Untertanen.
Was keimt und reift, was mutig kämpft und siegt,
er hält das Feld, erobert alle Fahnen.
Er ist der graue Faden der Geschichte,
das Fadenkreuz in allem, was wir planen,
Der Bilder Fluchtpunkt, letzter Ort bekannter,
und Anbeginn von unbekanntem Bahnen.
Der Pförtner ist er zu dem Geisterreich,
das wir wie eine alte Heimat ahnen.
Es braucht der Mensch für seine Fahrt zum Thron
des Lichtes dich, den dunkelen Schamanen.
Doch warum wütest du, entrißst das Liebste oft,
bedrohst mit Fluten, Beben und Vulkanen?
Komm sanft, lass, einen Strauß in meiner Hand,
mich klopfen an die Fenster meiner Ahnen.

März 1984

78. MEIN HERZ

Mein Herz gleicht dem zitternden Reh;
es friert wie ein Vogel im Schnee.
Obgleich ich doch am liebsten mutig
den Menschen in die Augen seh,
Nicht wie eine Wetterfahne
schwankend mich im Winde dreh.
Wie viel auch mein Verstand begriffen,
vieles ich dennoch nicht versteh:
Manchmal leuchtet mir die Schöpfung
auf als große Gottesidee.
Immer aber brennt im Herzen
die eigne Schuld, das menschliche Weh.
Wohin trägt uns die Lebensarhe,
dies Wogen, Wagen, Luv und Lee?
Ich weiß nur, dass ich gottentsprungen,
in Gott bestehe und vergeh.
*Inquietum est cor nostrum
donec requiescat in te.**

12. März 1984

*Ausspruch des Heiligen Augustinus: „Unser Herz ist unruhig, bis es in Dir (Gott) ruht.“

„Unter allen Besitzungen auf Erden ist die, ein Herz zu haben, die kostbarste.“ Goethe

81. GEBET AN DIE HÜTER DER ERDE

Schutzengel, Heilige, Geister und Feen!
Vernehmt eines Menschen inständiges Flehen!
Beim Lichte der Sonne, beim blinkenden Mond,
den Sternen, die flammend am Himmel sich drehen,
Ich ruf euch bei allen Liebenden an,
erzeugend, empfangend, in Hoffnung, in Wehen,
Den Kindern der Erde, der knospenden Saat,
die blühen sollen, wenn wir vergehen,
Ich fleh bei der Rose, dem Flieder, dem Phlox,
dem Augentrost und dem Prunk der Protheen,
Mit Betern in Tempeln, in Klöstern, in Domen,
Gefängnissen, Einsiedeleien, Moscheen,
Ich rufe euch an bei dem Gut, das ihr hütet,
dem Leben auf Erden, dem köstlichen Lehen:
Lasst in uns den Lotos der Liebe erblühen,
O lasst uns den Stern über Bethlehem sehen!
Den Geist, der wie Frühling die Herzen dem Frost
entreißt und erweckt, lasset mächtig ihn wehen!
Ach, dann wird kein Krieg, keine Folter mehr sein,
wir werden wie Brüder einander verstehen.
Kein Herr und kein Knecht und doch jeder bereit
zum Dienst an der Schöpfung, am heilen Geschehen.
Die Rose entsprang doch; o lasst sie nicht siechen!
Der Stern stieg; o lasst seinen Glanz nicht vergehen!

16. Januar 1986

85. ZUFALL ODER NICHT? AN JAQUES MONOD

Sie sagen, alles sei nur Zufall,
es heiße Blei, Gold oder Brom,
ein Domino der Bau der Gene,
ein Quodlibet das Chromosom.

Ursuppe war am Anfang, Urknall
und irgendwo ein Schwarzes Loch.
Mag sein. Doch bleibt da eine Frage:
Wer konstruierte das Atom?

Nach Ihrer Lehre würde schließlich,
ließe man nur dem Zufall Zeit,
aus bloßen Steinen, erdgeschleudert,
ein Haus, ein Schloss, ein Hippodrom..

Ein Kunstwerk hat doch seinen Meister,
und dieses Universum birgt,
ob Blüte, Stern, Mensch oder Falter,
an Kunst mehr als der kühnste Dom!

Gewiss, wir müssen nicht so glauben,
wie es die Genesis erzählt,
noch was die Theologen tönen
in Qom, in Kairo oder Rom.

Doch jeder Bach hat seine Quelle
und jeder Fluss fließt in ein Meer.
So singt's im Sog, im Spiel der Wellen:
Sei wie ein Lied, ein Floß im Strom!

Wer ‚Zufall‘ sagt, der sagt auch ‚Rohstoff‘ –
‚die Gene – schmieden wir sie um!‘
Er spielt Titan und tut gigantisch
und bleibt ein Narr im All, ein Gnom!

Wer ‚Schöpfer‘ sagt, der sagt auch ‚Ehrfurcht!‘
Würde des Menschen, Kosmos-Sinn
und Erdensinn: „*Liebet einander..!*
*ahimsa**, *shin,*** *salâm, schalôm****“

19. Januar 1986

* *ahimsa*, sanskrit = Gewaltlosigkeit

** *shin*, japanisch = Herz, Gemüt, zentraler Begriff des Shintoismus

*** *salâm, schalôm*, arabisch bzw. hebräisch = Heil, Frieden

87. ZWIEGESPRÄCH MIT DER ROSE

„Ich war dabei im Reigen der Gestalten,
als Er uns lehrte Form und Duft entfalten.
Er hauchte uns von Seinem Odem ein,
da wussten wir, wie teuer wir Ihm galten,
Der Bambus, die Libelle und das Licht
der Sterne, die sich flammend um Ihn ballten.
„Ihr werdet sterben, welken und vergehn,
auch ihr Gestirne, sprach Er, müßt erkalten.
Doch was ihr seid, das Wesen, das ich euch
mit meinem Odem gab, wird nicht veralten!“ -“
Was aber sag, o Rose, was geschieht,
wenn wir, die Gottes Werk so schlecht verwalten,
Verschleudern, was der Schöpfer uns verlieh,
mit Seinen Schätzen eigensüchtig schalten,
Wenn wir die Luft, durch die Sein Atem weht,
verseuchen, ja das Mark der Sterne spalten?
Die Rose sprach: „Ich weiß nicht. Mir genügt,
dass ewig in Bewegung ist Sein Walten,
dass ich Ihm teuer bin und dass mein Duft
verwoben bleibt in Seine Mantelfalten.“

22. Oktober 1983

*Die Rose, welche hier dein äußeres Auge sieht,
die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.
Angelus Silesius*

95. ÖSTLICHE UNTERWEISUNG

Ich traf vor langer Zeit
auf einer meiner Reisen
im Osten einen alten,
erfahrenen Lehrer und Weisen.

Wir teilten das Brot und das Salz,
tauchten dann in die Sterne,
schweigend und träumend, er
lebte wie ich im Leisen.

Dann nickte er lächelnd: „Das Licht!
Am Anfang war das Leuchten,
entließ aus sich das Sein
in immer dunkleren Kreisen.

Die Seele stieg hinab,
sie schwamm im Schlamm, in Algen,
schief dann im Sand, im Fels,
in Gneis und Erz und Eisen,

Brach sich im Tierreich Bahn,
war mutig in den Löwen,
verschlagen im Fuchs, im Reh
scheu, emsig in Ameisen..

Früh ließ ihr Himmelsdrang
ihr Flügel wachsen, sie schwang
sich in den Raum und sang
in Amseln, in Lerchen, in Meisen..

Und wurde zum Menschen zuletzt,
der aus dem Schlaf sich emporrafft,
den Sinn von Träumen dumpf,
das Hirn schwer von Beweisen.

Er sucht sich zu erinnern
an das, was er verlor,
wünscht sich, er wäre ein Stern
in himmlischen Geleisen.

Und wo er still wird und lauscht,
vernimmt er, wie die Sterne,
die flammenden, die tanzenden
im All, auf tausend Weisen,

Die Berge und die Meere,
die Vögel, die Blumen, die Fische,
die Ströme, die Seen, der Wald,
den einen Schöpfer preisen.“

„Was wären wir, wären wir nicht,“
schloss fragend mein Gegenüber,
„unterwegs, im Strom, im Sog
des Zieles, zu dem wir reisen?“

21. März 1986

„Es loben Ihn Himmel, Erde und Meer“, Psalm 60,35
„Ihn preist alles, was im Himmel und auf Erden ist“ Sure 59,24

97. VON MENSCHEN

Schillernd ist die Pracht von Menschen,
Schönheit in der Tracht von Menschen.
Unser Herz ist zweiegekammert:
Rang und Niedertracht von Menschen.
Blutig wadet die Geschichte
durch die graue Schlacht von Menschen.
Um die Wahrheit zu beweisen,
wird der Krieg entfacht von Menschen.
Um den Menschen zu verwirkli-
chen, der Mensch bewacht von Menschen.
Aber Schönheit, beinah göttlich,
wurde auch erdacht von Menschen.
Und das Opfer reiner Liebe
ward, wird noch vollbracht von Menschen.
Himmel sind und Hölle letztlich
Garten nur und Schacht von Menschen.
Weihnacht ist das schöne Traumlicht
in der Winternacht von Menschen.
Heiß und heftig wie ein Geysir
quillt die Herzensmacht von Menschen.

3. Dezember 1984

100. IN DIESER STADT

Was auch der bange Morgen bringt,
was dunkel in die Stunde dringt,
Wir leben zwar in einer Stadt,
wo Luzifer Genossen dingt,
Wo man betrügt, verführt, verrät,
der Stärkere den Schwächern zwingt,
Und wo man tanzt auf dem Vulkan,
wohl wissend, dass er uns verschlingt.
Das alles braut und sei durchschaut,
wie sehr es sich verbrämt und schminkt!
Doch ist's auch eine Stadt, in der
ein Garten blüht, ein Quell entspringt,
Ein Mensch des andern sich erbarmt,
das Böse in sich niederringt,
Und wo das Lied der Hoffnung noch
die Flügel überm Abgrund schwingt.
Wer Ohren hat, wer Augen hat,
dem glänzt das Licht, der Ton ihm klingt,
In dieser Stadt, wo Luzifer
so wichtig tut, verlockend winkt,
Und wo der Abendstern doch strahlt,
wenn's dunkel wird, und Anselm singt.

19. Oktober 1983

Essay von Franz Richter

Das Sprach-Schach

*Du spielst mit dir selber – Ich gegen Ich –
ein Leben lang schicksalsverfallen Schach.*

Diese Zeilen stammen aus einem von hundert Ghaselen, herausgegeben von dem international anerkannten Orientalisten Professor Johann Christoph Bürgel, geschrieben von seinem Freund Anselm B. Wie intim die Zusammenarbeit zwischen dem Wissenschaftler und dem Dichter gewesen ist, geht aus dem Vorwort hervor: „*Ich war Anselm, Anselm war ich.*“ (zit. S. 11) Ungewöhnlich für zeitgenössische Gedichtbände begleiten uns in diesem Werk Fußnoten. Wenn dies nötig und möglich erscheint, stellen sie das jeweilige Ghasel in den Zusammenhang der Ideengeschichte und der Weltliteratur. Also hundert Freundschaftsspiele auf dem Schachbrett der Sprache zwischen den Proponenten von Poesie und Philosophie, zwischen Philologie und Ontologie? Zwischen weißen und schwarzen Figuren, die zwar den selben Spielregeln gehorchen, aber von unterschiedlichen Charakteren und Temperamenten geführt wurden? Diese Schach-Allegorie ist insofern falsch, als die Wort-Figuren nicht bloß gezogen werden, sondern ihrem geschichtlichen Eigenleben folgend sich selber bewegen. Die Allegorie ist insofern richtig, als die Figuren beider Parteien unter dem einen Schädeldach eine höchste Instanz gemeinsam über sich haben: die Inspiration des Dichters. Letzterdings ist jedes Schachspiel eine Partie der linken mit der rechten Gehirnhälfte, also, wie in Ghasel Nr. 31 schon gesagt, ein Kampf „*Ich gegen Ich*“.

Unterschiedlich zum „wirklichen“ Schach kommt es hier darauf an, dass keine Gehirnhälfte gewinnt. Jeder Sieg der einen über die andere wäre eine „schicksalsverfallene“ Niederlage der persönlichen Einheit. Ziel ist also das Remis als Zeichen der Ausgewogenheit und Harmonie, ein poetisches Modell für Toleranz und Frieden, ja nichts weniger als ein Gehirnmodell für die Erlösung der Welt (vgl. Ghasel Nr. 6). Wir wollen hoffen, dass Scheheresad dies im Auge hat, wenn sie Anselm das vollendete Schachspiel lehrt.

Sind aber die 100 Ghaselen 100 Partien? Es sind wahrhaft blendend gespielte dabei, doch wie die eine oder andere ausgeht, ist nicht so schlimm. Denn Partie bezeichnet bloß den „Teil eines Ganzen“, was aber nicht besagt, dass es in der Kunst nicht auch mit heiligem Ernst um das Ganze geht, wie etwa eine Partita, eine Chaconne von Bach, aber auch zahllose andere Kunstwerke beweisen:

*Und eure Werke: Tor und Dom
von Karnak bis nach Rom und Köln,
umtönt von Oden, Minnesang,
Lied, Passacaglia, Gigue, Chaconne.* (Nr. 9)

Wenn das Ghasel von den großen deutschen Meistern der Lyrik am Ende des 19. und 20. Jahrhunderts kaum als verlockende Form wahrgenommen worden ist, so scheint das daran zu liegen, dass anscheinend dem Schach und dem Ghasel auf verschiedenen Ebenen ähnliche Antriebe und Bedürfnisse zugrunde liegen. Das Ghasel wie das Schach verlangen eine umsichtige Strategie ebenso wie augenblickliche Intuition. In dieser Hinsicht gleicht das Ghasel auch einer ausschweifenden Modulation, denn es vereinigt das schweifende Sprachabenteuer mit der Fixierung auf eine einzige auslaufende Reimsilbe, ist also ein Analogon zum Orgelpunkt = ausufernde Modulation über das Eine, die unveränderliche Tonika. Beweglichkeit und Ein-Reim-Gedicht stehen also in keinem Widerspruch. Goethe kommentiert diesen Sachverhalt so: „*Die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er, in einer so notgedrungenen Stellung, behauptet.*“ (zit. S. 5)

Aus diesem Zitat geht auch hervor, welche Bedeutung dem agonalen Prinzip im Ghasel zukommen kann. Damit ist auch auf die Geselligkeit, auf die „Schenke“ verwiesen, einen Zuhörerkreis, der gespannt und zuletzt mit offenem Munde lauscht: Welche Assoziationen, welche ontologischen Register wird dieser „*übermütige Dichter*“ (Ghasel Nr. 16) heranziehen, um der seinem Reim-Wort drohenden Gefahr des „*Schach Matt*“ zu entweichen? Wird er sich bloß „herauswursteln“; oder wird er mit einem geistreichen Schachzug nicht nur verblüffen, sondern einen ungewohnten, aber bedeutsamen Aspekt auf die Dinge eröffnen. Sicher, es war die deutsche Romantik, welche das Ghasel wiedererweckt hat, nachdem weniger Goethe, als vielmehr Rückert und Platen es in die deutsche Sprache eingeführt hatten. Im Gegensatz steht ihr Vorgriff auf den Stimmungsimpressionismus, der bei Eichendorff die Schöpfung umarmen möchte („*Es war als hätte der Himmel die Erde still geküßt.*“). Doch diese Phase der Lyrik ist es, die Gottfried Benn an seinem Lebensabend („*Statische Gedichte*“) aufnimmt und mit seinem kosmischen Blick bereichert, wie er selber durch moderne Biologie bereichert worden ist.

Erst nach zwei Jahrhunderten seit dem West-östlichen Divan Goethes haben wieder ein wissenschaftlicher und ein poetischer Geist zueinandergefunden und in Städten, „*wo Luzifer Genossen dingt*“, wo er „*so wichtig tut, verlockend winkt*“, (Ghasel Nr. 100) auch die heilsamen Kräfte in der Schöpfung und im Menschentum zum Gegenstand ihrer Dichtung gemacht. Während Ost und

West mit ihrem mörderischen Potential drohen, finden immer wieder auch Menschen zueinander, die „*im Leisen leben*“ (Ghasel Nr. 95) und dem Atem der Seele nachspüren, der in allen Kreaturen Millionen Jahre hindurch wirksam gewesen ist, um den Aufstieg durch die Sphären des Seins, vom Stein über Pflanze und Tier, bis zum Bewußtsein von Leben und Tod zu erringen.

Erweiterte Tonalität jenseits von Dur und Moll

Wie in Goethes Divan schließen sich auch in diesem Werk die Gedichte zu Gruppen zusammen. Ohne als solche gekennzeichnet zu sein, entsprechen sie den Daseinsbereichen von Kultur, Kunst und Natur; sind also Beitrag zu einer Weltanschauungsarchitektur. Es gehört zum Lesererlebnis, diesem Aufbau nachzuspüren. Nach einer „*Einladung*“ (Nr. 1) und einer Danksagung an den großen Vorgänger Hafis geht der erste Teil von dem dichtenden Ich aus und weitet sich immer mehr ins allgemein Kulturelle, aus dem Individuellen in das umfassend Soziale. Nach einer Apotheose des schöpferischen Geists in den Völkern (Nr. 9) lernen wir erstmalig den Dichter als Meister abgründigen Witzes kennen (Kunstpropheten Nr. 10). So genügt im Ghasel Nr. 17 bereits das erste Reimwort, um den Vorhang zu heben für eine Burleske:

*Ein auf die Kunst des Worts Erpichter
ist nicht auch gleich ein großer Dichter.*

Nach 7 Versen senkt er sich dann, ebenso nachdenklich geworden wie im letzten (neunten) Vers der Weltgeist:

*Der Weltgeist wählt, er krönt bedächtig,
ein strenger, ein gerechter Richter.*

In den ersten 24 Ghaselen ist das Thema Kunst so weit zur Reife gebracht, dass es nun eine Wandlung ins Existentielle von Traum und Leben und ins Philosophische der Antonomien mitmacht (Nr. 25–31). Mir besonders kostbar ist das Ghasel Nr. 27, in dem der Dichter ob seines Unterfangens, das Weltall mit Worten ausloten zu wollen, verhöhnt wird (keine Verhöhnung, lediglich ein Eingeständnis, eine nüchterne Feststellung in Form der Selbstanrede, – Anselm redet sich hier, wie Hafis so oft am Ende seiner Ghaselen, selber an.) Der Hohn aber geht mit einer Orgie von Reimen einher, die just das beweisen sollen, was der Dichter soeben negiert hat. Wie ist es denn aber um die Wahrheit bestellt?

Wie um die Identität? (Nr. 30,32). Somit sind wir bei der Hermetik der Welträtsel angelangt (Nr. 32–39). Was man auch jemals zu deren Lösung versucht hat, es kommt, zum Ladenhüter geworden, auf den Flohmarkt (Nr. 40). Nun ist es so weit. Das „I“ zischt uns um die Ohren (schrie, geschieh, bespie, Anarchie.. und „*der stolze Mensch, er hat kein Alibi*“). Was kann darauf folgen? Zynismus – „*Jean Paul trank Bier, Benn schluckte Kokain*“ (Nr. 42). Doch erweiterte Tonalität findet auch aus dem Spaltklang zurück ins Ganze. Mit Benn und Kokain haben wir angefangen. Bei Mozart und bei Aladin landen wir. Ohne die Wunderlampe aber folgt ein Abgesang in Resignation. Nein, so kann dieses Werk nicht enden. Mit dem zweiten Teil setzt ein Neubeginn ein; mit einem kreatürlichen Käzchen, das aber doch ein humanisierendes Schmäzchen bekommt.

Die Hoffnung gilt dem privaten, intimen und leisen Leben. Auch die Idylle am stillen Herd entgeht aber nicht der Frage und dem Auftrag, das Sinnliche mit dem Göttlichen zu durchwirken. Familiäres Ethos ist die unerlässliche Voraussetzung für die öffentliche Wohlordnung. Wie stabil vermag eine Idylle zu bleiben?

Wie wirklich sind wir noch geortet? (Nr. 66)

Also bleibt der tragische Aspekt auch im Privaten unausweichlich und macht uns dunkelhörig für das Stöhnen der Schöpfung (Nr. 67). Das individuelle Leben geht immer mehr auf im Kosmischen, nicht zuletzt dem der Jahreszeiten (Nr. 68–70). Von hier ist es nur noch eine Entwicklungsstufe zur Naturphilosophie, und das heißt, die zeitgenössische Naturwissenschaft zu befragen (*An Jaques Monod Nr. 85*). Zwangsläufig kommen wir da zur Sprache und zur Literatur zurück. Vom Boden lesen wir auf, was der Windbruch und die Vergänglichkeit uns noch zurücklässt. So reifen wir zu einer Liebe, in der wie in der Sufi-Mystik das Liebesgedicht und das Gebet nicht mehr auseinander zu halten sind (Nr. 81). In solcher Gebetshaltung, bekräftigt von den Großen des Westens und des Ostens, gelingt dann der grandiose Schluss. (Nr. 97)

Arabesken, duftende Abstraktion

Das Buch ist durch die Reichhaltigkeit der Themen und seine Tonalität polyfunktional. Es steckt viel Schelmerei darin, eine bis zum Gelächter mitreißende

Satire, aber auch panegyrische Lyrik, Lobgesang auf Menschen, auf die eheliche Liebe, Panorama der Welt- und Literaturgeschichte, hermetische Lyrik vom Rätsel und vom Elend, in dem wir leben und zu dessen Vergrößerung wir, Täuschungen unterliegend, beitragen. Es ist voller Andacht vor dem, was da wächst und verwelkt. Als Diwan einzigartiges Möbelstück in seiner Doppelfunktion für das intime Leben ebenso wie für den Ministerrat.

Ein einziges Ghasel trägt die Bezeichnung Ballade. Könnte oder müsste man nicht ein jedes Ballade nennen? Jedenfalls sind sie das Gegenteil von statischen Gedichten. Freilich ist hier das Balladeske aus einer äußeren Handlung zur Spannung des assoziierenden Denkens sublimiert, in den Wechsel von Konkret und Abstrakt verlagert. Steckt nicht in diesem Dichter ein Taucher, wenn er in das Sprachmeer springt, um mit dem einen Atemzug des Reimwortes den goldenen Becher des Sinns heraufzuholen?! Wie der Dichter aus dem Bierfass des Jean Paul endlich nach 12 Tempi mit Aladins Wunderlampe für den kleinen Mozart auftaucht, das ist eine Ballade, bei der uns der Mund offen bleibt. Sogar in einem Gebet wie dem in Ghasel Nr. 78 ist dem Autor eine solche Steigerung noch möglich, wenn das Herz, das zitternde Reh, zuletzt in dem Augustinus-Zitat „*requiescat in te*“ zur Ruhe kommt. Vielleicht mussten wirklich zwei Jahrhunderte vergehen, bis eine solche Begegnung von Philologie und Poesie stattfinden konnte, Voraussetzung für ein Unikat als Meisterwerk. Vieles findet nach langen Wegen zueinander. Die antike Blumendekoration ist schließlich abstrakt zur Arabeske geometrisiert. Doch nirgendwo wird der Duft der Rose so überschwänglich evoziert wie in der arabischen und persischen Dichtung (vgl. Nr. 86). So erhält das Abstraktum der Arabeske den Geist des Lebens zurück im Duft.

Mit einem Strauß in der Hand klopft Anselm an das Fenster seiner Ahnen. Seine Ahnen aber reichen weit über das genetische Netz hinaus. Für ihn scheint der Satz Ezra Pounds geschrieben worden zu sein: „*Beauty is difficult in the days of the Berlin to Bagdad project*“ (zit. S. 5). Obwohl das Projekt der Schönheit seit der Berlin-Bagdad-Bahn noch um vieles schwieriger geworden ist, Anselm hat es auf den Geleisen des zweizeiligen Ghasel-Baus vollkommen erfüllt.

Franz Richter, Wien, April 2004

Entwicklungsstapen in der Geschichte der deutschen Sprache und die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache¹

VON FRANZ SIMMLER

Periodisierungsprobleme und Erkenntnisziel

Die deutsche Sprache besitzt seit der Mitte des 8. Jahrhunderts eine Textüberlieferung von ca. 1250 Jahren. Ihre Behandlung in Forschung und Lehre setzt eine Gliederung voraus und eine Reflexion darüber, welche Klassifikationskriterien anzuwenden seien. Werden Anfangs- und Endpunkt betrachtet, zeigt sich ein unterschiedliches Varietätenspektrum. In der Mitte des 8. und im 9. Jahrhundert existiert ein Nebeneinander von räumlich getrennten Schreibdialekten. Im 21. Jahrhundert ist ein anderes Varietätenspektrum vorhanden. Dieses besteht aus einer überregionalen Schriftsprache, aus einer mehr oder weniger überregionalen, gesprochenen Standardsprache, aus mehreren gesprochenen Umgangssprachen, aus verschiedenen großräumigen, kleinräumigen und ortsgebundenen Dialekten, aus Soziolekten und Idiolekten. Der für die überregionale Varietät gebrauchte Terminus ‚neuhochdeutsche Schriftsprache‘ signalisiert, dass sie im Laufe der Sprachgeschichte als „neu“ entstanden ist und die Entstehung im „hochdeutschen“ Sprachgebiet erfolgte und nicht im niederdeutschen. Damit stellt sich das Problem, den Zeitpunkt der Entstehung dieser Varietät zu ermitteln und mit dem generelleren Problem einer Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte zu verbinden.

Im Folgenden ist es mein Ziel, Ihnen 1. die grundlegenden Überlegungen aufzuzeigen, die bei Periodisierungen herangezogen werden, 2. die Entstehung der nhd. Schriftsprache in diese Überlegungen einzubeziehen, 3. die Kriterien in Bezug auf die nhd. Schriftsprache und ihre Entstehung einer Bewertung und Hierarchisierung zu unterziehen und 4. daraus Konsequenzen abzuleiten und neueste Forschungsergebnisse vorzustellen, ohne Sie mit linguistischer Fachterminologie übermäßig zu strapazieren.

¹ Manuskript zum Vortrag, gehalten während der 93. Tagung der Humboldt-Gesellschaft am 29. Mai 2011 in Magdeburg. Am Ende des Beitrags ist ein Glossar für wichtige linguistische Begriffe beigefügt.

Periodisierungskriterien

Die Diskussion um die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte wird von folgenden Fragen bestimmt:

1. Sollen externe, nichtsprachliche und interne, sprachliche Merkmale zur Periodisierung herangezogen werden?
2. Sollen die externen und die internen Merkmale einander hierarchisch gegenübergestellt werden?
3. Soll innerhalb der externen und internen Merkmale eine Hierarchisierung vorgenommen werden?
4. Sollen die externen und internen Merkmale gemeinsam oder nacheinander angewendet werden?
5. Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Wahl der Merkmale für die Anzahl der anzusetzenden zeitlichen Einschnitte, d. h., für den Ansatz von Epochen und weiteren Subklassifizierungen in Sprachperioden und Entwicklungsetappen?

Von der Berücksichtigung der externen Merkmale hängt einmal ab, ob Klassifizierungen anderer Fächer, wie der Geschichtswissenschaft, der Soziologie und Literaturwissenschaft oder wie in der ehemaligen DDR die Geschichtsauffassung des Marxismus-Leninismus, übernommen werden sollen, um diesen Gliederungen einzelne linguistische Beobachtungen zuzuordnen. In diesem Zusammenhang ist die sprachtheoretisch wichtige Frage zu klären, ob es eine linguistische Einheit gibt, deren Ansatz notwendigerweise zur Berücksichtigung externer Merkmale führt.

Mit der Frage nach der Hierarchisierung der Merkmale ist zu klären, ob die externen oder die internen Merkmale eine Dominanz besitzen sollen und ob es bei den internen Merkmalen genügt, ein einziges Merkmal zu berücksichtigen oder ob erst die Berücksichtigung aller linguistischen Einheiten vom Phonem über das Morphem, das Wort und den Satztyp bis hin zur Textsorte zu gesicherten Ergebnissen führen kann.

Bei der Frage nach einem Nacheinander interner Merkmale ist zu klären, ob graphisch-phonisch-phonologische Befunde den Ausgangspunkt für die Fixierung eines Zeitrahmens bilden können, denen dann die Ergebnisse von Analysen der anderen linguistischen Ebenen zuzuordnen seien, um kleinere Zeiteinteilungen vorzunehmen.

Die Dominanz externer, aus der Geschichtswissenschaft übernommener Einteilungen bestimmt z. B. die Sprachgeschichte von Peter von Polenz.² Die Domi-

² P. v. Polenz (1994), (1999), (2000); besonders P. v. Polenz (2000), S. 17.

Die zeitliche Einteilung der deutschen Sprachgeschichte

600-1070	Frühmittelalterliches Deutsch
600-1070	1. <i>Althochdeutsch</i>
600-800	1.1. <i>Frühalthochdeutsch</i>
1.Hälfte 9.Jh.	1.2. <i>Normalalthochdeutsch (= Ostfränkisch)</i>
950-1070	1.3. <i>Späthochdeutsch</i>
1070-(1500)	Hochmittelalterliches Deutsch
1070-(1500)	2. <i>Mittelhochdeutsch</i>
1070-1180	2.1. <i>Frühmittelhochdeutsch</i>
1180-1300	2.2. <i>Höfisches Mittelhochdeutsch</i>
1180-1230	2.2.1. <i>Hochhöfisch</i>
1230-(1300)	2.2.2. <i>Späthöfisch</i>
1300-(1500)	Spätmittelalterliches Deutsch
1300-(1500)	2.3. <i>Spätmittelhochdeutsch</i>
(1500)-	Deutsch der Neuzeit
(1500)-	3. <i>Neuhochdeutsch</i>
(1350)-(1650)	3.1. <i>Frühneuhochdeutsch</i>
(1650)-1800	3.2. <i>Älteres Neuhochdeutsch</i>
1800-1945	3.3. <i>Jüngeres Neuhochdeutsch</i>
1945-	3.4. <i>Gegenwartsdeutsch</i>

In Klammern () die fließenden Ansätze

Abbildung 1: Entwicklungsstadien (nach S. Sonderegger, Grundzüge, S. 181)

nanz graphisch-phonisch-phonologischer Befunde ist für die Epocheneinteilung in Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Frühneuhochdeutsch und Neuhochdeutsch entscheidend (siehe **Abbildung 1**).³ Dabei existieren Abgrenzungsprobleme bei der Einteilung des Althochdeutschen von 750–1070, des Mittelhochdeutschen von 1070–1350, des Frühneuhochdeutschen von 1350–1650,

³ Vgl. Abbildung 1 aus S. Sonderegger (1979), S. 181.

des Neuhochdeutschen mit den Unterteilungen in ein Älteres Neuhochdeutsch von 1650–1800 und ein Jüngerer Neuhochdeutsch von 1800–1945 und der Gegenwartssprache ab 1945. Es muss daher von Übergangszonen und Übergangsphasen ausgegangen werden. Die Entstehung der nhd. Schriftsprache wird der Epoche des Frühneuhochdeutschen zugewiesen und auf den Anfang des 16. Jahrhunderts datiert.⁴ Nach allgemeiner Auffassung hat sich die nhd. Schriftsprache bis zum Ende des 18. Jahrhunderts herausgebildet.⁵ Allerdings existieren sowohl über die Entstehungszeit als auch über die Art und Weise der Herausbildung unterschiedliche Auffassungen.

Entstehungstheorien zur nhd. Schriftsprache

Zur Entstehung der nhd. Schriftsprache gibt es drei Theorien mit einzelnen Modifikationen.⁶ Die erste stammt von Karl Müllenhoff und wurde bereits 1863 entwickelt. Er geht davon aus, dass die nhd. Schriftsprache bereits im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts fixiert ist und setzt eine kontinuierliche Entwicklung vom 9. bis zum 16. Jahrhundert an. Deshalb wird seine Theorie als Kontinuitätstheorie bezeichnet. Nach Müllenhoff ist die Entwicklung an die kaiserlichen Machtzentren gebunden und erfolgt in fünf Etappen. Die erste Etappe zeigt sich um 800 in einer karlingischen Hofsprache am Hof Karls der Großen in Aachen. Die zweite Etappe ist eine Schriftsprache der staufischen Kaiser im 12./13. Jahrhundert im Südwesten des Deutschen Reiches. Die dritte Etappe bildet die kaiserliche Kanzlei der Luxemburger in Prag im 14. Jahrhundert. Die Kanzlei erweist sich nach Müllenhoff als ein Vermittlungszentrum zwischen dem mitteldeutschen und dem süddeutschen Sprachgebiet. Dies zeigt sich in der Aufnahme der mitteldeutschen Monophthongierung und der süddeutschen Diphthongierung. Vgl. Sie die Merksätze

(1) liebe guote brüder > liebe gute Brüder

(2) sin niuwez hus > sein neues Haus

Die vierte Etappe zeigt sich in der Schreibform der kaiserlichen Kanzlei in Wien im 15. Jahrhundert, und die letzte Etappe ist mit der sächsischen Kanzlei und Luther an der Wende vom 15./16. Jahrhundert erreicht.

Auch die zweite Theorie ist schon recht früh formuliert worden. Um 1900 vertritt Konrad Burdach die These, dass die nhd. Schriftsprache durch die Gebilde-

4 W. Besch (2003a), S. 2282.

5 W. Besch (2003b), S. 74.

6 Dazu die zusammenfassende Darstellung von W. Besch (2003a), S. 2255–2262.

ten, die Humanisten, unter der Leitung des Kanzlers Johann von Neumarkt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Kanzlei Karls des IV. (1346–1378) entstanden sei. Kriterien sind die Einführung der Diphthonge, ferner Ausgleiche in der Flexionsmorphologie und syntaktische und stilistische Merkmale, die sich in den Kunstmitteln der Rhetorik zeigen. Von Prag aus werden alle bedeutenden Kanzleien beeinflusst, u. a. die sächsische Kanzlei und Luther, der sich nach eigenen Aussagen an der Sprache der sächsischen Kanzlei orientiert.

Die dritte Theorie wird 1936 von Theodor Frings entwickelt. Es ist die Theorie von der kolonialen, gesprochenen Ausgleichssprache, die sich in Obersachsen im 12. und 13. Jahrhundert durchsetzt. Der Ausgleich findet zwischen den Dialekten von Bauern und Handwerkern statt, die im Rahmen der Ostkolonisation aus dem rheinischen Gebiet um Köln und der niederländischen Grenze, aus dem Gebiet an der Grenze von Oberdeutsch und Mitteldeutsch und dem ostfränkisch-bairischen Sprachgebiet nach Obersachsen und Schlesien gekommen sind.

Eine weitere These, die W. Besch vertritt, modifiziert die dritte, von Frings formulierte Theorie. W. Besch setzt anhand von Wortschatzuntersuchungen eine Ausgleichssprache zwischen Schreibdialekten im 15. Jahrhundert an.⁷ Er vertritt weiter die Sonderrolle des meißnischen Raums und bezieht Luthers Sprachschaffen und besonders seine deutschsprachige Bibelübersetzung ab 1522, dem Septembertestament, ein. Auf der Grundlage von älteren Voraussetzungen entsteht „die maßgebliche Grundlegung der Schriftsprache in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“⁸. Luthers Sprachwahl ist nach ihm in die Entwicklung eingebunden und lässt „andere Ansätze von Gemeinsprachlichkeit nicht mehr“ zu.⁹ Regularitäten der schreibsprachlichen Ausgleichsprozesse sind nach W. Besch: 1. das Geltungsareal, 2. die Landschaftskombinatorik, 3. das Strukturprinzip und 4. der Geltungsgrad. Ein noch 1985 vertretenes fünftes Prinzip, das der Geltungshöhe, d. h., der Prestige-Einschätzungen von Schreibern, wird 2003 zurückgenommen.¹⁰ Von den anderen vier Prinzipien fordert W. Besch eine weitere Absicherung.¹¹

Das Prinzip des Geltungsareals bezieht sich auf ein synchrones Nebeneinander von zwei oder mehr lexikalischen Varianten, die dieselbe außersprachliche Realität bezeichnen. Von ihnen setzt sich in der nhd. Schriftsprache die Variante

7 W. Besch (1967).

8 H. Bach (1955), S. 194; zustimmend W. Besch (2003a), S. 2259f.

9 W. Besch (2003a), S. 2260.

10 W. Besch (2003a), S. 2262.

11 W. Besch (2003a), S. 2263.

durch, die in mehreren Schreibdialekten im 15. Jahrhundert nebeneinander vorkommen. Lexikalische Beispiele sind

(1) süddt. und md. *swester/schwester* gegen nd. *suster* und

(2) alem., schwäb. *minne* gegen bair., md., nd. *liebe*.

Ein flexionsmorphologisches Beispiel ist der sog. Einheitsplural in der Verbkonjugation im Präsens Indikativ:

(3) alem. *wir liebent, ihr liebent, sie liebent* gegen bair., ostfrk., md., nd. *wir lieben, ihr liebt, sie lieben*.

Dieses Prinzip wird auch für graphische Ausgleichsvorgänge herangezogen.

Landschaftskombinatorik meint ein Zusammengehen einzelner Schreibdialekte, das einen Ausgleich eher fördert als Gemeinsamkeiten in anderen Schreibdialekten. Nach W. Besch gilt dies vor allem für das Obersächsische, Thüringische, Ostfränkische und Ostbairische.

Das Strukturprinzip meint deutliche Oppositionsbildungen, optimale funktionelle Belastungen in einem System und eine etymologische und morphologische Durchsichtigkeit.

Luthers Wirkung hängt nach W. Besch mit diesen Prinzipien zusammen. Denn Luther stammt aus einer mittleren Sprachlandschaft mit einer Brückenfunktion zwischen Nord und Süd, und er profitiert vom bereits vorhandenen Sprachausgleich im ostmitteldeutsch-ostoberdeutschen Raum. Luthers Wirkung wird durch die Bibelübersetzung und ihre Verbreitung durch den Buchdruck verstärkt. Die politische Dimension seiner reformatorischen Wirkung macht Luther zu einer „Person der ‚Öffentlichkeit‘“¹² und schützt ihn so vor der Wirkung des Kirchenbanns und der Verfolgung durch die katholische Kirche und ihre Vertreter.

Während W. Besch an der besonderen Rolle des Ostmitteldeutschen und der Rolle Luthers am Beginn der Entstehung der nhd. Schriftsprache Anfang des 16. Jahrhunderts festhält und für ihn auch der Endpunkt der Fixierung am Ende des 18. Jahrhunderts feststeht, bleibt die dazwischen liegende Entwicklung merkwürdig unbestimmt. Für diese Entwicklung schlägt er eine Beschreibung in Phasen vor: Die erste Phase sieht er in einer Grundlegung „in Orthographie, Teilen der Flexionsmorphologie, der Wortbildung und des Wortschatzes“, eine zweite Phase dient dem „weiteren Ausbau[s]“ und eine dritte Phase „der abschließenden Bereinigung im 18. Jh. nach vornehmlich omd. Muster“¹³.

12 W. Besch (2003a), S. 2269; ebenso W. Besch (2000), S. 1718.

13 W. Besch (2003a), S. 2271f.

Deutlich bleiben die Hervorhebung der Graphie, von Teilen der Flexionsmorphologie, der Wortbildung und des Wortschatzes und die Fixierung auf das Ostmitteldeutsche. Weitere Aufschlüsse erhofft sich W. Besch von überregional orientierten Korpusuntersuchungen und verweist einmal auf das Bonner Korpus aus 1500 Textexemplaren, das er und seine Mitarbeiter aufgebaut haben. Aus diesem Korpus werden zur Zeit 40 Basistexte und daraus 30 Normalseiten ausgewählt, um die Flexionsmorphologie des Frühneuhochdeutschen darzustellen. Ferner verweist er auf das Berliner Korpus von Schildt/Kettmann/Dückert/Müller (1974) zu den Untersuchungszeiträumen 1470–1530 und 1670–1730 mit 350 Textexemplaren zur Auswertung der Strukturen des einfachen Satzes und auf das Bamberg-Rostocker Korpus von Bergmann/Nerius (1990–1996) zur Orthographieentwicklung zwischen 1500 und 1710 auf der Grundlage von 145 Textexemplaren.

Vom Berliner Korpus abgesehen, das sich auf zwei Zeiträume konzentriert, bleibt die Ausklammerung der Syntax und ihrer Strukturen ebenso erstaunlich wie das im Rahmen der Lutherforschung getroffene Urteil, dass die Syntax „kein Einigungsproblem auf gesamtdeutschem Gebiet“ darstelle und dadurch „die langanhaltenden Auswahl- und Abwahlprozesse, wie sie sich etwa im Wortschatz vollzogen haben“ entfielen.¹⁴ Kaum zu begründen ist – trotz der besonderen Wertschätzung Luthers und der Bibeltraditionen – die Nichtberücksichtigung ihrer Textsorten in den flexionsmorphologischen Untersuchungen der Bonner Forschergruppe.¹⁵ Als deutlicher Mangel erweist sich der Verzicht auf die Analyse von verschiedenen Textsorten und ihren Traditionen, weil die Textsorten das „originäre sprachliche Zeichen“¹⁶ sind, sich fast alle sprachlichen Zeichen von der Wortebene bis zu der von Makrostrukturen als textsortengebunden erweisen und die Textsorten die sprachlichen Zeichen sind, bei denen eine explizite Verbindung von internen textuellen Merkmalen und spezifischen Ausprägungen der externen Merkmale Sprecher/Schreiber, Hörer/Leser, Ort und Zeit sprachtheoretisch zu begründen ist.¹⁷

Aus den Ergebnissen der angeführten Korpusanalysen sind bisher deutlich erkennbare Entwicklungsetappen nicht hergeleitet worden. Dies kann daran liegen, dass diese Fragestellung nicht im Vordergrund des Erkenntnisinteresses stand bzw. steht. Es kann aber auch daran liegen, dass die Materialauswahl und die herangezogenen Zeiträume bzw. die Konzentration auf ein oder zwei

14 W. Besch (2000), S. 1727.

15 Dazu H.-J. Solms, K.-P. Wegera (1991), S. 23–29.

16 P. Hartmann (1971), S. 10.

17 Dazu F. Simmler (1984).

interne Merkmale solche Rückschlüsse nicht zulassen. Ein weiterer Grund ist in der Nichtberücksichtigung der Textebene zu sehen, so dass textsortengebundene und textsortenübergreifende Entwicklungen nicht sichtbar werden können. Schließlich wirkt sich ein methodisches Vorgehen als einschränkend aus. Es besteht aus einer Raum und Zeit übergreifenden Blickrichtung. Diese geht von einem sprachlichen Zustand aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts aus und ist ganz auf den für das Ende des 18. Jahrhunderts angenommenen Endpunkt fixiert. Mit dieser Blickrichtung ist häufig die Vorstellung verbunden, als genüge der Nachweis eines ersten Vorkommens eines auch in der nhd. Schriftsprache vorhandenen internen Merkmals, um dessen Durchsetzen in dieser postulieren zu können, und als gäbe es eine lineare, einem teleologischen Prinzip¹⁸ des Sprachwandels folgende Entwicklung zur überregionalen Varietät der nhd. Schriftsprache hin.

Zur Rolle textsortengebundener Textkorpora bei der Ermittlung von Entwicklungsetappen

Um die Rolle der Textsorten in die Analyse der Entwicklung der deutschen Sprache einzubeziehen und für das Aufzeigen von Entwicklungsetappen zu nutzen, habe ich in Berlin unterschiedlich umfangreiche Textkorpora zusammengestellt und ausgewertet.¹⁹ Die Textsorten sollen 1. eine möglichst lange Sprachtradition besitzen, 2. über mehrere Jahrhunderte tradiert sein und regional in verschiedenen Schreibdialekten vorkommen, 3. umfangreich genug sein, um Untersuchungen zu allen linguistischen Einheiten zuzulassen, und 4. in Prosa verfasst sein, um vor allem für die mhd. Sprachperiode die überwiegend auf epischen Überlieferungen beruhenden Aussagen der Grammatiken ergänzen zu können. Bei den Auswertungen sollen die Traditionen vom Beginn der Überlieferung an verfolgt werden, um Kontinuitäten einschließlich einfacher Abschriften und Neuerungen leichter als bei der Berücksichtigung unterschiedlicher Textsorten erkennen zu können. Ferner sollen pro Textsortentradition alle linguistischen Einheiten vom Phonem bis zur Textsorte untersucht werden, um ihren Zusammenhang erkennen zu können. Schließlich sollen durch den Vergleich der Ergebnisse in verschiedenen Textsorten Entwicklungsetappen erkannt werden, um einen Beitrag zu einer Neugliederung der Geschichte der deutschen Sprache und einen solchen zur Entstehung der überregionalen Varietät der nhd. Schriftsprache zu leis-

¹⁸ Dazu P. v. Polenz (1998), S. 44.

¹⁹ F. Simmler (2005).

ten. Dabei stehen die internen sprachlichen Merkmale im Vordergrund; auf der Ebene der Textsorten werden Bezüge zu den externen Merkmalen hergestellt.

Diese Bedingungen werden von folgenden Textsorten und ihren Traditionen erfüllt:

1. von der Ordensregel der Benediktiner, deren Traditionen im 9. Jahrhundert beginnen, vom 12. Jahrhundert an in Handschriften und ab dem 15. Jahrhundert auch in Drucken kontinuierlich bis zum 21. Jahrhundert reichen. Die Textsammlung besteht aus 106 Handschriften und 105 Drucken.²⁰
2. vom Prosaroman, speziell vom Magelone-Roman, dessen Tradition im 16. Jahrhundert beginnt, bis zum 20. Jahrhundert reicht und aus zwei Handschriften und 51 Drucken besteht.²¹
3. von dem zur Wissensliteratur gehörenden Lucidarius, der vom 14. bis 19. Jahrhundert tradiert ist und in 50 Handschriften und 84 Drucken existiert.²²
4. von der Diatessaratronadition. Sie beginnt im 9. Jahrhundert, ist danach vom 13./14. bis zum 16. Jahrhundert überliefert und besteht aus neun Handschriften.²³
5. von Universalchroniken, zu denen u. a. der Textzusammenhang der Sächsischen Weltchronik gehört, der ausschließlich in 51 Handschriften vom 11. bis 18. Jahrhundert überliefert ist.²⁴
6. von der Bibeltradition, die 1350 einsetzt und bis zur Gegenwart eine ungebrochene Tradition in Handschriften und Drucken besitzt.²⁵ Bei der Bibel ist zu beachten, dass sie aus mehreren Textsorten besteht, die unterschiedliche Auswahlprozesse linguistischer Einheiten repräsentieren, so dass eine getrennte Auswertung der Textsorten vorzunehmen ist.²⁶ Das Textkorpus wird zur Zeit laufend erweitert. Vollständig liegen die Handschriftentraditionen von 1350 bis 1545 vor; zu den Drucktraditionen existieren einzelne ausgewählte Drucke, die Entwicklungsstadien repräsentieren sollen.

20 F. Simmler (1989), J. D. Broekaert (1980).

21 F. Simmler (1990), S. 187 mit Anm. 3.

22 D. Gottschall-G. Steer (1994), S. 11*–23*.

23 F. Simmler (2002), S. 289; F. Simmler (2007), S. 209.

24 G. v. Olberg-Haverkate (2008), S. 42–61.

25 H. Rost (1939), S. 324–353; J. Splett (1987), S. 17*–47*; C. Wulf (1971), S. 4–6, 21–35;

M. Vorbeck-Heyn (2008), S. 41–80 zu den Handschriften und H. Reinitzer (1983), S. 85, 114–127;

U. Köster (1995), S. 357–465 zu den Drucken.

26 F. Simmler (2009b), C. Wich-Reif (2009).

7. von verschiedenen religiösen Textsorten, die zur Ermittlung einer Textsortentypologie um 1500 zusammengestellt wurden²⁷ und deren vorangehende und folgende Traditionen zum Teil ebenfalls aufgenommen wurden.

Die Entwicklungsetappe im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts

In den einzelnen Textsortentraditionen lässt sich eine wichtige Entwicklungsetappe im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts ermitteln. Sie zeigt sich in makrostrukturellen, syntaktischen und interpungierenden, flexionsmorphologischen und lexikalischen Veränderungen und korrespondiert mit Beobachtungen in anderen Untersuchungen.

Makrostrukturen sind satzübergreifende sprachliche Zeichen, die zur Textgliederung dienen und in spezifischer Weise in Verbindung mit anderen textuellen Merkmalen in der Lage sind, Textsorten als größte sprachliche Zeichen zu unterscheiden.²⁸

In der Tradition des Frnhd. Prosaromans, der als Typus im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts konstituiert wird und zu dem die Magelone-Tradition mit ihrer 1535 beginnenden Drucktradition gehört, werden 1587 im Buch der Liebe besondere Makrostrukturen geschaffen.²⁹ Sie bestehen einmal in einer spezifischen Kapitelstruktur, die sich aus der Gegenüberstellung zu den Kapitelüberschriften im Druck von 1548 ergibt:

- (1) Wie der Peter entschlaffen in der Insel blieb / da er an seine liebste vnd getreweste Magelona gedachte (Magelone 1548, Kap. 25)
- (2) Das XXVIII. Cap.
Wie der Peter entschlaffen in der Insel bleib / da er an sein liebste vnd getrewste Magelona gedacht. (Magelona 1587, fol. 42ra)
- (3) Das XXIX. Cap.
Wie der Peter ohnmächtig ward / dieweil er das Schiff hett verloren / vnd jn die Fischer funden. (Magelona 1587, fol. 42rb)
- (4) Das XXX. Cap.
Wie sich der Peter auff ein Schiff verdinget / in Prouincia zu fahren. (Magelona 1587, fol. 42rb)

27 F. Simmler (2009c-f).

28 Zur terminologischen Begründung F. Simmler (1996), (2009a).

29 F. Simmler (1991), S. 469–471.

(5) Das XXXI. Cap.

Wie der Peter wider zu Land kam / ins Spital der schoenen Magelona. (Magelona 1587, fol. 42va)³⁰

Jeder größere, die Handlung vorantreibende Schritt wird als Kapitelgliederung markiert. Dadurch entsteht am Schluss des Prosaromans eine Abfolge kurzer Kapitel, die eine Spannungssteigerung bewirkt. Mit dieser Hauptfunktion ist eine Nebenfunktion verbunden, die Hervorhebung der zeitlichen Chronologie des Erzählten. Die 1587 geschaffenen, neuen Kapitelanfänge erscheinen nur dort, wo ein neuer Zeitabschnitt beginnt.

Der Hervorhebung des chronologischen Prinzips dient auch die Makrostruktur des Absatzes. Den 33 Absätzen im Druck von 1548 werden 1587 27 weitere hinzugefügt, von denen 22 dem chronologischen Prinzip folgen. In den anderen

fünf Absätzen werden dreimal Begründungen und zweimal Anrufungen Gottes makrostrukturell hervorgehoben.

Dieselben Textgliederungsprinzipien zeigen sich in den anderen im Buch der Liebe tradierten Prosaromanen. Es wird so ein spezifisches Erzählprinzip sichtbar, das mit syntaktischen und lexikalischen Merkmalen übereinstimmt und eine Textsortenvariante in der Tradition des Frnhd. Prosaromans begründet.

Vergleichbare Absatzstrukturen, die die Chronologie des Berichteten durch Ortswechsel, Handlungsabfolgen und verschiedene Vorgänge sichern, existieren seit Luthers Septembertestament 1522 in der Textsorte ‚(Geoffenbarer) Bericht‘, zu der die Evangelientraditionen gehören.³¹ Entscheidend für den Ansatz eines makrostrukturell begründeten Einschnitts in der Sprachentwicklung ist nicht das jeweils erste Auftreten, sondern das Vorkommen in zwei oder mehr verschiedenen narrativen Textsorten im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts. Im Septembertestament und in den anschließenden Traditionen des NT sind die chronologisch orientierten Absätze mit einem weiteren Prinzip verbunden, dem des antithetischen Aufbaus. Dieses Prinzip spielt im Frnhd. Prosaroman keine Rolle. Die Absätze stehen sich in Oppositionen von Aufforderung und Aufforderungserfüllung oder Aufforderungszurückweisung, von Aussagen des AT und solchen des NT, von Ankündigung und Verheißung, von Frage und Antwort gegenüber. Diese Struktur wird innerhalb der Absätze durch antithetische Zuordnungen der Gesamtsätze weiter unterstrichen. Daneben bilden Temporalsätze

30 Übergeschriebene Buchstaben wie ein <e> über einem <o> bei <schoenen> werden aus Gründen der Druckerleichterung nachgestellt; verschiedene Graphien für <s> und <r> werden vereinheitlicht. 31 F. Simmler (2009b), S. 265–332.

als erste Teilsätze von Gesamtsätzen das chronologische Erzählgerüst eines allgemeinen und nicht etwa spezifischen zeitlichen Nacheinanders weiter aus.³²

Da es im 16. Jahrhundert noch keine, syntaktische Strukturen kennzeichnenden präskriptiven Normen der Interpunktion gibt, wie im Buchdruckerduden von 1903 bzw. in der Duden-Grammatik von 1915³³, setzt die Ermittlung textsortenkonstituierender bzw. zusätzlicher syntaktischer Merkmale voraus, dass es textinterne Oppositionen gibt, die eine Begrenzung von Sätzen ermöglichen. Dies geschieht nicht durch einfache Interpunktionszeichen, sondern durch Repräsentationstypen aus interpungierenden, orthographischen und hervorhebenden Merkmalen, die Textexemplar für Textexemplar zu ermitteln sind. Die Repräsentationstypen markieren Gesamtsätze und ihre Teilsatz-Strukturen, ferner Fragen und Ausrufe und direkte Reden. Ihre Auswahl, die damit verbundene Variantenreduktion im Vergleich zu vorausgehenden Traditionen und die Variantenspezifizierung führen im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts dazu, den Ansatz einer Entwicklungsstufe weiter syntaktisch zu begründen. Entsprechende Strukturen treten in der Ordensregel der Benediktiner, in der Bibeltradition und im Frnhd. Prosaroman auf.

In Drucken der Ordensregel von 1574 und 1575 werden zur Kennzeichnung von Fragen und Ausrufen³⁴ die Repräsentationstypen F (Fragezeichen) + Maj (Majuskel) bzw. P (Punkt) + Maj gegenüber den vorausgehenden Varianten aus ausschließlichem Majuskelgebrauch und Maj/in Rubrum und P + Maj bei Fragen bzw. ausschließlicher Majuskelgebrauch und P + Maj bei Ausrufen in einer Variantenreduktion durchgesetzt:

- (6) / spricht er widerumb: Wer ist der Mensch / der lust hat zu leben / vnd begert guete tag zusehen? Wann (Ordensregel 1574, Prolog Vers 15)
- (7) / wie der Apostel spricht: Waist du nit / daß dich Gottes guete zur Buoß laitet? Dann (Ordensregel 1574, Prolog Vers 37)
- (8) / durch welchen geist wir schreyen / Abba lieber Vatter. Derowegen (Ordensregel 1574, Kapitel 2, Vers 3)

Innerhalb der Bibeltradition werden im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die Gesamtsatzstrukturen erstmals mit einer Verszählung verbunden.³⁵ Verszählungen zeigen sich in der Luther-Tradition in den Drucken von 1568 (NT, Heidelberg), 1569 (Gesamtbibel, Heidelberg) und 1594 (Gesamtbibel, Wittenberg), in der Zürcher Tradition 1589 (Gesamtbibel, Zürich) und in der katholischen

32 F. Simmler (2001).

33 Dazu F. Simmler (2003), S. 2497f.

34 Dazu und zu weiteren Beispielen F. Simmler (1994).

35 Dazu F. Simmler (2011).

Tradition 1592 beim NT Johann Dietersbergers (Druck Köln). Alle Verszählungen orientieren sich zu 92,5 % bzw. 95,7 % im Matthäus-Evangelium und in der Genesis an den Satzbegrenzungen, die auch unabhängig von den Verszählungen auftreten. Abweichungen betreffen die besonders in der Luthertradition erkennbare Möglichkeit, Hauptsätze nach vorausgehenden umfangreicheren Nebensätzen oder Finalsätze, die auf Hauptsätze folgen, mit dem Typ V (Virgel) + Maj zu kennzeichnen und so hervorzuheben.

In der Luther-Tradition werden die Versziffern mit den Repräsentationstypen P + Maj und V + Maj verbunden:

(9) 19 [Spa] . Joseph aber jr man war from / vnnd wolt sie nicht rügen / gedacht aber sie heimlich zu verlassen. (Luther 1568, Kap. 1, Bl. 168r/b/1–4; Mt 1,19)

(10) 6 / Aber ein Nebel gieng auff von der Erden / vnd feuchtet alles Land. (Luther 1569, Kap. 2, Bl. 2v/a/7–10; Gn 2,6)

Die Versziffer ist jeweils in einem Abstand von zwei Buchstaben vom Beginn der Spaltenzeile getrennt. Um innerhalb der Spaltenzeile den Versanfang zu markieren, wird vor den Satz ein Spatium von drei Buchstaben gesetzt. Zur Kennzeichnung des Versbeginns wird somit der Repräsentationstyp Zi (Ziffer) + Spa (Spatium) + P/F/V + Maj verwendet.

Diese Typen markieren auch isoliert gebrauchte, einfache Sätze (i.g.e.S.) und Gesamtsätze (GS) unabhängig von der Verseinteilung:

(11) . Isaac zeugete Iacob. (Luther 1568, Kap. 1, Bl. 168r/a/10–11; Mt 1,2)

(12) / Rahel beweinet jre kinder / vnnd wolt sich nicht troesten lassen / denn es war aus mit jhnen. (Luther 1568, Kap. 2, Bl. 168v/a/44–46; Mt 2,18)

Im Zürcher Druck von 1589 wird der Typ P + Maj wesentlich häufiger als der Typ V + Maj verwendet, zusätzlich kommt der Typ K (Kolon, Doppelpunkt) + Maj vor:

(13) 22 [Spa] . Das aug ist desz leybs liecht. Wenn dein aug einfaltig ist / so wirt dein gantzer lyb [sic] liecht sein:

23 **Wenn** aber dein aug ein schalck ist / so wirt dein gantzer leyb finster seyn. (Zürich 1589, Bl. 5v/b/16-19; Mt 6,22–23)

Der Typ K + Maj kennzeichnet neben der Satzbegrenzung einen Zusammenhang in der Argumentation oder in einem Geschehen oder in einer Handlung. Er weist auch auf eine folgende Begründung, eine Folge oder eine Schlussfolgerung hin. Dies sind Funktionen, die Luther noch nicht kennt.

Auch bei Dietersberger wird der Typ K + Maj verwendet, um zugleich mit der Vers- und Satzbegrenzung inhaltsseitige Relationen der Begründung und Schlussfolgerung zwischen den Versen und Sätzen herzustellen.

Mit der Orientierung der Verszählung an der Satzstruktur ist in der katholischen und der Zürcher Texttradition der Bibel auch eine Profilierung der Satzbegrenzung verbunden. Dies geschieht, indem die Hervorhebung von Hauptsätzen nach vorausgehenden umfangreicheren Nebensätzen bzw. die Hervorhebung von Finalsätzen nach Hauptsätzen mit Hilfe des Typs V + Maj aufgegeben wird:

(14) 20 [Spa] . Das zustossen rhor wird er nicht zubrechen / vnd das gluemende tocht wird er nicht auszleschen / **Bisz dasz er auszfuere** das Gericht zum sieg / (Luther 1568, Kap. 12, Bl. 143r/a/48–51; Mt 12,20)

(15) 20 : Das zerstossen rhor wirdt er nicht zerbrechen / vnd den rauchenden tacht wirdt er nit auszleschen / **bisz dasz er auszfuere** das gericht zu dem sieg / (Dietenberger 1592, Kap. 12, Bl. IX/v/a/22–25; Mt 12,20)

An seine Stelle tritt der Typ V + Min, der die Teilsätze stärker in die Struktur des Gesamtsatzes integriert und die Typen V + Maj und P + Maj für die Begrenzung der Gesamtsätze reserviert.

Vergleichbare Tendenzen existieren im Frnhd. Prosaroman im Buch der Liebe 1587.³⁶ Durch die Fixierung der Gesamtsatz-Strukturen erhalten Temporalsätze, die Hauptsätzen vorangestellt sind, die Position als erste Teilsätze in einem Gesamtsatz und können so die spezifische Textfunktion übernehmen, ein chronologisches Nacheinander des Erzählten zu signalisieren.

Der Typ K + Maj, der in der Zürcher Drucktradition 1589 und bei Dietenberger 1592 zur Gesamtsatz-Begrenzung verwendet wird, wird auch auf die Kennzeichnung des Beginns einer direkten Rede übertragen und mit dem die direkte Rede einleitenden Verbum dicendi zum Typ v.d. + K + Maj verbunden:

(16) 5 [Spa] . Vnd sie **sagten** ihm / **Zu** Bethlehem im Iuedischen lande. (Luther 1568, Kap. 2, Bl. 168rb/40f.; Mt 2,5)

(17) 5 [Spa] . Vnd sy **sagten** jm : **Zuo** Bethlehem im Iuedischen land. (Zürich 1589, Bl. 3v/a/33-34; Mt 2,5)

Im Frnhd. Prosaroman von 1587 erfolgt eine weitere Variantenspezifizierung. Sie betrifft den Beginn und das Ende der direkten Rede und eine Weiterführung des Gesamtsatzes in der Autorenrede. Am Redebeginn wird der Typ v.d. (Verbum dicendi) + V + Maj, der vorher keine Rolle spielte, in 93 % aller Fälle verwendet. Die noch vorhandenen Varianten v.d. + V + Maj, v.d. + V + Min und v.d. + P + Maj werden nur noch distributionell gebunden bei kurzen Äußerungen und Ausrufen und in Verbindung mit der Makrostruktur des Absatzes verwendet:

36 Dazu und zu weiteren Beispielen: F. Simmler (2010).

- (18) / in dem fieng die schoene Magelona also an zu **reden : Edler Ritter** / hie-
rumb ich gern erfahren wolte / wer jr weret / vnd auß was Lande art / vnd
warumb jhr hieher kommen seyt ? **Da** stund der Ritter auff / (Magelone
1587, Bl. 35va/37–35vb/10)

Am Ende der direkten Rede wird der Typ P + Maj neben dem Typ V + Maj verwendet. Statt P + Maj kann auch F + Maj bei Entscheidungs- und Ergänzungsfragen gebraucht werden. Anders als in der Gegenwartssprache kommt der Typ F + Maj auch bei indirekten Fragen vor. Der Typ V + Min tritt auf, wenn der Gesamtsatz weitergeführt wird und die folgende Handlung als unmittelbar an die direkte Rede anschließend gekennzeichnet werden soll.

Bei der Variantenreduktion kommen in einzelnen Texttraditionen unterschiedliche Auswahlvorgänge vor. Dies zeigt sich an der Lucidarius-Überlieferung:³⁷

- (19) Der Iuenger **fragt. Wie** heißt der Erst Engel ? M. [= Meister] Nathanael.
(Lucidarius 1572, Bl. Biiij/r/14f.)
- (20) Der Iuenger **spricht. NVn** sag mir vonn dem Mon. (Lucidarius 1572, Bl. Iij/r/3)

In der Lucidarius-Tradition wird im Druck von 1572 bei der Einleitung der direkten Rede der Typ v.d. + P + Maj zu 84% durchgesetzt, der Typ v.d. + K + Maj wird nur zu 16% verwendet. Für die Feststellung einer Entwicklungsetappe sind eine Variantenreduktion und die Durchsetzung eines Typs entscheidend. Welcher Typ sich durchsetzt, ist zunächst nicht relevant. Bei den Typen v.d. + P + Maj oder v.d. + K + Maj ist zu beachten, dass beide Typen textintern die Oppositionen zu Gesamtsätzen und i. g. e. S. sichern und der entscheidende Hinweis auf eine direkte Rede nicht vom Interpunktionszeichen, sondern vom Verbum dicendi ausgeht. Die Interpunktionszeichen besitzen in diesem Zeitraum isoliert keine eindeutigen Funktionen oder, anders ausgedrückt, sie sind polyfunktional.³⁸

Die Beobachtungen zur Veränderung syntaktischer Strukturen werden durch die Untersuchung C. Wich-Reifs zur Geschichte der Präpositionen anhand der Benediktinerregel-Tradition ergänzt.³⁹ Sie stellt ein neues System der Präpositionen im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts fest. Dieses besteht darin, dass die Präpositionen mit lokalen Bedeutungen abnehmen, sich gleichzeitig Präpositionen mit temporalen und modalen Bedeutungen herausbilden und die Präpositionen *halber, neben, samt, um ... willen* neu entstehen.

37 F. Simmler (2000a), S. 62f.

38 F. Simmler (2000a), S. 63.

39 C. Wich-Reif (2008), S. 515f.

Flexionsmorphologisch erweist sich das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts ebenfalls als ein besonderer Einschnitt, was anhand der Adjektivflexion aufgezeigt werden kann. Sowohl in der Tradition des Frnhd. Prosaromans⁴⁰ als auch in der Bibeltradition⁴¹ kann im Vergleich zu den vorausgehenden Drucken eine Variantenreduktion bei einer Anzahl von Kasus nachgewiesen werden. Dies führt in einigen Teilparadigmata, z. B. bei den Feminina, beim Distributionstyp A (Adjektiv) + S (Substantiv) bzw. P (Präposition) + A + S einmal zu einer Aufgabe von vorher vorhandenen Allomorphen und zum anderen zu sprachlichen Verhältnissen, die denen in der Gegenwartssprache entsprechen⁴²:

(21) vnnd bewieß jhn allen **grosse Ehr** (A.S.F.; Magelone 1587, Bl. Iiiij/r/b/22)
Das Ergebnis einer Variantenreduktion kann aber auch den Befunden der Gegenwartssprache widersprechen:

(22) auch **ihre liebliche vnd freuntliche Augen** (N.P.N.; Magelone 1587, Bl. Ij/v/a/18f.)

In der Bibeltradition hat das Deklinationsparadigma für den Distributionstyp A + S bzw. P + A + S im Luther-Druck von 1581 das in **Abbildung 2** gezeigte Aussehen:

A	Mask.	Fem.	Neut.
Nom. S.	{ər}	{ə}	{Ø} {əs}
Gen.	{əs}	{ər}	{əs}
Dat.	{əm} {m}	{ər}	{əm} {m}
Akk.	{ən} {n} {Ø}	{ə} {Ø}	{Ø} : {əs}
Nom. P.	{ə}	{ə}	{ə} {Ø}
Gen.	{ər}	{ər}	{ər}
Dat.	{ən} {n}	{ən} {Ø} : {n}	{ən} {n}
Akk.	{ə} {Ø}	{ə} {Ø}	{ə}

Abbildung 2: Entwicklungsetappen (nach O. Fossen, *Geschichte der Adjektivflexion*, S. 181)

40 F. Simmler (2000b).

41 O. Fossen (2011).

42 F. Simmler (2000b), S. 152f. mit weiteren Beispielen.

(23) Deklinationsparadigma im Distributionstyp A + S bzw. P + A + S im Luther-Druck 1581 (aus: O. Fossen (2011))

Die Unterschiede zum Befund in der Gegenwartssprache sind gemäß **Abbildung 3** evident:

Adjektivistisches Deklinationsparadigma A (der Typen A + S und P + A + S)

Genus Kasus + Numerus	Maskulinum	Femininum	Neutrum
N.S.	weich-er ¹ Stoff-Ø	warm-e ⁴ Speise-Ø	hart-es ⁵ Metall-Ø
G.S. (statt)	weich-en ² Stoff-(e)s	warm-er ¹ Speise-Ø	hart-en ² Metall-s
D.S. (aus)	weich-em ³ Stoff-Ø	warm-er ¹ Speise-Ø	hart-em ³ Metall-Ø
A.S. (für)	weich-en ² Stoff-Ø	warm-e ⁴ Speise-Ø	hart-es ⁵ Metall-Ø
N.P.	weich-e ⁴ Stoff-e	warm-e ⁴ Speise-n	hart-e ⁴ Metall-e
G.P. (statt)	weich-er ¹ Stoff-e	warm-er ¹ Speise-n	hart-er ¹ Metall-e
D.P. (aus)	weich-en ² Stoff-en	warm-en ² Speise-n	hart-en ² Metall-en
A.P. (für)	weich-e ⁴ Stoff-e	warm-e ⁴ Speise-n	hart-e ⁴ Metall-e

Abbildung 3: Entwicklungsstadien (nach F. Simmler, *Morphologie des Deutschen*, S. 316)

(24) Deklinationsparadigma im Distributionstyp A + S bzw. P + A + S in der Gegenwartssprache (aus: F. Simmler (1998a), S. 316)

Sie betreffen das Nebeneinander von zwei bzw. drei Allomorphen in einzelnen Kasus wie dem A.S.M. (Akkusativ Singular Maskulinum), G.P.F. (Genitiv Plural Femininum) und D.P.F. (Dativ Plural Femininum). Erstmals seit 1522 kommt im N.A.S.N. (Nominativ und Akkusativ Singular Neutrum) das auch in der Gegenwartssprache gebrauchte Allomorph {es} neben dem Allomorph {Ø} (= Null) vor:

(25) rechtes vertragen, ewiges Leben, grosses Gut versus wild honig, weltlich reich (Luther 1581)

Ein vergleichbarer Einschnitt in der morphologischen Entwicklung ist in den Bibeltraditionen der Zürcher Prädikanten von 1574 und Dietenbergers von 1605 zu erkennen. In jedem Schreibdialektgebiet, dem ostmitteldeutschen Luthers, dem alemannischen der Zürcher Bibel und dem bairischen Dietenbergers (wegen Übereinstimmungen mit Eck) liegen bei der Variantenreduktion unterschiedliche morphologische Befunde vor. Sie zeigen, dass sich die Schreibdialekte nicht völlig gleich und parallel entwickeln und die Strukturen der Gegenwartssprache noch nicht erreicht sind.

Auch im beweglichsten Teil einer Sprache, in der Lexik, lassen sich Wortschatzveränderungen erkennen, die den Ansatz einer Entwicklungsstufe im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts weiter begründen. Dies kann an ausgewählten Wortschatzbereichen der Ordensregel der Benediktiner gezeigt werden.⁴³ Die Ordensregel der Benediktiner ist dazu in besonderer Weise geeignet, weil die Vorschrift zum regelmäßigen Vorlesen des Regeltextes zur permanenten Anpassung an die Sprachentwicklung zwingt und die Bestimmung der *Stabilitas*, d. h., zum lebenslangen Verweilen in einem Kloster, zu regional gebundenen Fassungen der Regel führt, so dass die Vielfalt der Schreibdialekte repräsentiert wird. Außerdem behandelt die Regel das ganze Leben der Mönche und Nonnen. Daher kommt nicht nur ein religiöser Wortschatz vor, der Gottesdienst, gemeinsames Gebet, Gehorsam, Schweigsamkeit und Demut regelt. Es finden sich ferner Kapitel zur täglichen Versorgung mit Ausführungen zum Küchendienst, zur Betreuung von Kranken und Alten, zum Maß an Speisen und Getränken und zu den Mahlzeiten. Andere Kapitel regeln den Tagesablauf mit Ausführungen zur Handarbeit, zum Bücherlesen und zum Fasten, oder sie klären die Beziehungen der Klöster nach außen durch Ausführungen zur Aufnahme von Gästen, zur Kleidung einschließlich der Schuhe, zur Tätigkeit als Handwerker und zum Verhalten auf Reisen. In diesen Kapiteln ist ein auch für ein nicht-klösterliches Leben relevanter Wortschatz vorhanden. Dies gilt ebenfalls für den Wortschatz der Kapitel, die die Pflichten des Cellarars, das Werkzeug und die Geräte des Klosters, den Eigenbesitz und die Zuteilung des Notwendigsten trotz des Armutsgebots behandeln.

Bei der Auswertung des Wortschatzes – und auch der übrigen linguistischen Ebenen – wird methodisch anders als in bisherigen Untersuchungen vorgegangen. Es wird nicht von der Gegenwartssprache mit ihrer überregionalen Varietät der nhd. Schriftsprache in der Zeitachse zurückgegangen, um beim Nachweis eines ersten Vorkommens eines auch in der Schriftsprache vorhandenen Wortes ein Raum und Zeit überbrückendes teleologisches Prinzip des Sprachwandels im Hinblick auf die Durchsetzung dieses Wortes in der nhd. Schriftsprache zu postulieren. Vielmehr wird die Blickrichtung verändert. Es wird von den historischen Überlieferungen ausgegangen, in denen eine überregionale Varietät noch nicht vorhanden ist. Dann wird die Entwicklung Schreibdialekt für Schreibdialekt und Jahrhundert für Jahrhundert in Entwicklungsstapen verfolgt, bis der sprachliche Zustand der Gegenwartssprache erreicht ist.

43 F. Simmler (1992), (1996b).

Vorschnelle Urteile zur Entwicklung des Wortschatzes bis zur nhd. Schriftsprache zeigen sich u. a. bei den Bezeichnungen *Lippe* und *Dienstag*. In allen Sprachgeschichten wird darauf hingewiesen, dass Luther *Lippe* verwendet und gegen konkurrierende Bezeichnungen durchgesetzt habe. Auch zu *Dienstag* stellt das Etymologische Wörterbuch von F. Kluge – E. Seebold fest⁴⁴, dass dieses Wort „die Form Luthers und danach die der Hochsprache“ geworden sei. Die Sprachtradition der Ordensregel der Benediktiner vermittelt dagegen ein anderes Bild⁴⁵:

(26) Bezeichnungen für lat. *labia* ‚Lippe‘

(a) 15. Jh./Handschriften: bair. *lebse, mund*; alem. *lefse, lefze*; ostfrk. *lebs*; mfrk. *gleffere, munt*; hess. *lippe*; mnd. *lippe*

(b) 16. Jh./Handschriften: bair. *lebse, (mund)*; alem. *lefze*; ostfrk. *lebse*; mnd. *lippe*

(c) Druck 1574: *Lefze*

(d) Druck 1791: *Lippe*

(27) Bezeichnungen für *Dienstag*

A. bairische Überlieferung

(a) 15. Jh./Handschriften: bair. *eritag*; alem. *zinstag, aftermentag*; rhfrk. *dinstag*; ostfrk. *dinstag*; mfrk. *dinstag*; md. *dinstag*; mnd. *dinsedag*

(b) 1501-1560/Handschriften: bair. *erichtag*

(c) Druck 1574: *Erichtag*

(d) Druck 1645: *Dinstag*

(e) Druck 1726: *Dienstag*

B. alemannische Überlieferung

(a) St. Gallen 1642: *Zinstag*

(b) Einsiedeln 1729: *Zinstag*

(c) Konstanz 1680, 1682: *Zinstag, Dinstag*

(d) Konstanz 1749: *Dienstag*

(e) Einsiedeln 1753: *Dinstag*

Bei den Bezeichnungen für lat. *labia* ‚Lippe‘ liegt in den Handschriften des 15. Jahrhunderts die größte schreibdialektale Vielfalt vor. Sie wird in Handschriften des 16. Jahrhunderts bereits reduziert. Im Druck von 1574 wird *Lefze* überregional wenigstens im oberdeutschen Sprachgebiet durchgesetzt und gilt bis 1768 ausschließlich. Ab 1791 wird dann ebenso ausschließlich *Lippe* verwendet. Die Übernahme von *Lippe* Ende des 18. Jahrhunderts in die überregionale Varietät der nhd. Schriftsprache hat einen über 200jährigen Abstand zur

44 F. Kluge, E. Seebold (1989), S. 143.

45 F. Simmler (1992), S. 165–175, dort auch mit weiteren Hinweisen auf die angeführte Literatur.

Verwendung von *Lippe* in Luthers Septembertestament und kann deshalb nicht direkt auf seinen Einfluss zurückgeführt werden.

Etwas anders verläuft die Entwicklung bei den Bezeichnungen für *Dienstag*. Das bair. *eritag* ist ein ostgermanisches Lehnwort. Es wurde aus kirchengriechisch *Areos hemera* ‚Tag des (griech. Kriegsgottes) Ares‘ über die gotische Umdeutung ‚Tag des Arius‘ ins Bairische entlehnt und gehört zu den sog. bairischen Kennwörtern.

Die alem. Bezeichnung *Zinstag* ist nach F. Kluge ein selbständiger Niederschlag der spätrömischen Kultur im südwestdeutschen Sprachgebiet. Als Bezeichnungsprinzip tritt die Bezeichnung der Wochentage nach Gottheiten auf: *Dinstag* geht auf römisch *Martis dies* zurück, auf den Tag, der dem Kriegsgott *Mars* geweiht ist. *Mars* wurde – unter Beibehaltung des Benennungsprinzips – durch den germanischen Kriegsgott *Tiw* ersetzt. Lautliche Veränderungen führten dann von *Tiw* zu *Zins* und zu *Zinstag*. Die Bezeichnung *Aftermentag* kommt vor allem in Schwaben vor, das regional zwischen dem Bairischen und dem Alemannischen liegt. Daher nimmt E. Kranzmayer eine Umgehungsform an; *Aftermentag* ist der Tag nach dem *Montag*.

Wie bei *Lippe* liegt die größte Variabilität im 15. Jahrhundert vor. Im 16. Jahrhundert ist im bairischen Schreibdialektgebiet ein unterschiedliches Verhalten von Handschriften und Drucken zu erkennen. Die Handschriften bewahren eine ältere und regional gebundene Bezeichnung. Die Drucke übernehmen eine bereits überregionaler gültige Bezeichnung, die im 15. Jahrhundert die weiteste Verbreitung hatte und in allen Schreibdialekten (mit der Variante *Zins-* statt *Dins-* im Alemannischen) mit Ausnahme des Bairischen galt. Im Bairischen wird schließlich *Dinstag* Mitte des 17. Jahrhunderts gebraucht. Im Alemannischen wird Mitte des 17. Jahrhunderts die interne regionale Variabilität reduziert, indem die alem. Drucke auf die Bezeichnung *Aftermentag* verzichten. Sie verwenden bis 1729 *Zinstag* mit einem regionalen Nebeneinander von *Zinstag* und *Dinstag* in Konstanz, das eine Nähe zum fränkischen Schreibdialektgebiet besitzt. Mitte des 18. Jahrhunderts erscheint dann *Dienstag* sowohl im Hoch- als auch im Niederalemannischen. Auch hier ist Luther in die mitteldeutsche Sprachtradition integriert. Die späten Übernahmen in das Bairische und Alemannische können nicht auf seinen direkten Einfluss zurückgeführt werden.

Die Ergebnisse der Untersuchung der Bezeichnungen für Kleidung, Schuhwerk und Bettzeug sind mit denen zu *Lippe* und *Dienstag* vergleichbar. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts werden in den Drucken der Ordensregel der Benediktiner folgende Bezeichnungen ausgewählt und überregional verbreitet:⁴⁶

46 F. Simmler (1996), S. 159-177.

- (28) Kutten (aus lat. *cuculla*, mlat. *cotta*) ‚Kapuzenmantel‘, rock (für lat. *tunica*) ‚hemdsartiger Leibrock‘, Schaplier (für lat. *scapulare*) ‚Überwurf, Arbeitsschürze‘
- (29) Sock (für lat. *pedules*) ‚Schuhe‘, Hosen (für lat. *caligas*) ‚das den Unterleib und die Schenkel bis zu den Füßen umhüllende Beinkleid‘
- (30) Matzen (für lat. *matta*) ‚Matte‘, koczen (für lat. *lena*) ‚mit Pelz veredelte Woldecke, Zudecke‘, *hauptküissen* (für lat. *capitale*) ‚Polster, Hauptkissen‘
- (31) nemlich / kutten / rock / sock / hosen / schuoch / gürtel / Messer / Schreibzeug / nadel / handtuechlin / tafeln etc. (Ordensregel 1574, Kap. 55,19)

Bei der Auswahl wird auf eine bis ins 13. Jahrhundert zurückreichende Wortschatztradition zurückgegriffen. Bei den Ermittlungen der Inhaltsseiten sind Aufzählungen innerhalb des Regeltextes wie in Beispiel (31) und Kommentare hilfreich, die die Kleiderordnung erläutern und auf regionale Unterschiede hinweisen.

Bei den Beispielen

- (32) Geliger (für den lateinischen Oberbegriff *stramentum lectorum*) ‚Bettzeug‘
- (33) Gesaesz (für lat. *femoralia* ‚Hose‘), Beinbekleidung, d. h. Kleidung, auf der man sitzt und die auch über die Beine herabreicht‘

liegen 1574 versuchte Neubildungen vor.⁴⁷ Obwohl bereits die überregional verbreitete Bezeichnung *betgewant* ‚Bettzeug‘ existiert, wird mit *Geliger* ein neuer bairischer Regiolektismus⁴⁸ mit dem Anspruch einer überregionalen Verbreitung gebildet. Diese Bildung erweist sich als notwendig, weil die Konstituente *gewand* am Ende des 16. Jahrhunderts nur noch mit der Inhaltsseite ‚Kleidung‘ verbunden wird und die Inhaltsseite ‚Ausrüstung‘ verliert, die auf Kleidung, Bettzeug und Beinbekleidung einschließlich der Fußbekleidung bezogen werden kann. Durch **Gesaesz** wird *leingwant* oder *nyderwat* abgelöst, bei denen im 15. Jahrhundert die Stoffqualität mit *lein* ‚Leinen‘ und die Funktion mit *nyder* ‚untere (Bekleidung)‘ bezeichnet wird. Für *gwant* und *wat* gilt das zu *betgewant* Ausgeführte. Beide Neubildungen haben sich nicht durchsetzen können, obwohl sie von der Wortbildung her überregional durchsichtig waren.

Die aufgezeigten makrostrukturellen, syntaktischen, flexionsmorphologischen und lexikalischen Entwicklungsetappen bündeln sich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts und bilden durch ihr Vorkommen in verschiedenen Textsorten einen deutlichen Einschnitt in der Geschichte der deutschen Sprache, der so bisher nicht gesehen worden ist. Wegen der Bündelung lässt er sich als

47 F. Simmler (1996), S. 162f., 179f.

48 J. A. Schmeller (1985), I,2, Sp. 1459.

Epochenbegrenzung interpretieren. Wird er auf die bisherigen Einteilungen der deutschen Sprachgeschichte bezogen, liegt es nahe, in ihm das Ende der Epoche des Frühneuhochdeutschen zu sehen. Ein vergleichbarer Einschnitt ist bei den im 17. bis 20. Jahrhundert vorhandenen Entwicklungsstadien nicht mehr zu erkennen.

Weitere Entwicklungsstadien in Grundzügen

Die Analyse der bisher berücksichtigten Textsortentraditionen führt nach dem großen Einschnitt im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts zu weiteren Entwicklungsstadien. Diese werden im Folgenden nur kurz erwähnt und mit Befunden aus anderen Untersuchungen verglichen.⁴⁹

Eine nur lexikalisch zu begründende Entwicklungsstadien existiert um die Mitte des 17. Jahrhunderts:

(34) lexikalische Entwicklungsstadien: Gwand / klaidier / klaidung > kleydung – Geliger, Gesaesz > zugehoer der Bett, vnderkleider – Hosen > struempff – koczen > oberdeck (Ordensregel 1650)

In der Regeltradition wird die Alternative *Gwand / klaidier / klaidung* zugunsten von *kleydung* entschieden. Statt *Geliger, Gesaesz* wird *zugehoer der Bett* und *vnderkleider* verwendet. Für *Hosen* wird *struempff* eingeführt und für *koczen* die *oberdeck*. Es existiert kein Wort mehr, das in seiner phonologischen und morphologischen Struktur einer überregionalen Verständigung entscheidende Widerstände entgegenstellt. Bereits K. v. Bahder hat hervorgehoben, dass der „Wortgebrauch der nhd. Schriftsprache [...] um die Mitte des 17. Jahrh. als einigermassen befestigt und im wesentlichen einheitlich gestaltet bezeichnet werden“ könne. P. F. Ganz zeigt einen „Wendepunkt in der Geschichte des englischen Einflusses auf die deutsche Sprache“ in der Lexik an, H. Steger weist auf neu entstehende „chemische und physikalische Begriffe“ in der „Wissenschaftskommunikation“ hin und F. Hartweg hebt hervor, dass um 1650 „der Ablösungsprozess des Nd. durch das Hd. als dominierende Schriftsprache in Norddeutschland als abgeschlossen gelten“ könne.

1678 kann eine syntaktisch-interpungierende Entwicklungsstadien in der Magelone-Tradition nachgewiesen werden.⁵⁰ Sie zeigt sich in der konsequenten Verwendung des Typs v.d. + K + Maj bei der Einleitung direkter Reden. Zusätzlich wird erstmals ein Ausrufezeichen zur Kennzeichnung der Satzart Ausruf verwendet:

49 Dazu F. Simmler (1996), S. 195–205 mit Angaben zu der im Folgenden aufgeführten Literatur.

50 Dazu F. Simmler (1998b), S. 665f.

(35) Da fieng sie zu ihm an / und **sprach: Herr Ritter!** Ich (Magelone 1678, Bl. Bvij/v/20f.)

(36) / **Ach wehe! Ach wehe!** mein allerliebste und schoenste Magelona / (Magelone 1678, Bl. Evij/v/1f.)

Ebenfalls 1678 treten flexionsmorphologische Veränderungen in der Adjektivflexion in der Magelone-Tradition auf. Sie zeigen neue Allomorphe, die der Tendenz der Variantenreduktion und der Profilierung von Allomorphen, die auch die Gegenwartssprache kennt, nicht entsprechen. Ein vergleichbarer Befund existiert in der Bibeltradition im Zürcher Druck von 1683, im Luther-Druck von 1691, im Dietenberger-Druck von 1705 und im Emser-Druck von 1712. Beide Entwicklungen führen dazu, eine etwas stärker ausgeprägte Entwicklungsstufe im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts anzusetzen.

Ein Einschnitt 1670 wird auch von A. Langen mit dem „Übergang vom Barock zur Aufklärung“ begründet, der sich „auf dem Gebiet des Wortschatzes in mannigfachen Auseinandersetzungen und Stilüberschneidungen“ zeige. J. Dücker nimmt für die Zeit um 1700 an, dass „die Ausgleichsprozesse schon weit vorangeschritten“ seien.

Ein noch stärkerer Einschnitt ist im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts vorhanden. Er besteht aus syntaktischen, flexionsmorphologischen und lexikalischen Entwicklungsstadien. Syntaktisch-interpungierend wird der Typ Ko (Komma) + Min statt des Typs V + Min verwendet, um die Weiterführung eines Gesamtsatzes nach dem Ende einer direkten Rede zu markieren:

(37) fieng an mit lauter Stimme zu ruffen durch das Holtz: Peter, **Peter, aber niemand** wolte ihr antworten: Da (Magelone 1725, Bl. F1/v/23-25; ebenso 1744, Bl. F5/v/10-13)

Zusätzlich wird die Frequenz in der Verwendung von Fragezeichen und Ausrufezeichen innerhalb von direkten Reden erhöht. Erstmals kann daher von der Schaffung von Tonzeichen ausgegangen werden.⁵¹

Bei den Präpositionsverwendungen in der Benediktinerregel-Tradition zeigen sich im Druck von 1726 signifikante quantitative Veränderungen.⁵² Die Frequenz der Präpositionen *auf*, *bei*, *für*, *über*, *gegen*, *während*, *zuliebe* nimmt deutlich zu, die der Präpositionen *in*, *halber/halben* deutlich ab.

Flexionsmorphologisch zeigen sich in den Magelone-Drucken von 1729 und 1744⁵³ bzw. in der Bibeltradition um 1750 in den Drucken Zürich 1755 und der

51 F. Simmler (1994), S. 105; F. Simmler (2003), S. 2491–2495, zu den rhetorischen bzw. syntaktischen Prinzipien der Interpungierung und ihren Voraussetzungen.

52 C. Wich-Reif (2008), S. 481, 485.

53 F. Simmler (2000b), S. 159-163.

Ulenberg-Bibel 1757 Entwicklungsetappen.⁵⁴ Dies gilt u. a. für den Gebrauch des Allomorphs {Ø} im N.A.S.N. beim Distributionstyp A + S bzw. P + A + S: (38) groß Opffer, so groß Unglück; süß Wasser (Magelone 1725, 1744)

In der westmitteldeutschen Ulenberg-Tradition von 1757 wird das Relationsmorphem {Ø} in diesen Kasus generell verwendet, das {es} der Gegenwartsprache existiert noch nicht.

Lexikalisch zeigen die Benediktinerregel-Drucke von 1751 und 1753 ein Bemühen um ein besseres Textverständnis im Rahmen einer bereits um 1650 erreichten Überregionalität.⁵⁵ Insgesamt ergibt sich für das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts ein Einschnitt, der in der Gewichtung dem im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts fast entspricht.

P. F. Ganz sieht in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine erste ‚Welle‘ eines englischen Einflusses. H. Henne, W. Besch und J.J. Heller verweisen auf die Rolle der Grammatiker beim Entstehungsprozess der nhd. Schriftsprache. Tatsächlich wird Mitte des 18. Jahrhunderts erstmals ein unmittelbarer Einfluss eines Grammatikers sichtbar, weil die Kaiserin Maria Theresia die mitteldeutsch geprägten grammatischen Regelungen Gottscheds in die bairische Schriftsprache übernommen hat.⁵⁶ Die Grammatiker vor Gottsched hinkten mit ihren Regelungen im Schnitt 80 Jahre hinter den Gebrauchsnormen her.⁵⁷

Weitere, sich zur Zeit nur auf Einzelbeobachtungen stützende Entwicklungsetappen zeigen sich in einem Druck von 1770 bei den Präpositionen, 1790 in einem Luther-Druck in der Flexionsmorphologie des Adjektivs, in Drucken von 1843 syntaktisch-interpungierend in der Magelone-Tradition und 1856 lexikalisch in der Benediktinerregel-Tradition.

Ergebnisse

Zusammenfassend lässt sich folgendes sagen:

1. Die überregionale Varietät der nhd. Schriftsprache ist nicht an einem bestimmten Ort, durch eine einzelne Person oder in einem einzigen Schreibdialektgebiet entstanden.
2. Interne sprachliche Merkmale, die anhand textsortengebundener Materialkorpora ermittelt werden können, sind in der Lage, Entwicklungsetappen aufzuzeigen und einen eigenen spezifischen Beitrag der Sprachwissenschaft bei der

54 O. Fossen (2011).

55 F. Simmler (1996), S. 20-204, dort mit Angaben zu der im Folgenden angeführten Literatur.

56 P. v. Polenz (2000), S. 18.

57 F. Simmler (1994), S. 93-98.

- Gliederung der Geschichte der deutschen Sprache zu leisten. Die Entwicklungsstadien zeigen Gemeinsamkeiten und Unterschiede in makrostrukturellen, syntaktischen einschließlich von interpungierenden, in flexionsmorphologischen und lexikalischen Merkmalen, die sich in Phasen zusammenstellen lassen und so die deutsche Sprachgeschichte gliedern.
3. Die Entwicklung zur nhd. Schriftsprache hin verläuft nicht linear, sie zeigt Brüche und ist entgegen der allgemeinen Auffassung am Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht vollständig abgeschlossen.
 4. Zwischen dem 16. und dem 19./20. Jahrhundert dürfte neben den Schreibdialekten nicht nur eine einzige sich überregional orientierende Varietät anzusetzen sein. Es ist vielmehr von einem Nebeneinander von größeren überregionaleren Schreibdialektgebieten auszugehen, deren Strukturen in Raum und Zeit und deren Einflüsse auf die 1901/02 und 1903/1915 in Orthographie und Morphologie fixierte überregionale nhd. Schriftsprache noch weiter zu untersuchen sind. Methodisch ist es dabei wichtig, von den jeweils synchron auszuwertenden historischen Überlieferungen auszugehen und diachron in möglichst kleinen Schritten auf der Zeitachse voranzugehen und nicht sofort Räume und Zeiten überbrückende Bezüge zur nhd. Schriftsprache herzustellen und ein teleologisches Prinzip des Sprachwandels zu postulieren.

Literaturverzeichnis

Heinrich Bach (1955): Die Entstehung der deutschen Hochsprache im Frühneuhochdeutschen, *Zeitschrift für Mundartforschung* 23 (1955) S. 193–201.

Werner Besch (1967): Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert. Studien zur Erforschung der spätmittelhochdeutschen Schreibdialekte und zur Entstehung der Neuhochdeutschen Schriftsprache, München (1967).

Werner Besch (1979): Zur Bestimmung von Regularitäten bei den sprachlichen Ausgleichsvorkommen im Frühneuhochdeutschen, *Zeitschrift für deutsche Philologie* 98 (1979, Sonderheft) S. 130–150.

Werner Besch (2000): Die Rolle Luthers für die deutsche Sprachgeschichte, in: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch*, 2. Teilbd., 2. Aufl. Berlin/New York (2000), S. 1713–1745.

Werner Besch (2003a): Die Entstehung und Ausformung der Neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache, in: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch*, 3. Teilbd., 2. Aufl. Berlin/New York (2003), S. 2252–2296.

Werner Besch (2003b): Deutsche Sprache im Wandel. Kleine Schriften zur Sprachgeschichte, Frankfurt/M. (2003).

Jean D. Broekaert (1980): Bibliographie de la Règle de Saint Benoît. Éditions Latines et Traductions imprimées de 1489 à 1929. Description diplomatique. 1239 Numéros. I. 1489–1750, II. 1751–1929, *Studia Anselmiana* 77–78, Roma (1980).

Oxana Fossen (2011): Geschichte der Adjektivflexion in der Drucktradition des Matthäus-Evangeliums von 1522 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, in Druckvorbereitung, Berlin (2011).

Dagmar Gottschall, Georg Steer (Hg.) (1994): Der deutsche *Lucidarius*. Band 1. Kritischer Text nach den Handschriften, Text und Textgeschichte 35, Tübingen (1994).

Peter Hartmann (1971): Texte als linguistisches Objekt, in: Beiträge zur Textlinguistik, München (1971), S. 9–29.

Friedrich Kluge, Elmar Seebold (1989): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache unter Mithilfe von M. Bürgisser und B. Gregor völlig neu bearbeitet, 22. Aufl. Berlin/New York (1989).

Uwe Köster (1995): Studien zu den katholischen deutschen Bibelübersetzungen im 16., 17. und 18. Jahrhundert, Münster (1995).

Gabriele von Olberg-Haverkate (2008), Zeitbilder – Weltbilder. Volkssprachige Universalchronistik als Instrument kollektiver Memoria. Eine textlinguistische und kulturwissenschaftliche Untersuchung, Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 12, Berlin (2008).

Peter von Polenz (1994, 1999, 2000): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, I. Einführung, Grundbegriffe, 14. bis 16. Jahrhundert, 2. überarbeitete und ergänzte Auflage, Berlin/New York (2000); II. 17. und 18. Jahrhundert, Berlin/New York (1994); III. 19. und 20. Jahrhundert, Berlin/New York (1999).

Peter von Polenz (1998): Deutsche Sprache und Gesellschaft in historischer Sicht, in: Sprachgeschichte, Ein Handbuch, 1. Teilbd., 2. Aufl. Berlin/New York (1998), S. 41–54.

Heimo Reinitzer (1983): Biblia deutsch. Luthers Bibelübersetzung und ihre Tradition, Wolfenbüttel (1983).

Hans Rost (1939): Die Bibel im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte und Bibliographie der Bibel. Mit 48 Abbildungen, Augsburg (1939).

Johann Andreas Schmeller (1985): Bayerisches Wörterbuch. Sonderausgabe der von G. K. Frommann bearbeiteten 2. Ausgabe, München 1872–1877. Mit der wissenschaftlichen Einleitung der Ausgabe Leipzig 1939 von O. Mausser, I.1–II, München (1985).

Franz Simmler (1984): Zur Fundierung des Text- und Textsorten-Begriffs, in: *Studia Linguistica et Philologica*. Festschrift für Klaus Matzel zum sechzigsten Geburtstag überreicht von Schülern, Freunden und Kollegen. Hg. v. Hans-Werner Eroms, Bernhard Gajek, Herbert Kolb, Heidelberg (1984), S. 25–50.

Franz Simmler (1989): Zur deutschsprachigen handschriftlichen Überlieferung der *Regula Benedicti*, *Regulae Benedicti Studia. Annuarium Internationale* 16 (1987, recte 1989) S. 137–204.

Franz Simmler (1990): Makrostrukturelle Veränderungen in der Tradition des frühneuhochdeutschen Prosaeroms, in: Werner Besch (Hg.), *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven*. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag, Frankfurt/M. u. a. (1990), S. 187–200.

Franz Simmler (1991): Vom Prosaerom zur Erzählung. Sprachliche Veränderungen in der Stoffgeschichte und ihre Rückwirkungen auf Textsorten-Differenzierungen, *Daphnis* 20 (1991) S. 457–486.

Franz Simmler (1992): Die *Regula Benedicti* – Eine Quelle deutscher Sprachgeschichte, *Regulae Benedicti Studia. Annuarium Internationale* 17 (1992) S. 163–208.

Franz Simmler (1994): Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen. Gebrauchsnormen zur Kennzeichnung von Fragen und Ausrufen, in: *Philologische Forschungen*. Festschrift für Philippe Marcq hg. v. Yvon Desportes, Germanische Bibliothek. 3. Reihe: Untersuchungen, Heidelberg (1994), S. 43–115.

Franz Simmler (1996a): Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Textexemplar, Textteilen, Teiltexen, Textauszügen und Makrostrukturen, *Daphnis* 25 (1996) S. 597–615.

Franz Simmler (1996b): Lexikalische Entwicklungsstadien bei der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Die Bezeichnungen für Kleidung, Schuhwerk und Bettzeug in der deutschsprachigen *Regula Benedicti*-Tradition, *Sprachwissenschaft* 21 (1996) S. 141–210.

Franz Simmler (1998a): *Morphologie des Deutschen. Flexions- und Wortbildungsmorphologie*. Mit 166 Schemata, Skizzen und Tabellen, Germanistische Lehrbuchsammlung 4, Berlin (1998).

Franz Simmler (1998b): Zur Geschichte der direkten Rede und ihrer Interpunktierungen in Romantraditionen vom 16–20. Jahrhundert, in: Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag. Hg. v. Peter Ernst und Franz Patocka, Wien (1998), S. 651–674.

Franz Simmler (2000a): Textsortengebundene syntaktische und interpungierende Entwicklungsetappen vom 14. bis 18. Jahrhundert, in: Das Berliner Modell der Mittleren Deutschen Literatur. Beiträge zur Tagung Zinna 29.9.-01.10.1997. Hg. und eingeleitet von Christiane Caemmerer, Walter Delabar, Jörg Jungmayr, Knut Kiesant. Redaktion Jörg Jungmayr, Chloe. Beihefte zum Daphnis 33, Amsterdam/Atlanta, GA (2000), S. 47–68.

Franz Simmler (2000b): Zur morphologischen Struktur der prä- und postnuklearen Adjektivattribute und ihrer Funktionalität in der Geschichte der deutschen Sprache vom 16. bis 18. Jahrhundert, in: Yvon Desportes (Hg.), Zur Geschichte der Nominalgruppe im älteren Deutsch. Festschrift für Paul Valentin. Akten des Pariser Kolloquiums März 1999, Heidelberg (2000), S. 99–177.

Franz Simmler (2001): Gesamtsatzstrukturen, ihre Ermittlungsverfahren und Textfunktionen in Luthers Übersetzungen des Matthäus-Evangeliums 1522 und 1545, in: Deutsche Sprache in Europa. Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Ilpo Tapani Piirainen zum 60. Geburtstag. Hg. v. Jörg Meier und Arne Ziegler, Wien (2001), S. 139–153.

Franz Simmler (2002): Textsorte ‚Diatessaron‘ und seine Traditionen. Kontinuitäten und Neuansätze vom 9. bis 15. Jahrhundert, in: Textsorten deutscher Prosa vom 12./13. bis 18. Jahrhundert und ihre Merkmale. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin 20. bis 22. September 1999. Hg. v. Franz Simmler, Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A. Kongressberichte 67, Bern u. a. (2002), S. 289–367

Franz Simmler (2003): Geschichte der Interpunktionsysteme im Deutschen, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch, 3. Teilbd., 2. Aufl. Berlin/New York (2003), S. 2472–2504.

Franz Simmler (2005): Zur Bedeutung textsortengebundener Materialkorpora für die Erforschung der deutschen Sprachgeschichte, in: Korpuslinguistik deutsch: synchron – diachron – kontrastiv. Würzburger Kolloquium 2003. Hg. v. Johannes Schwitalla und Werner Wegstein, Tübingen (2005), S. 189–199.

Franz Simmler (2007): Zur Rolle von externen und internen Merkmalen bei der Textsortentypologie der Diatessaron- und Leben Jesu-Tradition des 16. Jahrhunderts, in: Textsorten und Textallianzen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Beiträge zum Internationalen Sprachwissenschaftlichen Symposium in Wien 22. bis

24. September 2005. Hg. v. Peter Wiesinger unter Mitarbeit von Claudia Wich-Reif, Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 8, Berlin (2007), S. 209–236.

Franz Simmler (2009a): Theoretische Grundlagen zur Ermittlung von Textsorten und Textallianzen und zur Reichweite des Textbegriffs, in: Textsorten und Textallianzen um 1500. Handbuch Teil 1, Berlin (2009), S. 11–21.

Franz Simmler (2009b): Die biblischen Textsorten ‚(Geoffenbarte) Erzählung‘, ‚(Geoffenbarter) Bericht‘, ‚(Geoffenbarte) Vision‘ und ‚Frühneuhochdeutsches Diatessaron‘, in: Textsorten und Textallianzen um 1500. Handbuch Teil 1, Berlin (2009), S. 221–369.

Franz Simmler (2009c): Liturgische Textsorten und Textallianzen, in: Textsorten und Textallianzen um 1500. Handbuch Teil 1, Berlin (2009), S. 417–506.

Franz Simmler (2009d): Katechetische Textsorten und Textallianzen, in: Textsorten und Textallianzen um 1500. Handbuch Teil 1, Berlin (2009), S. 507–570.

Franz Simmler (2009e): Theologische und kirchenorganisatorische Textsorten, in: Textsorten und Textallianzen um 1500. Handbuch Teil 1, Berlin (2009), S. 571–622.

Franz Simmler (2009f): Erbauende und wissensvermittelnde Textsorten, in: Textsorten und Textallianzen um 1500. Handbuch Teil 1, Berlin (2009), S. 623–726.

Franz Simmler (2010): Makro- und Mikrostrukturen im ‚Frühneuhochdeutschen Prosaroman‘, ihr Verhältnis und ihre Funktionen, in: Mikrostrukturen und Makrostrukturen im älteren Deutsch vom 9. bis zum 17. Jahrhundert: Text und Syntax. Akten zum Internationalen Kongress an der Universität Paris Sorbonne (Paris IV) 6. bis 7. Juni 2008. Hg. v. Yvon Desportes, Franz Simmler und Claudia Wich-Reif, Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 19, Berlin (2010), S. 193–218.

Franz Simmler (2011): Gesamtsatzstrukturen und Teilsatzstrukturen in biblischen Textsorten und ihr Verhältnis zur in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts eingeführten Verszählung, in: Geschichte der Gesamtsatzstrukturen vom Althochdeutschen bis zum Frühneuhochdeutschen. Hg. v. Franz Simmler und Claudia Wich-Reif, Jahrbuch für Internationale Germanistik Reihe A. Kongressberichte 104, Bern u. a. (2011), S. 215–282.

Hans-Joachim Solms, Klaus-Peter Wegera (1991), Flexion der Adjektive, Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Beiträge zur Laut- und Formenlehre, VI, Heidelberg (1991).

Stefan Sonderegger (1979): Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems, Band I. Einführung – Genealogie – Konstanten, Berlin/New York (1979).

Stefan Sonderegger (1998): Geschichte deutschsprachiger Bibelübersetzungen in Grundzügen, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch, 1. Teilbd., 2. Aufl. Berlin/New York (1998), S. 229–284.

Jochen Splett (Hg.) (1987): *das hymelreich ist gleich einem verporgen schatz in einem acker ...* Die hochdeutschen Übersetzungen von Matthäus 13, 44–52 in mittelalterlichen Handschriften. Unter Mitarbeit von Elke Donalies u. a., Litterae 108, Göttingen (1987).

Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hg. v. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger, 1–4. Teilbd., Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1–4, 2. Aufl. Berlin/New York (1998–2004).

Textsorten und Textallianzen um 1500. Handbuch Teil 1. Literarische und religiöse Textsorten und Textallianzen um 1500. Hg. v. Alexander Schwarz, Franz Simmler und Claudia Wich-Reif, Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 20, Berlin (2009).

Manja Vorbeck-Heyn (2008): Die deutschsprachige Evangelientradition im 14. und 15. Jahrhundert und ihre Textgliederungsprinzipien, Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 11, Berlin (2008).

Claudia Wich-Reif (2008), Präpositionen und ihre Geschichte. Untersuchung deutschsprachiger ‚Benediktinerregel‘-Traditionen vom Anfang des 9. Jahrhunderts bis zum 21. Jahrhundert, Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 13, Berlin (2008).

Claudia Wich-Reif (2009): Die biblischen Textsorten ‚Psalm‘ und ‚Epistel‘, in: Textsorten und Textallianzen um 1500. Handbuch Teil 1, Berlin (2009), S. 371–415.

Christine Wulf (1991): Eine volkssprachige Laienbibel des 15. Jahrhunderts. Untersuchung und Teiledition der Handschrift Nürnberg, Stadtbibliothek, Ms. Solg. 16.2°, Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 98, München/Zürich (1991).

Glossar (verwendeter linguistischer Begriffe)

Allomorph = eine Variante eines Morphems, das dieselben grammatischen Kategorien/Informationen wie ein anderes Allomorph signalisiert; z.B. *auf dem Berg, auf dem Berge* = Allomorphe {Ø} und {e} signalisieren jeweils den Dativ Singular

Autorenrede = in erzählenden, berichtenden Textexemplaren die vom Autor stammenden Textteile im Gegensatz zur Figurenrede, der Rede, die ein Autor von seinen Figuren realisieren lässt

Dialekt = interne gesprochene sprachliche Merkmale, die von bestimmten sozialen Gruppen wie Landwirten, Handwerkern u. a. in einem regional begrenzten Raum in der Kommunikation verwendet werden

Diphthong(ierung) = Verbindung von zwei Vokalen, z.B. <ei> in *sein*, <eu> in *neues*, <au> in *Haus*; Diphthongierung ist die Entwicklung von langen Vokalen zu Verbindungen von zwei Vokalen, vgl. Merksatz *sin niuwez hus > sein neues Haus*

Distribution, distributionell, Distributionstyp = besondere Umgebung eines sprachlichen Zeichens, z.B. *ein großes Haus* = Distribution von *großes* zwischen dem unbestimmten Artikel und dem Substantiv; *ein Haus, alt und morsch* = Distribution der gereihten Adjektive hinter dem Substantiv; Distributionstyp bei Adjektivverwendungen = Verbindung von Adjektiv + Substantiv wie in *liebes Kind*, von Pronomen + Adjektiv + Substantiv wie in *mein liebes Kind* oder *dieses liebe Kind*

Durchsichtigkeit (morphologische, etymologische) = durch Vergleich mit anderen Wortformen in der Struktur erkennbar, z.B. ist *Stachelbeere* durch Vergleich mit *Stachel* und *Beere* in der Gegenwartssprache morphologisch durchsichtig und als ‚Beere, die an einem Strauch mit Stacheln wächst‘ bestimmbar; *Brombeere* ist nur noch etymologisch durchsichtig, da es *Brom* nicht als Wort in der Gegenwartssprache gibt. Es geht historisch/etymologisch auf althochdeutsch *bramaberi* mit morphologischer Durchsichtigkeit zurück, da *brama* = ‚Dornstrauch‘ und *beri* = ‚Beere‘ als Wörter im Althochdeutschen existieren, so dass *bramaberi* als ‚Beere, die am Dornstrauch wächst‘ bestimmbar ist

Frage (Entscheidungsfrage, Ergänzungsfrage) = es gibt im Deutschen zwei Fragen, eine Entscheidungsfrage (*Gehst du heute am Abend ins Kino?*) mit interroгатiver, am Ende noch oben gerichteter Melodieführung/Intonation (Antwort: *ja* oder *nein*) und eine Ergänzungsfrage (*Wohin gehst du heute am Abend?*) mit terminaler, am Ende nach unten gerichteter Intonation (Antwort: *ins Kino*)

Gesamtsatz = ein Satz, der aus zwei oder mehr Teilsätzen besteht, die zu einer neuen Einheit verbunden sind; z. B. *Fritz geht heute am Abend ins Kino, er hat sich mit seiner Freundin verabredet*. Oder *Fritz geht heute am Abend ins Kino, weil er sich mit seiner Freundin verabredet hat*.

Graph, graphisch = Buchstabe; Graphe oder Graphverbindungen können ein einziges Phonem oder einen einzigen Laut repräsentieren, z. B. <ch> in *Macht*, <sch> in *schön*

Idiolekt = interne sprachliche Merkmale einer Einzelperson

Majuskel = Großbuchstabe

Makrostruktur = eine satzübergreifende linguistische Einheit, z. B. Kapitel, Absatz, Bild, Tabelle in verschiedenen Textexemplaren

Materialkorpus, -korpora = Materialzusammenstellung (meist von Textexemplaren) für spezifische Fragestellungen

Minuskel = Kleinbuchstabe

Mitteldeutsch = sprachliche Region im Raum von Köln bis Dresden (Rheinland bis Sachsen)

Monophthong = ein einziger Vokal; **Monophthongierung** = Entwicklung von Diphthongen zu Monophthongen, vgl. Merksatz *liebe guote brüeder* > *liebe gute Brüder*

Morphem, morphologisch = kleinste bedeutungstragende Einheit mit einer bestimmten Ausdrucksseite, z. B. die Wörter *schön*, *Schönheit*, *unschön* zeigen jeweils dasselbe Morphem {schön}, ebenso haben *klein*, *kleiner*, *am kleinsten* dasselbe Morphem {klein}

Norm (präskriptiv) = z. B. Festlegungen der Orthographie, in Deutschland erstmals 1901/02 durch dazu autorisierte Institutionen

Oberdeutsch = sprachlicher Raum, der das bairische und schweizerische/alemannische Sprachgebiet umfasst

Opposition = Gegensatz, zentraler Begriff in der strukturellen Sprachwissenschaft zur Ermittlung der linguistischen Einheiten und ihrer Funktionen

Paradigma (Gesamt- und Teilparadigma) = Zusammenstellung aller Konjugationsformen oder Deklinationsformen eines Wortes (= Gesamtparadigma); ein Teilparadigma stellt nur Teile des Gesamtparadigmas, z. B. nur die Konjugationsformen des Präsens Indikativ (*ich rufe, du rufst ...*) oder des Adjektivs (N.S.M. *weicher Stoff, statt weichen Stoff(e)s ...*) zusammen

Phon, phonisch = Laut, z. B. repräsentiert <ch> in *Macht* den Laut [x], einen velaren am hinteren Gaumen gebildeten stimmlosen Reibelaut

Phonem, phonologisch = linguistische Einheit der Ausdrucksseite, die die Bedeutung von Wörtern unterscheidet, z. B. *Macht* : *Nacht* = /m/ und /n/ unterscheiden die Bedeutung dieser Wörter, bzw. *Macht* : *Mast* = /x/ (= <ch>) und /s/

polyfunktional = eine linguistische Einheit, die mehrere Funktionen hat, z. B. ein Interpunktionszeichen wie der Punkt, der in der Gegenwartssprache auf das Ende eines Satzes (*Fritz geht heute am Abend ins Kino.*) bzw. auf eine abgekürzte Wortform wie z. B. = *zum Beispiel* hinweist

Regiolektismus = eine regional gebundene Wortverwendung

Repräsentationstyp = Verbindung von Merkmalen der Hervorhebung, der Orthographie und der Interpunktierung/Zeichensetzung, um in Handschriften und Drucken Makrostrukturen (Kapitel, Absatz) und syntaktische Strukturen (isoliert gebrauchte einfache Sätze und Gesamtsätze) zu markieren und zu unterscheiden; Repräsentationstypen sind Textexemplar für Textexemplar zu ermitteln und stellen Gebrauchsnormen dar

Rubrum = Verwendung von roter Farbe zur Hervorhebung in Handschriften und Drucken = z. B. ein Hauptsatz wie *Fritz geht heute am Abend ins Kino.* oder ein Fragesatz wie *Wohin gehst du heute am Abend?*

Schreibdialekt = ausschließlich schriftlich verwendete Varietät, die vor der Fixierung einer überregionalen Varietät von verschiedenen sozialen Gruppen in unterschiedlichen Kommunikationssituationen verwendet wird und regional gebunden ist

Schriftsprache = interne geschriebene (gedruckte) sprachliche Merkmale, die aufgrund der allgemeinen Schulpflicht von allen sozialen Gruppen verstanden und in allen Kommunikationssituationen verwendet werden können und der überregionalen Verständigung dienen

Soziolekt = interne sprachliche Merkmale einer sozialen Gruppe, die durch soziale Faktoren bestimmbar ist

Spatium = Zwischenraum zwischen verschiedenen sprachlichen Merkmalen, z. B. zwischen Ziffern und Wortformen oder zwischen Wortformen

Standardsprache = interne gesprochene sprachliche Merkmale, die alle sozialen Gruppen verstehen, in allen Kommunikationssituationen verwenden können und der überregionalen Verständigung dienen; sie ist mit der Schriftsprache vergleichbar, ohne dieselbe Normierung zu besitzen

Textsorte = ein sprachliches Zeichen, das mehrere Textexemplare repräsentiert, die in einer bestimmten Anzahl von externen und internen Merkmalen übereinstimmen und sich so von anderen Merkmalsbündeln unterscheiden lassen, z. B. Bericht, Meldung, Kurzmeldung, Interview in der Zeitungssprache

Tonzeichen = Fragezeichen, Ausrufezeichen und Punkt, die in Verbindung mit syntaktischen und lexikalischen Merkmalen auf unterschiedliche Melodieführungen/Intonationen bei der Realisierung von Sätzen hinweisen

Umgangssprachen = interne gesprochene sprachliche Merkmale, die von verschiedenen sozialen Gruppen in unterschiedlichen Kommunikationssituationen verwendet werden und eine regional begrenzte Verteilung besitzen

Varietät (einer Sprache) = Teil einer Sprache, der durch die externen Merkmale der regionalen Verbreitung, der Verwendung in verschiedenen Kommunikationssituationen und des Gebrauchs durch unterschiedliche soziale Gruppen und durch eine begrenzte Anzahl interner Merkmale bestimmt ist

Virgel = Interpunktionszeichen von rechts oben nach links unten </>, das vom 14. bis 18. Jahrhundert im Gebrauch ist und in der Gegenwartssprache noch bei der Verbindung mehrerer Angaben, z. B. in Literaturverzeichnissen bei Verfasser- und Ortsangaben wie bei *Müller/Meier* oder *Berlin/New York* verwendet wird

Wort-Wechsel und Wort-Wirkung*

VON INGE BROSE-MÜLLER

Ein Wort ist ein Wort. Gut, wenn wir uns darauf verlassen können!
„<Im Anfang war das Wort!> / Hier stock' ich schon!“ sagt ein großer Sucher
nach dem Sinn, der Kraft, der Tat, als er Logos übersetzen und in die Mitte des
Lebens vordringen will: Faust. Ist die Frage nach dem Wort nicht immer auch
eine Frage nach uns selbst? Wie treten wir dem Wort gegenüber, wie setzen wir
es ein, gehorcht es uns?

Ingeborg Bachmann

Ihr Worte

Ihr Worte, auf, mir nach!,
und sind wir auch schon weiter,
zu weit gegangen, geht's noch einmal
weiter, zu keinem Ende geht's.

Es hellt nicht auf.

Das Wort
wird doch nur
andre Worte nach sich ziehn,
Satz den Satz.
So möchte Welt,
endgültig,
sich aufdrängen,
schon gesagt sein.
Sagt sie nicht.

Worte, mir nach,
dass nicht endgültig wird
– nicht diese Wortbegier
und Spruch auf Widerspruch!

* Betrachtungen anlässlich der 93. Tagung der Humboldt-Gesellschaft am 29. Mai 2011 in Magdeburg

Lasst eine Weile jetzt
keins der Gefühle sprechen,
den Muskel Herz
sich anders üben.

Lasst, sag ich, lasst.

Ins höchste Ohr nicht,
nichts, sag ich, geflüstert,
zum Tod fall dir nichts ein,
lass, und mir nach, nicht mild
noch bitterlich,
nicht trostreich,
ohne Trost
bezeichnend nicht,
so auch nicht zeichenlos –

Und nur nicht dies: das Bild
im Staubgespinnst, leeres Geröll
von Silben, Sterbenswörter.

KEIN Sterbenswort,
Ihr Worte!¹

Mit kräftigem Appell setzt sich die Sprecherin an die Spitze der Wortkolonne und gibt die Richtung vor. Der Imperativ ist die vorherrschende Aussageweise: „Ihr Worte, auf, mir nach!“, um dann in jedem folgenden Vers einzuschränken und zu verneinen. „zu keinem Ende geht’s“. Ist jedes Wort vergeblich? Oder ist die Suche unendlich?

Es gibt kein e n d g ü l t i g e s Wort. Und das sieht die Sprecherin als Ziel, weil dieses Wort die Welt ins Stocken brächte. Sagt nicht die Worte, die die Welt unveränderbar machen. Der erneute Appell, „Worte, mir nach“ will die Worte in *ihre* Richtung ziehen mit der Begründung, dass die Wortfülle und der Wortwechsel als stichische Rede „Spruch auf Widerspruch“ zu nichts führen.

Nicht nur dem Wort, auch dem Gefühl wird in der nächsten Strophe das Wort verboten. Begann das Gedicht mit der Aufforderung „auf, mir nach!“, so ver-

¹ Ingeborg Bachmann, Ihr Worte, in: Werke 1, München (1978), S. 162

dichten sich die Verneinungen im zweiten Teil zu einer Verhinderungsstrategie: „Lasst eine Weile jetzt Lasst, sag ich, lasst.“

„Ins höchste Ohr nicht,
nichts, sag ich, geflüstert,
zum Tod fall dir nichts ein,
lass, und mir nach, ...“

Welches die höchste Instanz ist, bleibt offen. Es könnte sein, dass damit jegliches Gebet ausgeschlossen ist.

Die Strophe ist von der intensiven Verneinung geprägt und eröffnet zum ersten Mal die existentielle Bedrohung, die Worte hervorrufen können. Bisher waren die Worte im Plural angesprochen, an dieser Stelle wird ein Du benannt. Diese Vereinzelung muss sich auf die Worte beziehen, da die Appelle unverändert wiederholt werden („lass, und mir nach“). Dem richtigen Wort wird jede Art von mitleidigem Gefühl abgesprochen,

„ohne Trost
bezeichnend nicht,
so auch nicht zeichenlos –“

Das nicht fühlende Wort hält keinen Tatbestand fest. Gerade dadurch wird trotzdem ein Zeichen gesetzt.

In der zweitletzten Strophe scheint sich die Sprecherin gegen allzu kunstvolle dichterische Sprache zu wenden, „leeres Geröll von Silben“. Das leere Wort tötet, bringt „Sterbenswörter“ hervor. Folgerichtig lautet der letzte Appell:

„KEIN Sterbenswort,
Ihr Worte!“

Die Verneinung steht in Großbuchstaben – wie eine Beschwörung hervorgehoben, und das letzte Wort des Gedichts ist wie das erste, nun allein stehend, die Anrede: „Ihr Worte!“

„Sterbenswort“ zeigt den Wort-Wechsel in sich, das Changieren in einem Dichterwort. Wenn wir fein still schweigen sollen, und dazu werden wir aufgerufen, dürfen wir kein Sterbenswörtchen sagen. Aber wir hören auch den Imperativ, kein Wort über das Sterben zu sagen, weil die Welt sich dann als Faktum aufdrängen könnte.

„KEIN Sterbenswort,
Ihr Worte!“

klingt wie das Gebot: Du sollst nicht töten.

Wir müssen die richtigen Worte finden.

Ingeborg Bachmann hat dieses Gedicht Nelly Sachs gewidmet, „der Freundin, der Dichterin, in Verehrung“, als es 1961 zuerst veröffentlicht wird. Sie verweist damit auf Macht und Machtmissbrauch der Worte im Dritten Reich. Als Dichterin appelliert sie an die Worte, *ihr* zu folgen.

Das Wesen der Worte ist damit noch nicht erkannt.

Im Musenalmanach auf das Jahr 1797 schreibt **Schiller** folgendes Distichon unter dem Titel:

Sprache

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen!

S p r i c h t die Seele so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.²

Der erste Vers bringt ein optisches Problem, „erscheinen“, der zweite ein akustisches, „sprechen“, und beide formulieren eine Verhinderung. Die Frage schließt nicht mit einem Fragezeichen, sondern einem Ausrufzeichen, nimmt also den Inhalt als Tatsache. Es ist das Wesen des Geistes, dass er nicht sichtbar wird. Doch was ist der „lebendige Geist“ gegenüber dem „Geist“? Ist letzterer etwas Totes oder Festgeschriebenes?

Im zweiten Vers steht auch das Wort Seele zweimal. Sollte man bei dieser Parallelität die „sprechende Seele“ dem „lebendigen Geist“ gleichsetzen? Das ist eine Möglichkeit, aber noch keine befriedigende. In der logischen Struktur <wenn – dann> verändert sich ein hohes Gut derart, dass die viel bedeutende Klage ach! eingeschoben wird.

Die Unfähigkeit der Sprache, die Seele angemessen zur Erscheinung zu bringen, beklagt Schiller mehrfach. Am 1. Februar 1796 schreibt er an Wilhelm von Humboldt:

„O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todt Elemente

² Schiller, Werke, NA, Bd. 1, S. 302

Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der g a n z
Mein Herz empfängt und g a n z es wiederscheint.“³

Der Weg vom eigenen Herzen zum Herz des Freundes geht in den Briefen über das geschriebene Wort, das dem entstehenden Gedanken die Lebendigkeit nimmt. Damit ist die Entsprechung von „lebendigem Geist“ und „Seele“ nahe gelegt.

„S p r a c h e

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen!

S p r i c h t die Seele so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.“

Im Musenalmanach für das Jahr 1797 folgt das Distichon

An den Dichter

Laß die Sprache dir seyn was der Körper den Liebenden; er nur
Ist's, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.

Die Sprache ist als Verfestigung oder Manifestation des „lebendigen Geistes“ dann auch der „Geist“.

Wie Ingeborg Bachmann stellt auch Schiller die Sprachverantwortung des Dichters heraus, und er benennt die Doppelfunktion der Sprache: zu trennen und zu verbinden.

Warum kann die Seele nicht sprechen? [Hier paradigmatisch: *Wort-Wechsel im Wandel des Lebensgefühls*]

Die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Seele stellt schon Herder in seiner Sprachtheorie, während vorher die Übereinstimmung von Sprache und Objekt interessierte. In der Zeit der Empfindsamkeit und Aufklärung entwickelt das Ich ein neues Bewusstsein; es meint, im Mittelpunkt der Dinge zu stehen. Werther sagt im Brief vom 9. Mai 1772 „... mein Herz habe ich allein“, d. h. im Gefühl erkennt er keine Normen an. Paradoxaerweise spricht Werthers Seele sehr ausdrucksstark: „Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenom-

³ Schiller, Werke, NA, Bd. 28, S. 179

men, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße.“⁴ Man spürt den Zwiespalt zwischen angeblicher Sprachlosigkeit der Seele und ihrem sprachmächtigen Ausdruck.

Die Skepsis gegen Worte formuliert Schiller im Brief an seine Braut Lotte von Lengefeld am 10. Februar 1790:

„Die Menschen suchen immer gleich Worte zu allem, und durch Worte hintergehen sie sich dann. Jede Empfindung ist nur einmal in der Welt vorhanden, in dem einzigen Menschen, der sie hat; Worte aber muß man von tausenden gebrauchen, und darum passen sie auf Keinen. Ich fühle, daß ich glücklich bin und seyn werde durch Dich, ich fühle es nicht weniger lebendig, daß D u es durch mich seyn wirst. Ich f ü h l e es, und diß gilt mir weit mehr, als wenn ich es mir in Vernunft schlußße und diese in Worte auflösen könnte.“⁵

Diese Äußerung ist nicht nur theoretisch, sondern macht Charlotte klar, dass das Gerede über Schillers „ménage à trois“ mit Charlotte und ihrer Schwester, Caroline von Beulwitz, in der Weimarer Gesellschaft keineswegs das Verhältnis richtig beurteilt. Das Gerede wird abgelehnt und das Gefühl hoch erhoben. Die Seele will fühlen und nicht sprechen, weil sie moderne, individuelle Seele ist.⁶ Sprache ist ein unvollkommenes, aber das einzig zur Verfügung stehende Ausdrucksmittel. Schiller klagt über die Sprache mit großer Wortgewalt! In der Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ macht er den Grad der Äquivalenz von Zeichen und Bezeichnetem vom poetischen Vermögen des Dichters abhängig; im Falle des Genies springe wie durch innere Notwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor und sei eins mit ihm.⁷

Diese Kongruenz von Sprache und Besprochenem reflektiert **Goethe** auch, doch hat er in seinem Sprachverständnis mehr das Verhältnis von Wort und Welt im Blick und rechnet mit der Nichteindeutigkeit. Dazu aus dem West-östlichen Divan, Buch Hafis, sein Gedicht

Wink

Und doch haben sie Recht die ich schelte:
Denn daß ein Wort nicht einfach gelte

4 Goethe, Werke, HA, Bd. 6, S. 9

5 Schiller, Werke, NA, Bd. 25, S. 415

6 vgl. dazu: Gerhard Kaiser, Augenblicke deutscher Lyrik, Frankfurt (1987), S. 34

7 Schiller, Werke, NA, Bd. 20, S. 426

Das müßte sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Gesicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das schönste was sie besitzt
Das Auge, mir in's Auge blitzt.⁸

Goethe widerruft hier im ersten Vers seine Schelte im vorangehenden Gedicht mit dem paradoxen Titel:

Offenbar Geheimnis

Sie haben dich heiliger Hafis
Die mystische Zunge genannt,
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Werth des Worts nicht erkannt.

Mystisch heißest du ihnen,
Weil sie närrisches bei dir denken,
Und ihren unlautern Wein
In deinen [sic!] Namen verschenken.

Du aber bist mystisch rein
Weil sie dich nicht verstehn,
Der du, ohne fromm zu seyn, selig bist!
Das wollen sie dir nicht zugestehn.⁹

„Offenbar Geheimnis“ spielt auf das gleichzeitige Verhüllen und Offenbaren der Sprache an. Goethe wirft den orthodoxen Wortgelehrten des Islam, die in Hafis' Gedichten über Wein und Liebe religiöse Allegorien finden, Missverständnis vor. Der Dichter Goethe fühlt sich dem Dichter Hafis verwandt, wenn dieser in dem reinen Genuss der Welt „selig“ ist.

⁸ Goethe, Werke, MA, Bd. 11.1.2, S. 27

⁹ ebd. S. 26

Doch dann rettet Goethe die Vielfalt des Wortes:

„Denn daß ein Wort nicht einfach gelte
Das müßte sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer!“

Hier ist der Dreh- und Angelpunkt, weil nach dieser Definition die symbolische Bildebene beginnt, die zeigt, wie Goethe Welt im Wort erkennt. Im Gegensatz zu den Wortgelehrten, die ins Religiöse umdeuten, geht er vom sinnlich Anschaubaren aus. Wort und Fächer verhalten sich wie Fächer und Mädchen (oder Wort und Objekt in der Welt). Goethes „Wink“ gilt nicht *einfach*, sondern *zweifach*, auf der Sach- und auf der Bildebene. Der Fächer verdeckt das Gesicht, konzentriert aber auf das Wesentliche:

„Weil das schönste was sie besitzt
Das Auge, mir in's Auge blitzt.“

Das Mädchen wird nicht nur betrachtet, es wird aktiv. Ihr Wesen teilt sich dem dichterischen Wort mit.

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?“¹⁰

Dichterische Kommunikation gelingt in diesem genialen Zusammentreffen.

Bei dem folgenden Schwenk in die Moderne begleitet uns das Bild des Auges. **Paul Celans** Gedicht „Sprachgitter“ sei „wie eine moderne Antwort auf Goethes Sprachgedicht <Wink>“, behauptet der Germanist Gerhard Kaiser.¹¹

10 Goethe, Werke, HA, Bd. 1, S. 367. Goethes Formulierung (ähnlich schon in der Einleitung zur Farbenlehre), MA Bd. 10, S. 1080, Bezug auf Plotin (205 – 270): „Nie hätte das Auge jemals die Sonne gesehen, wenn es nicht selbst sonnenhaft wäre.“

11 Gerhard Kaiser, Augenblicke deutscher Lyrik, Frankfurt (1987), S. 373

Sprachgitter

Augenrund zwischen den Stäben.

Flimmertier Lid
rudert nach oben,
gibt einen Blick frei.

Iris, Schwimmerin, traumlos und trüb:
der Himmel, herzgrau, muß nah sein.

Schräg, in der eisernen Tülle,
der blakende Span.
Am Lichtsinn
errätst du die Seele.

(Wär ich wie du. Wärest du wie ich.
Standen wir nicht
unter *einem* Passat?
Wir sind Fremde.)

Die Fliesen. Darauf,
dicht beieinander, die beiden
herzgrauen Lachen:
zwei
Mundvoll Schweigen.¹²

(geschrieben: Wien, 14. Juni 1957, Erstdruck: Ende 1957)

Ist „Augenrund zwischen den Stäben“ nicht geradezu eine neue Fassung von „... Zwischen den Stäben / Blicken ein paar schöne Augen hervor.“? Nur das Schöne fehlt. Auch die Spannung zwischen „einem“ und „zwei“ wird in beiden Gedichten aufgebaut. Beide sind gleichzeitig Sprach- und Liebesgedicht. Doch während Goethes „Wink“ in seinem Wortfluss geradezu herzerquickend wirkt, wirft Celans sprachliche Verknappung ins existenziell Bedrohliche.

12 Paul Celan, Die Gedichte, Komm. Gesamtausgabe, hrsg. von Barbara Wiedemann, Frankfurt (2003), S. 99f.



Abbildung 1: Innenseite des Sprechgitters des Klarissinnenklosters in Pfullingen

Der Titel „Sprachgitter“ „kam seinerzeit unüberhörbar auf mich zu“, schreibt Celan im Briefwechsel mit Rudolf Hirsch.¹³ Er sagt „unüberhörbar“, obwohl die Idee ihn visuell traf. Eine Postkarte des Verlegers Günther Neske mit der Datierung „Pfullingen, Kloster / Pfingsten 1957“ (9.6.1957) zeigte das aus dem Jahr 1250 stammende Sprechgitter im ehemaligen Pfullinger Klarissenkloster. Die Klarissen hatten absolute Schweigsamkeit gelobt und durften nur mit besonderer Genehmigung durch dieses Sprechgitter Kontakt zur Außenwelt aufnehmen. Dabei knieten sie auf der Innenseite (**siehe Abbildung 1**), und die Sprecher außen mussten sich hochrecken (**siehe Abbildung 2**), um verständlich zu sein – also eine auf zwei Ebenen ablaufende, komplizierte Kommunikation.

Sprechgitter wechselt bei Celan zu Sprachgitter. Sprechen ist der Vorgang, Sprache das Ergebnis, das System. Durch Celans Verfremdung erscheint das Gedicht weit entfernt von einem Schweigekloster, fällt aber im letzten Vers ins Schweigen zurück. Es geht um die Begegnung, die Kommunikation zweier Menschen, die sich weitgehend visuell abspielt, um das Erkennen des anderen: „Am Lichtsinn / errätst du die Seele“.

¹³ Dieses Zitat wie auch die folgenden Hinweise aus: Barbara Wiedemann, Paul Celan und das Pfullinger Sprechgitter, Spuren 8, Marbach a. N. (2007), S.1ff.



Abbildung 2: Außenseite des Sprechgitters d. h. öffentliche Seite

Äußerste Verknappung prägt den Stil. Die Sinn tragenden Substantive stehen ohne Artikel: Sprachgitter, Augerund, Flimmertier Lid, Iris, Schwimmerin. Es wird eine Bildwelt des Geometrischen aufgebaut und eine Atmosphäre des Feuchten. Wenn wir „Sprachgitter“ im Ohr haben, ist „Augerund“ ein Gegensatz zu *rechteckig* angeordneten „Stäben“. „Iris, Schwimmerin“ bringt die Vorstellung der Augenflüssigkeit und kehrt in den „beiden herzgrauen Lachen“ wieder, die daher Tränen nahe legen – Ausdruck des Herzeleids.

Celan greift gern vom III. Reich unbelastete Begriffe aus den Naturwissenschaften auf, „Flimmertier Lid“ vermittelt den Augenaufschlag, aber mehr noch, unendliche Sensibilität. Gottfried Benn schreibt darüber in seiner Rede „Probleme der Lyrik“ (1951): „Es gibt im Meer lebende Organismen des unteren zoologischen Systems, bedeckt mit Flimmerhaaren. Flimmerhaar ist das animale Sinnesorgan vor der Differenzierung in gesonderte sensuelle Energien, das allgemeine Tastorgan, die Beziehung an sich zur Umwelt des Meers. Flimmerhaare, die tasten etwas heran, nämlich Worte, und diese herangetasteten Worte rinnen sofort zusammen zu einer Chiffre, einer stilistischen Figur.“¹⁴ Das sprechende Ich vertieft den Blick: „Iris, Schwimmerin, traumlos und trüb.“

¹⁴ Gottfried Benn, *Sämtliche Werke*, Stuttgarter Ausgabe, 2. Aufl. (2002), Bd. 6, S. 24

Iris – ein schimmerndes Wort: Natürlich die Regenbogenhaut des Auges, aber auch die prächtig-blaue Blume, der Mädchenname und im griechischen Mythos Botin und Dienerin der Götter! Die Betonung des hellen Vokals i (Flimmertier, Lid, gibt, Blick, dann nach einander *Iris*, Schwimmerin und Himmel) erzeugt eine leichte Stimmung, zu der das schön alliterierende „traumlos und trüb“ und „herzgrau“ Kontrapunkte zu sein scheinen. Doch traumlos bedeutet auch wach, und trüb ist nicht das Gegenteil von klar, sondern entspricht Goethes Fächer- und Schleiermetapher („trüb“ auch ein Wort aus Goethes Farbenlehre); die Iris verbirgt und lässt durchschimmern. Hoffnung liegt in „der Himmel, herzgrau, muß nah sein.“ Deutet „Himmel“ Erfüllung an? „Herzgrau“ klingt nach dem auf Moll gestimmten Lebensgefühl.

Die nächste Strophe wirft verblos einen visuellen Eindruck hin:

Schräg, in der eisernen Tülle
der blakende Span.
Am Lichtsinn
errätst du die Seele.“

Auf der dinglichen Ebene hat man eine Lichtquelle vor Augen. „Tülle“ ist nach Grimms Wb. „die kleine röhre an leuchter und laterne, in die licht oder docht gesteckt werden“.¹⁵ Es fließt also nicht nur aus der Tülle einer Kanne etwas heraus, in die Tülle dringt auch etwas ein. Fasse ich sie für einen Moment als Pupille des Auges auf, dann wird „Am Lichtsinn / errätst du die Seele“ zur ersten und intensivsten Begegnung von Ich und Du. Der Betrachtende errät die Seele, die ihm entgegenkommt, oder es wird dem Du, das hier zum ersten Mal genannt ist, verheißen, dass es die Seele des Betrachtenden erkennen kann.

Die einzige Strophe, die die Personen leibhaftig benennt, steht in Parenthese. Sie greift die Tradition der Liebesdichtung auf: „Ich bin din, du bist min, des solt du gewisse sin“ – wunderbarer Indikativ!

Hier heißt es:

„(Wär ich wie du. Wärst du wie ich.“

Zwischen beiden Teilen der Zeile besteht kein konditionaler Zusammenhang. Der Punkt ist deutlich gesetzt. Es sind zwei irrationale Wünsche. Wären wir bei-

¹⁵ Grimm, Wb., Bd.22, Spalte 1699

de wie der andere, dann könnten wir eins sein. Waren die Voraussetzungen dafür nicht denkbar gut?

„Standen wir nicht
Unter *einem* Passat?“

Der Passat weht nicht in unseren Breiten, doch wichtig ist seine Richtung auf der nördlichen Halbkugel aus Nord-Ost. Hat er das Ich und Du auf *eine* Flucht getrieben? Dann beträfe es beide gemeinsam:

„Wir sind Fremde.“

Die Fremdheit kann auch zwischen ihnen stehen.

In der letzten Strophe wendet sich der Blick nach unten. „Die Fliesen.“ greifen das Rechteck des „Sprachgitters“ auf, als sei es zu Boden gefallen. Für die Spuren der Kommunikation wird ihre Nähe behauptet:

„Die Fliesen. Darauf,
dicht beieinander, die beiden
herzgrauen Lachen:
zwei
Mundvoll Schweigen.“

Dicht beieinander, und doch fallen die beiden wieder auseinander in „zwei / Mundvoll Schweigen“, sie verschmelzen nicht. Ist Sprachlosigkeit das moderne Schicksal?

An die Freundin Diet Kloos-Barendregt schreibt Celan am 29. November 1949:

„Du mußt versuchen, auch den Schweigenden zu hören.“¹⁶

Und dennoch wünsche ich uns, dass wir Worte finden, wirkende Worte.

16 Paul Celan, Briefe an Diet Kloos-Barendregt, hrsg. von Paul Sars, Frankfurt (2002), S. 78

Literaturverzeichnis

- Ingeborg Bachmann, Werke Bd. 1, München (1978)
Paul Celan, Die Gedichte, Komm. Gesamtausgabe, hrsg. von Barbara Wiedemann, Frankfurt (2003)
Paul Celan, Briefe an Diet Kloos-Barendregt, hrsg. von Paul Sars, Frankfurt (2002)
Goethe, Werke, MA (1985ff.), Bde. 10 und 11.1.2
Goethe, Werke, HA 5. Aufl. (1960ff.), Bd. 1
Schiller, Werke, NA, Weimar (1992ff.), Bde. 1, 20, 25, 28
Gottfried Benn, Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe, 2. Aufl. (2002), Bd. 6
Gerhard Kaiser, Augenblicke deutscher Lyrik, Frankfurt (1987)
Grimm, Wb., Bd.22, Spalte 1699
Barbara Wiedemann, Paul Celan und das Pfullinger Sprechgitter, Spuren 8, Marbach a. N. (2007)

Wilhelm von Humboldt über Sprache und (nationalen) Geist*

VON BOLESŁAW ANDRZEJEWSKI

Das Ziel folgender Aussagen ist es, das gegenseitige Verhältnis zwischen zwei wichtigen Kategorien zu fördern, nämlich zwischen „Nation“ und „Sprache“. Beide werden sehr oft in enger Verbindung, als zwei untrennbare, sich gegeneinander unterstützende Faktoren betrachtet. Manchmal sieht man sie schlicht als eine mechanische Einheit. So war es schon bei den Stoikern, für welche die Sprache der *physis* der sich ihr bedienenden Nation entsprach. Auch in Deutschland war eine solche Auffassung nicht ganz fremd. Stellen wir in diesem Moment fest: Die Frage nach der gegenseitigen Abhängigkeit der Sprache und der Nation wurde im XVIII. Jahrhundert in der deutschen Sprachtheorie und Philosophie rege aufgegriffen. Zu finden ist sie schon bei den Aufklärern, vor allem aber bei denen, welche die Zukunft antizipiert und viel Sinn für die sich nähernde Romantik gezeigt haben. Gemeint sind hier *Johann Georg Hamann* (1730–1788) und *Johann Gottfried Herder* (1744–1803). Etwas später haben die Sprache-Nation-Frage solche Forscher und Philosophen gestellt, wie *Jacob* (1785–1863) und *Wilhelm* (1786–1859) *Grimm* und *Johann Gottlieb Fichte* (1762–1814). Eine besondere Stelle nimmt in diesem Problem *Wilhelm von Humboldt* (1767–1835) ein.

Hamann hat sich dazu eindeutig in seinem „Versuch über die akademische Frage“ (1760) geäußert, wobei er dort eine gleichsam fatalistische Stellung vertritt. Die Sprache und Nation seien auf mechanische und natürliche Weise verbunden: „Wie nun die Natur eine gewisse Farbe oder Zuschnitt des Auges einem Volke eigen macht; eben so leicht hat sie, uns unbemerkte Modifikationen, ihren Zungen und Lippen mittheilen können.“¹

Ähnlich, in natürlicher Weise interpretiert die Sprache-Nation-Verbindung einige Jahre später Herder. Ihm nach gibt es kaum zwei Menschen, die identisch sprechen. Die sprachlichen Unterschiede hängen sowohl von den individuellen, psycho-somatischen Unterschieden als auch, wie es in der „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ (1772) heißt, von solchen Faktoren, wie „Klima, Luft, Wasser, Speise und Trank“, ab. Alle diese Umstände finden ihren Ausdruck im Falle einer Sitz- und Verkehrsgemeinschaft, welche gemeinsam lebt und gemeinsam empfindet. In den späteren „Fragmenten“ schreibt Herder darü-

* Manuskript des vom Autor am 29. Mai 2011 zur 93. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Magdeburg gehaltenen Vortrags

1 J. G. Hamann, *Schriften zur Sprache*, Suhrkamp: Frankfurt am Main (1967), S. 91

ber folgenderweise: „Ein Volk, dem also Entsetzen, Furcht, Staunen, Bewunderung, wie bei Kindern, die häufigsten Regungen sein müssen, ein solches Volk wird diesen Geist auch seiner Sprache mitteilen...“²

In dem folgenden Text wollen wir aber einen anderen Weg nehmen und eine, zu der oben erwähnten, ein wenig differente Methodologie benutzen. Die von uns weiter vorgeschlagene Denkweise befreit die Sprache von den äusseren Umständen und verlegt sie statt deren in die apriorische Tiefe des menschlichen Geistes. Solche Methodologie ist in der Sprachphilosophie *Wilhelm von Humboldts* deutlich zu sehen. Humboldt versteht die Sprache nicht als *Abdruck* der objektiven Gegenstandswelt, sondern als *Ausdruck* der inneren Kräfte des Subjekts. Es wird sich zeigen, dass die aktivistische (apriorische) Methodologie in der Sprachauffassung eine enge Verbindung zwischen den Kategorien „Sprache“ und „Nation“ verursacht.

Wissenschaftlich wirkte Humboldt hauptsächlich im XIX. Jahrhundert. Dennoch gilt er als Vertreter der Aufklärung, und seine sprachlichen Theorien werden stark durch den Kantschen Apriorismus geprägt. Die Anschauungen Humboldts, trotz zeitlicher Spannweite, haben mit denen von Hamann und Herder viel gemeinsam. Alle Drei bewegen sich zwischen Aufklärung und Romantik – von der Schaffenszeit her kann man Hamann und Herder als die „romantischen“ Aufklärer, Humboldt dagegen als den „aufgeklärten“ Romantiker bezeichnen. Vielleicht ist durch die romantische Neigung auch allen Drei das zu erörternde Nation-Sprache-Problem gemeinsam. Eins unterscheidet sie jedoch stark – sowohl Hamann als auch Herder haben die *Katharsis* der Kant’schen Methode nicht mitgemacht, Humboldt dagegen hat stark von dem Apriorismus profitiert.

Um also den Humboldt’schen Standpunkt in unserer Problematik besser zu verstehen, sollte man von der Lehre Kants ausgehen. Der Weise aus Königsberg hat sich kaum zum Problem „Sprache“ geäußert, nichtsdestoweniger darf (und auch muss) man ihn für ein wichtiges Glied in der Erforschung der Sprache halten.

Den Kern seiner Philosophie bildet die sog. „kopernikanische Wende“, wonach sich – im Gegensatz zum Empirismus – die Gegenstände nach der Vernunft richten und dem apriorischen Vermögen des Subjekts angepasst werden sollen. „Man versuche es daher einmal“, schreibt Kant in seiner *Kritik der reinen Vernunft* (1781), „ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntnis richten (...) Es ist hiermit ebenso, als mit den ersten Gedanken

2 J. G. Herder, Sprachphilosophie, Meiner: Hamburg (1960), S. 127

des Copernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließ.“³

Kant, wie einst Kopernikus, setzte den Menschen „in Bewegung“, aktivierte ihn gegenüber seiner Umwelt. Seine Methodologie stützt sich auf die apriorischen Voraussetzungen, d. h. auf die Überzeugung, dass es in der Erkenntnis gewisse Elemente gibt, die unabhängig von der Empirie entstehen, die aber ihrerseits die sinnliche Erkenntnis bedingen.

Die Vernunft ist also für Kant ein autonomes Vermögen, und ihre Tätigkeit verläuft unabhängig von der sinnlichen Umwelt. Sie beginnt zwar mit der Anschauung, bildet jedoch aus dem „Chaos“ der Empfindungen eine der Logik entsprechende, harmonische Welt. Diese Welt wird aus den „Erscheinungen“ zusammengesetzt, d. h. daraus, was eben dem Subjekt erscheint, was aber anders ist als jenes „Etwas“, das diese Erscheinungen hervorruft.

Es ist nicht nötig eine genauere Darstellung des methodologischen Vorschlags von Kant zu liefern. Es soll jedoch betont werden, dass Kant einen starken Einfluss auf die Sprachphilosophie ausgeübt hat. Dies behaupten auch heutige Sprachphilosophen: „Es dürfte kein Philosoph der Neuzeit eine größere Wirkung auf die Philosophie der Sprache gehabt haben als er.“⁴

Der Bedeutung der „kopernikanischen Wende“ für die spätere Humanistik war sich Wilhelm von Humboldt schon früh voll bewusst. Er war von diesem System begeistert, und seine Einstellung ergibt sich z. B. aus einem Brief an Beer vom 15.06.1788: „Ich lese jetzt den Kant, ich habe mir vorgenommen, ihn sorgfältig zu studieren (...) Sie [*Kritik* – B. A.] ist schwer, das muß ich gestehen, aber soweit ich nun gelesen habe, belohnt sich doch die Mühe sehr.“⁵ Die Methodologie Kants ist in allen Bereichen seines Schaffens anwesend, darunter auch in seiner Sprachphilosophie.

Die Hauptidee der Humboldt'schen (nach den obigen Erläuterungen kann man auch sagen: der Kant-Humboldt'schen) Sprachphilosophie bildet die Überzeugung, dass die Sprache die Emanation des Geistes und das Organ des inneren Seins sei. Es ist schwer, die Wurzeln dieser inneren Kraft aufzuzeigen, sie sei aber, wie Humboldt will, dem „Lebensprinzip“ gleich. Mit diesem Prinzip ist auch die Sprache verbunden. „Die Hervorbringung der Sprache“, sagt

3 I. Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Bd. 1, Reclam: Leipzig (1979), S. 22–23

4 J. Simon, Immanuel Kant (1724-1804), in: *Klassiker der Sprachphilosophie*, ed. T. Borsche, C. H. Beck, S. 233

5 Eduard Spranger, Wilhelm von Humboldt und Kant, in: *Kant-Studien 1908*, Bd. XIII, S. 65.

er, „ist ein inneres Bedürfnis der Menschheit, nicht bloß ein äußerliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung...“⁶ Die Sprache spiegelt kein äußeres Sein wider, sie ermöglicht allein die Systematisierung der empirischen Eindrücke. Sie ist, gleich dem ganzen menschlichen Geiste, immer aktiv, weil auch immer die Notwendigkeit besteht, mit dem sinnlichen Stoff zu ringen. Beim Sprechen weisen die Worte nicht auf konkrete Gegenstände hin, sie rufen nur gewisse Vorstellungen im Bewusstsein des Menschen hervor. Das Verstehen ist nur dann möglich, wenn die einzelnen Individuen unter gewisse Namen den individuellen, für jeden Menschen eigentlich anderen Inhalt setzen. „Die Menschen verstehen einander nicht dadurch“, schreibt Humboldt, „daß sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, daß sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, daß sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen.“⁷

Wie schon gesagt, ist Sprache nach Humboldt unaufhörlich aktiv und tätig, und – was daraus folgt – ist sie nie gleich, sondern ändert sich in jedem Moment. Sie kann nicht als ein Endprodukt, als „totes Werk“, sondern als ständiges Schaffen, als ewige Arbeit des Geistes betrachtet werden. Die Sprache ist nicht „Ergon“, sondern „Energeia“. Für ihre Beschreibung also darf man nicht die starren grammatischen Strukturen der einzelnen Wörter oder Sätze heranziehen, wichtiger sind in dieser Hinsicht die alltäglichen Sprachprozesse. In ihnen erscheint doch die Sprache, und dank ihrer ist sie lebendig.

In der apriorischen Theorie Humboldts ist noch die enge Verbindung der Sprache mit dem Denken zu unterstreichen. Der Gedanke verarbeitet das sinnliche und subjektive Material zum Objekt, wobei die Sprache als unentbehrliches Hilfsmittel erscheint. Sie überträgt die Eindrücke nach außen, bleibt aber zugleich in der subjektiven Sphäre. Die Sprache gilt also als eine vollkommene Vermittlung zwischen der Innen- und Außenwelt und bildet sogar, wie Humboldt schreibt, „eine Welt, die zwischen der erscheinenden außer und der wirkenden in uns in der Mitte steht (...) Die Sprache ist nichts anders, als das

6 W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die Geistige Entwicklung des Menschengeschlechts: Berlin (1880), S. 25

7 Ebenda, S. 209.

Komplement des Denkens, das Bestreben, die äußeren Eindrücke und die noch dunklen inneren Empfindungen zu deutlichen Begriffen zu erheben...“⁸

Die Sprache ist nicht nur mit dem Denken des Einzelmenschen verflochten – diese gegenseitige Abhängigkeit tritt auch auf der Ebene ganzer Nationen hervor. Humboldt nach hat jedes Volk seine eigentümliche Mentalität und Denkweise, was sich eindeutig in seiner Sprache äußere. Weil also jeder Nation ein anderer Geist innewohnt(e), gibt es so viele Sprachen. Sie sind soweit verschieden, dass die einzelnen Begriffe in eine andere Sprache praktisch unübersetzbar seien. Die Tatsache, dass Humboldt die Sprache mit dem Geist der Nation verbindet, stellt ihn in die Reihe der deutschen Romantiker. Er steht daher zwischen zwei großen kulturellen Strömungen: Indem er die intellektuelle Seite des Menschen und sein Apriori betont, vor allem aber, indem er die Unterscheidung und Klassifizierung verschiedener Sprachen vollzieht, gehört er noch zur Aufklärung; indem jedoch seine Sprachphilosophie „nationalistisch“ gefärbt wird, indem er den nationalen Geist, die Geschichte und Tradition eines Volkes unterstreicht, nimmt er schon an der Entwicklung der romantischen Gedankenwelt teil.

Humboldt kam relativ früh mit dem Phänomen der Sprache in Berührung – und zwar schon während seiner Studienreise nach Spanien im Jahre 1799. Dort hat er auch die Basken besucht und bei dieser Gelegenheit zahlreiche Beweise zu den kulturellen, ergo auch sprachlichen, Unterschieden gefunden. Damalige Beobachtungen haben ihn sicher bei der späteren Konstruktion des kulturellen und sprachlichen Relativismus inspiriert. Genauso können in dieser Zeit auch Humboldts Überlegungen zur nationalen Spezifik wurzeln. Über die Nation und ihre Eigenschaften hat sich Humboldt während seines Aufenthaltes in Rom, als preußischer Abgesandter in den Jahren 1802–1808, geäußert. Schon damals gilt für ihn die Sprache als das wichtigste und unentbehrliche Merkmal der Nation. In „Latium und Hellas“ (1806) lesen wir: „Die meisten das Leben einer Nation begleitenden Umstände, der Wohnort, das Klima, die Religion, die Staatsverfassung, die Sitten und Gebräuche, lassen sich gewissermaßen von ihr trennen... Allein einer ist von durchaus verschiedener Natur, ist der Odem, die Seele der Nation selbst, erscheint überall in gleichem Schritte mit ihr, und führt, man mag ihn als wirkend oder gewirkt ansehen..., die Sprache.“⁹

⁸ W. v. Humboldt, Schriften zur Sprache, Reclam: Stuttgart (1973), S. 8.

⁹ W.v. Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. 2, J.G. Cotta'sche Buchhandlung: Stuttgart (1986), S. 58

Die meisten sprachphilosophischen Arbeiten Humboldts entstanden in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens. Aus dieser Periode stammen mehrere kleinere Aufsätze, vor allem aber das in den Jahren 1830–1835 geschriebene Hauptwerk „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“. Der Ausgangspunkt der Humboldt'schen Theorien zur Sprache (wie auch zu den meisten anderen Wissensgebieten) ist, wie schon angedeutet, die Methodologie Immanuel Kants mit ihrem aktiven Rationalismus. Dieselbe apriorische Methode kann man sowohl für den individuellen Vorgang als auch für das Benehmen einer bestimmten Sprachgemeinschaft anwenden. Humboldt unterscheidet hier zwischen solchen gesellschaftlichen Gemeinschaften, wie „Volk“, „Nation“ und „Staat“; die erste bezieht sich schlicht auf den Wohnsitz und auf das Zusammenleben, die dritte auf die „bürgerliche Verfassung“. Humboldt interessiert in diesem Zusammenhang am meisten die Nation, welche sich auf „die Abstammung“ bezieht, welche aber im Kontext der Sprache öfter „einen höheren Begriff“ bedeutet. Die Verschmelzungen des im Laufe der Geschichte hervorgebrachten Geistes einer Nation und ihrer Sprache sind so stark, dass Zweifel entstehen können, was von beiden zeitlich primär und wichtiger sei. Letzten Endes aber entscheidet sich Humboldt für die Priorität des ersteren Faktors. „Wie Individuen“ – schreibt er in seinem Hauptwerk – „durch die Kraft ihrer Eigentümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung... erteilen, so können dies Nationen der Sprachbildung.“¹⁰ Die Einwirkung geht natürlich in beiden Richtungen, und die Sprachen können auch den nationalen Geist beeinflussen, die schaffende Kraft verläuft jedoch von der Nation zur Sprache.

Abgesehen von diesen Details; eines ist ohne Zweifel: „Die *Geisteseigentümlichkeit* und die *Sprachgestaltung* eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können... Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ist ihre Sprache.“¹¹ Aus dieser Feststellung folgt, dass bei der Erforschung der Mentalität einer Nation die Sprache behilflich sein und als Schlüssel zum Öffnen der Geheimnisse des Geistes fungieren kann: „Ohne sie, als Hilfsmittel zu gebrauchen, wäre jeder Versuch über Nationaleigentümlichkeiten vergeblich, da nur in der Sprache sich der ganze Charakter ausprägt, und zugleich in ihr, als dem allgemeinen Verständigungsvehikel des Volks, die einzelnen Individuali-

10 W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit..., op. cit., S. 50

11 Ebenda, S. 52

täten zur Sichtbarwerdung des Allgemeinen untergehen.“¹² Diese Überzeugung verfestigt sich bei Humboldt, wie man vermuten darf, bei seiner Erforschung der Kultur der amerikanischen Indianer, welche er in den zwanziger Jahren des XIX. Jahrhunderts unternimmt. (Das Material für diese Studien hat er von seinem Bruder Alexander, Naturforscher und Geographen, bekommen). Es gibt kaum kulturelle altamerikanische Überbleibsel, meistens sogar keine Schrift. Die letztere übt ihrerseits einen wichtigen Einfluss auf die Sprache aus, vor allem auf die Gestaltung ihrer Struktur und grammatischen Form, welche in den Sprachen Amerikas fehlt. Die äußere Form entscheidet aber nicht über den eigentlichen Charakter der Sprache – laut seiner ganzheitlichen sprachphilosophischen Anschauungen gilt: „... die Sprache liegt nicht in Grammatik und Wörterbuch, sondern in dem Munde der Nation alle Zeiten ihres Daseins hindurch...“¹³ Die amerikanischen Sprachen, trotz ihrer formellen Unvollkommenheit, aber dank ihrer geistigen Kraft, können daher einen guten Zugang zu dem „Kulturzustand“ der eingeborenen Völker Amerikas öffnen. Andererseits aber, und diese Idee betont Humboldt, indem man eine Sprache ergründen will, muss man die Kenntnis des Nation-Geistes erweitern und das „Gepräge des Nationalcharakters“ beachten.

Mit den obigen Erwägungen gelangen wir zu einer weiteren These Humboldts: „Wenn die Sprachen als Emanation des (nationalen) Geistes zu verstehen sind, so müssen sie sich, genauso wie die Nationen, voneinander unterscheiden.“ Humboldt ist davon überzeugt, dass die Unterschiede nicht nur die oberen Schichten der Sprachen, d. h. die Ebene der Zeichen und der Phonetik, betreffen. Die Differenz steckt viel tiefer und verbindet sich mit der Art und Weise des Empfindens und Erkennens der Welt (mit der Weltansicht). Bei der Übersetzung zum Beispiel tun wir das nicht nur in Bezug auf die Wörter und ihren Schall, sondern wir greifen in den Geist der zu übersetzenden Sätze und selbst in den Geist ihrer Autoren ein. „Der Mensch denkt, fühlt und lebt allein in der Sprache“, daher müssen wir mit der fremden Sprache alle die für die Hervorbringung der Sprache wichtigen, geistigen Eigentümlichkeiten der Nation erlernen, was jedoch mühsam und nicht ganz zu vollbringen ist.

Die Sprachphilosophie Humboldts und seine Erwägungen zum Verhältnis zwischen Sprache und Nation haben die späteren Theorien beeinflusst, unter anderem den sog. sprachlichen Relativismus (welcher außer der Kant-Humboldt'schen Provenienz auch die einheimischen Wurzeln besitzt und auf

12 W. v. Humboldt, Werke in fünf Bänden, op. cit., S. 58–59

13 W. v. Humboldt, Gesammelte Schriften, Bd. 4, Berlin, S. 14

dem empirisch bedingten, „kulturellen Relativismus“ fußt). Der sprachliche Relativismus, dessen Kern die sog. „Sapir-Whorf-Hypothese“ ausmacht, erlebt in den zwanziger und dreißiger Jahren des XX. Jahrhunderts seinen Höhepunkt in Nord-Amerika. Die Hauptidee ist mit derjenigen von Humboldt dieselbe – Sprache und der menschliche (auch der nationale) Geist sind miteinander eng verflochten. Die Sprache, indem sie den menschlichen Geist ausdrückt, oder, wie es bei *Edward Sapir* (1884–1939) heißt, „eine erworbene, eine zivilisatorische Funktion des Menschen“ ist, bedingt zugleich die Entwicklung der menschlichen Kultur. Die Sprache, abgesehen von den „einsprachigen“ oder „mehrsprachigen“ Anfängen der menschlichen Kultur, ist „ein uraltes Erbgut der menschlichen Rasse“, sie ist „präkulturell“ und „prälogisch“. „Ich neige zu der Anschauung, daß die Sprache älter ist, als selbst die allerprimitivsten Anfänge jeder Zivilisation, daß im Gegenteil diese Anfänge gar nicht möglich waren, ehe nicht in der Sprache ein wirksames Ausdrucksmittel zur Verfügung stand.“¹⁴

Während jedoch die Sapir'schen Thesen einen ziemlich „national-neutralen“ Charakter aufweisen und die Sprache mit dem allgemeinmenschlichen Geist verbinden, ist *Benjamin Lee Whorf* (1897–1944) in seinen Anschauungen mehr radikal und weist auf die sprachlichen, ergo weltanschaulichen, Unterschiede einzelner Kommunikations-Gemeinschaften hin. Die Gemeinschaften unterscheiden sich soweit, inwieweit sich ihre Sprachen unterscheiden. Für Whorf bedeutet das ein „neues Relativitätsprinzip“, welches besagt, „daß nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachstrukturen zu einem gleichen Weltbild geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich oder können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden.“¹⁵ Im Lichte dieses Prinzips bekommt jede Nation eine andere Weltansicht je nach den Eigenschaften ihrer Sprache, denn „wir gliedern die Natur an Linien auf, die uns durch unsere Muttersprachen vorgegeben sind. Die Welt präsentiert sich in einem kaleidoskopartigen Strom von Eindrücken, der durch unseren Geist organisiert werden muß – das aber heißt weitgehend: von dem linguistischen System in unserem Geist.“¹⁶

Die oben skizzierten Beispiele zeigen, wie oft in der Geistesgeschichte die Phänomene der Sprache und der menschlichen Gemeinschaft (sei sie auch Volk oder Nation genannt) aufs Innigste verbunden werden. Meistens wird das Sprache-Nation-Zusammenschmelzen als ganz natürlich verstanden, als etwas al-

14 E. Sapir, *Die Sprache. Eine Einführung in das Wesen der Sprache*: München (1972), S. 39

15 B. L. Whorf, *Sprache, Denken, Wirklichkeit*: Reinbeck bei Hamburg (1963), S. 12

16 Ebenda, S. 12

so, womit wir uns abfinden müssen, was aber auch das Gebot enthält, dass wir nicht nur „nebeneinander“ sondern auch „miteinander“ leben lernen. Das bedeutet aber auch die ständige Bemühung um die immer bessere Verständigung und effektivere Kommunikation. Sehr recht hat der Münsterer Sprachphilosoph *Helmut Gipper* (1919–2002), indem er sagt: „Erst wenn die Menschen erkennen, inwiefern sie verschieden sind, erst wenn sie wissen, daß es viele gleichberechtigte ‚subjektive‘ Wege zu einer ‚objektiven‘ Wahrheit gibt und daß die Sprachen unentbehrliche Leitern zu diesem Gipfel sind, werden die Existenzprobleme, vor die sich die Menschheit immer drängender gestellt sieht, zu lösen sein.“¹⁷

Es ist leicht zu erkennen, wie fruchtbringend die Kant-Humboldt'sche Methode für die philosophische Auffassung der Sprache ist – nicht nur deshalb, weil hier der menschliche Geist in jedem Individuum aktiviert und zum „Hervorbringer“ der Sprache wird. Genauso von großer Bedeutung erscheint die enge Verbindung zwischen dem aktiven Geist einer Nation und ihrem sprachlichen Ausdruck. Humboldt vertritt eine solche Einstellung, und seine Anschauungen befinden sich unter den hervorragenden Vorschlägen in dieser Frage.

Am Ende noch eine wichtige Bemerkung. Man kann sich eine verschiedene Art und Weise der Verbindung zwischen Sprache und Nation vorstellen. Dieser Zusammenhang kann vom Standpunkt *einer* Nation aus konstruiert werden, welche – im Sinne eines falsch verstandenen Nationalismus – als eine besondere und andere Nationen übertreffende politisch-soziale Bildung betrachtet wird. Als Beispiel solcher, ein wenig verkehrter Auffassung des Sprache-Nation-Problems kann J. G. Fichte gelten. In seinen „Reden an die deutsche Nation“ (1807–1808) lobt er die besondere Kraft der deutschen Kultur, darin auch der deutschen Sprache, und stellt sie als „Urquellen“ der übrigen europäischen Kulturen und Sprachen dar. Wilhelm von Humboldt, wie oben gesehen, nimmt in unserem Problem eine andere, mehr gemäßigte Stellung an. Unter „Nation“ und unter „Sprache“ versteht er keine konkreten kulturellen Gebilde. Er unternimmt auch keine axiologische Bewertung. In seiner, politisch und interkulturell taktvollen und neutralen, Auffassung ist die enge Verbindung *jeder* Sprache mit der sich ihrer bedienenden Nation in gleichem Maße gemeint.

17 H. Gipper, Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese; S. Fischer: Frankfurt am Main (1972), S. 249

Literatur:

Helmut Gipper (1972): Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese; S. Fischer: Frankfurt am Main

Johann Georg Hamann (1967): Schriften zur Sprache; Suhrkamp: Frankfurt am Main

Johann Gottfried Herder (1960): Sprachphilosophie; Meiner: Hamburg

Wilhelm von Humboldt (1880): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts; in:

- Gesammelte Schriften, Bd. 4: Berlin (1905)

- Schriften zur Sprache; Reclam: Stuttgart (1973)

- Werke in fünf Bänden, Bd. 2; J. G. Cotta'sche Buchhandlung: Stuttgart (1986)

Immanuel Kant (1979), Kritik der reinen Vernunft; Leipzig

Edward Sapir (1972): Die Sprache. Eine Einführung in das Wesen der Sprache: München

Josef Simon (1996): Immanuel Kant, in: Klassiker der Sprachphilosophie, ed. T. Borsche; C.H. Beck: München

Eduard Spranger (1908): Wilhelm von Humboldt und Kant, in: Kant-Studien. Bd. XIII, nS. 65

Benjamin Lee Whorf (1963): Sprache, Denken, Wirklichkeit: Reinbeck bei Hamburg

Deutsch im Abseits – hat die Sprache Humboldts noch eine Zukunft?*

VON WALTER KRÄMER

M. D. u. H., haben Sie ganz herzlichen Dank für die freundliche Einladung hierher zu Ihrer 93. Tagung in Magdeburg und für die Möglichkeit, vor diesem höchst kompetenten Publikum einmal einige Thesen zur aktuellen Sprachentwicklung, speziell zur Zukunft der deutschen Sprache, erläutern zu dürfen. Denn um diese Zukunft steht es nicht zum besten.

Was meine ich damit?

Als Einstieg in die Probleme habe ich einmal die folgende Meinungsäußerung einer bekannten deutschen Damenschneiderin aus der FAZ mitgebracht:

„Ich habe vielleicht etwas Weltverbesserndes. Mein Leben ist eine giving-story. Ich habe verstanden, dass man contemporary sein muss, das future-Denken haben muss. Meine Idee war, die hand-tailored-Geschichte mit neuen Technologien zu verbinden. Und für den Erfolg war mein coordinated concept entscheidend, die Idee, dass man viele Teile einer collection miteinander combinieren kann. Aber die audience hat das alles von Anfang an auch supported. Der problembewusste Mensch von heute kann diese Sachen, diese refined Qualitäten mit spirit eben auch appreciate. Allerdings geht unser voice auch auf bestimmte Zielgruppen. Wer Ladyisches will, searcht nicht bei Jil Sander. Man muss Sinn haben für das effortless, das magic meines Stils.“

Das stand so wörtlich im FAZ-Magazin vom 22.03.1996 und ist nicht als Satire, sondern ernst gemeint. Als ich das gelesen hatte, habe ich mich gefragt: Soll das die Sprache meiner Kinder sein? Werden wir so in Zukunft miteinander reden? Und ich habe angefangen, (i) solche Auswüchse zu sammeln, (ii) mir Gedanken zu machen, woher das alles kommt und wohin das führt, und (iii) mir zu überlegen, was man dagegen unternehmen könnte.

Aber der Reihe nach. Lassen Sie mich etwas Struktur in diese Sache bringen. Und zwar habe ich vor, mich den folgenden drei Fragen zuzuwenden:

* Vortrag auf der 93. Tagung der Humboldt-Gesellschaft am 29.05.2011 in Magdeburg

1. *Ist die deutsche Sprache bedroht?* (und wenn ja, durch wen?)
2. *Soll man die deutsche Sprache retten?* (und wenn ja, warum?)
3. *Ist die deutsche Sprache noch zu retten?* (und wenn ja, wie?)

Diese Fragen sind in gewisser Weise voneinander unabhängig; man kann zu der einen Ja und zu der anderen Amen sagen, fast alle der insgesamt sechs Antwortkombinationen sind gleichermaßen logisch möglich. Man könnte z. B. meinen: Ja, die Sprache ist bedroht, ja, man könnte sie retten, aber warum *sollte* man sie retten? Sollten wir uns nicht stattdessen freuen, dass es bald nur noch eine einzige globale Sprache für alle Menschen auf der Erde gibt?

Das ist – grob gesagt – der Standpunkt vieler meiner Kollegen in Wissenschaft und Wirtschaft und vermutlich auch die Meinung des einen oder anderen hier im Saal: Selbst wenn die deutsche Sprache demnächst auf dem Müllhaufen der Geschichte landen sollte, was ist denn daran schlimm? Ich komme auf diesen Punkt nochmal zurück.

Zunächst die Fragen der Reihe nach.

1. Ist die deutsche Sprache bedroht (und wenn ja, durch wen)?

Meine These ist: Die deutsche Sprache ist in der Tat bedroht. Nicht zwingend in ihrer Rolle als Verständigungsmittel im Alltag, als Sprache, mit der man sich in der Kneipe ein Bier bestellt, aber sehr wohl in ihrer Rolle als Kultursprache, als Sprache, in der man dichten oder Wissenschaft betreiben kann.

Selbst das werden viele hier im Saal noch für reichlich übertrieben halten. Also: Stimmt meine These überhaupt? Ist es um die deutsche Sprache wirklich so schlecht bestellt, wie W. Krämer und seine Mitstreiter vom *Verein Deutsche Sprache* glauben?

Wenn ich mit Freunden und Kollegen über diese Dinge rede, höre ich die folgenden, immer gleichen Gegenargumente:

- (i) es ist alles nicht so schlimm
- (ii) es war alles schon mal da
- (iii) es renkt sich alles von selber wieder ein

Mit anderen Worten: Wozu die ganze Aufregung? Das ist etwa die These der jährlich mit 1 Mio. Euro Steuergeldern geförderten Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden, die der aktuellen Sprachentwicklung eher gelassen gegenübersteht.

Wir dagegen meinen: Es war *längst* nicht alles schon mal da, es ist heute *ganz besonders* schlimm, und es renkt sich *nicht* von selber alles wieder ein. Diesen Standpunkt will ich im weiteren begründen.

Nehmen wir Punkt (ii): Es war alles schon mal da. Damit sind die Latein- und Französisch-Wellen vergangener Jahrhunderte gemeint. Aber diese Wellen sind mit der aktuellen Selbstunterwerfung unter das Englische überhaupt nicht zu vergleichen: Diese Moden erreichten höchstens drei bis vier Prozent der Bevölkerung. Die Leute auf der Straße, das „Sprachvolk“ also, blieb davon, auch wenn das eine oder andre Wort „nach unten“ durchdrang, im wesentlichen unberührt. Das führe ich aber im weiteren nicht näher aus.

Stattdessen konzentriere ich mich auf die Punkte (i) und (iii).

Punkt (i): Es ist alles nicht so schlimm.

Ich meine: Schlimmer geht es kaum. Anders als andere leidet die deutsche Sprache unter einer extremen Illoyalität sehr vieler ihrer Sprecher; und das ist nicht normal, das gibt es in keinem anderen mir bekannten Land der Erde.

„Illoyalität“ bedeutet hier: Man weicht nicht nur deshalb in fremde Sprachen aus, weil man in diesen irgend etwas besser formulieren könnte. Dagegen wäre auch überhaupt nichts einzuwenden. Ich meine vielmehr mit Illoyalität, dass man aktiv versucht, das Deutsche – wo immer möglich – zu vermeiden und stattdessen die Dinge des Alltags, vor allem aber auch emotional und sonst wie stark besetzte Sachverhalte, nicht mehr in der Muttersprache, sondern in einer vermeintlich überlegenen „Hochsprache“ auszudrücken, „above the crowd“, wie das so schön ist einer Werbung eines Immobilienmaklers in meinem Heimatstädtchen heißt. Wie sonst ist es z.B. zu erklären, dass inzwischen auch Geburten, Hochzeiten, ja Todesfälle in deutschen Zeitungen für deutsche Leser auf Englisch angezeigt und übermittelt werden? Diese Beispiele zeigen, wie immer mehr Menschen hierzulande aus ihrer eigenen Sprache sozusagen zu fliehen scheinen. Was sagt ein ZDF-Reporter bei der Übertragung einer Sonnenfinsternis, als der Mond zum ersten Mal die Sonne berührt: first contact. Eben hat der first contact stattgefunden. Wenn deutsche Sportler, Wissenschaftler oder Wirtschaftsführer im Ausland aus dem Flugzeug steigen, sprechen sie in aller Regel sofort Englisch, oft zur peinlichen Überraschung der Gastgeber, die voller Stolz das Deutsch, das die vielleicht noch können, anwenden und benutzen wollten.

Diese „Bitte“ an das Ausland, doch Deutsch erst gar nicht zu erlernen, hat ihren Gegenpart in der perversen Lust der Deutschen selber, das Deutsch, das sie noch können, möglichst gründlich wieder zu vergessen. Der moderne Modell-

Germane joggt, jumpt, trekkt, walkt, skatet oder biket, hat fun und feelings, moods und moments, sorrows und emotions, und scheint vor nichts auf Erden solche Angst zu haben, wie seine eigene Sprache zu benutzen – Deutsch zu sprechen ist vielen Deutschen heute ganz offensichtlich lästig oder peinlich.

All denen, die diese Illoyalität gerne als Weltoffenheit verkaufen, die meinen, damit im Ausland Pluspunkte zu sammeln, muss ich auch noch eine Warnung ins Stammbuch schreiben. Es ist nämlich ein Irrtum zu glauben, dieser Verzicht auf die eigene Sprache würde anderswo als Zeichen von Weltoffenheit und Liberalität gedeutet. Ganz im Gegenteil. Diese deutsche Illoyalität kommt vielmehr im Ausland genau als das an, was sie ist: Als peinliche Mißachtung der eigenen Heimat und Kultur. Ich empfehle Ihnen einmal die Lektüre der Washington Post, von Newsweek oder der Londoner Times. Letztere hat einmal den Begriff der typischen deutschen „linguistic submissiveness“ geprägt (siehe „Linguistic invasion of Germany“, 16.06.1960). Ich überlasse Ihnen selbst, wie Sie das übersetzen wollen – wenn man bössartig wäre, könnte man auch „Arschkriecherei“ dazu sagen.

2. Gründe für die Anglizismen-Schwemme

Soweit zur *Lagebeschreibung* – wie ist es? Nun zur *Lagebegründung* – warum ist es so, wie es ist? Was ist der Grund für diese sprachliche Selbstverleugnung? Warum versuchen unsere Landsleute nahezu krampfhaft, wo immer es geht, die deutsche Sprache zu vermeiden?

Zunächst: Es gibt nicht *den* Grund, es gibt eine ganze Reihe von Gründen, die meisten davon allerdings nur vorgeschoben. Lassen Sie mich also mit einigen Pseudo-Gründen beginnen:

Etwa, Englisch sei kürzer und prägnanter. Das ist in dieser Allgemeinheit sicher falsch und gilt weder für Wörter noch für Sätze. Haben Sie schon mal versucht, das schöne deutsche Wort „bunt“ ins Englische zu übersetzen? Ein bunter Blumenstrauß? Jetzt wird es mir zu bunt? Ein kunterbuntes Durcheinander usw.? Durch die im Englischen nicht verfügbare Möglichkeit, aus bestehenden Wörtern neue zusammenzusetzen, kann man darüber hinaus im Deutschen oft komplette Sachverhalte in einem Wort ausdrücken, wofür man im Englischen ganze Sätze bräuchte. Vorgestern – the day before yesterday, schwerkrank – dangerously ill, Abholmarkt – cash-and-carry-market usw.

Ein anders Pseudoargument: Viele technische und wissenschaftliche Neuerungen entstünden heute in den USA und hätten deshalb einen englischen Na-

men. Erstens stimmt das nicht – der airbag beispielsweise wurde in Stuttgart und nicht in Detroit erfunden. Warum sagen wir nicht Prallkissen dazu? Und selbst wenn? Früher hat man dafür eins-zwei-drei ein deutsches Wort erfunden: airplane = Flugzeug, helicopter = Hubschrauber, assembly line = Fließband usw. Warum sollte das heute nicht mehr möglich sein?

Anderswo ist das problemlos möglich. In Frankreich sowieso. Aber auch in Ländern wie Schweden, dem man keinen Chauvinismus nachsagen kann, gehört es zum guten Ton, neue Begriffe ins Schwedische zu übertragen. Dort hat eine private Organisation das Eingemeinden neuer Begriffe übernommen. Auf der Netzseite www.nada.kth.se/dataterm/ordreg.html findet man etwa folgende Vorschläge:

Englisch	Schwedisch
attachment	bilaga
bookmark	bokmärk
data warehouse	datalager
firewall	brandvägg
e-mail	e-post
online shopping	näthandel
user name	användernam
password	lösenord
computer	dator
laptop computer	barbar dator
palmtop computer	handdator

Und selbst im Jiddischen, das doch gute Gründe hätte, Deutsch zu meiden, wehrt man sich gegen die modische Vermischung und behält lieber deutsche Wörter bei. Das folgende Beispiel ist so schön, dass ich die Quelle im Original hier wiedergebe:

Berliner Zeitung vom 26.11.2003

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/feuilleton/295805.html>

A schene Sproch

E-Mail heißt Blitzpost: jiddisches Theater und jiddisches Erzählen bei den Jüdischen Kulturtagen in Berlin

Der Hamburger Zeit-Journalist Dieter E. Zimmer hat dieses je nach Land so unterschiedliche Streben nach eigener Benennung der Welt einmal dazu verwendet, einen, wie er es nennt, „internationalen Servilitätsindex“ aufzustellen (siehe Dieter E. Zimmer: *Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber*, Hamburg 1996). Dazu hat er die 100 häufigsten Rechnerbegriffe daraufhin untersucht, wie viele davon in die jeweiligen Landessprachen übertragen wurden und wieviele im englischen Original verblieben:

Internationaler Servilitätsindex
Anteil nicht assimilierter Computerfachausdrücke;
aufsteigend von selbstbewusst nach servil:

Finnland: 7 %
Frankreich: 14 %
Polen: 18 %
Spanien: 20 %
Schweden: 21 %
Niederlande: 22 %
Deutschland: 43 %

Damit zu den wahren Gründen. Davon gibt es zwei, der erste ist international. Ich zitiere Konrad Adam in der FAZ: „Englisch zu reden ist für manche Berufe der leichteste Weg, sich auf ein hohes Roß zu setzen und allen Nachfragen zu entkommen“ (siehe „Die Sprachkrankheit mit Namen BSE“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.02.2000). Ich nenne das einmal das „Roßtäuschermotiv“. Beispiel: Ein Professor der Pädagogik schließt eine Untersuchung zum Zusammenhang zwischen der Klassengröße und der Qualität des Unterrichts mit dem Fazit ab, dass der Unterricht in kleinen Klassen im allgemeinen besser sei als der in großen. Diese Trivialität kann er auf Deutsch nicht mehr vermarkten, auf Englisch aber wohl: „Size matters“ ist der Titel dieser Untersuchung.

Oder anders ausgedrückt: Wer nichts zu sagen hat, sagt es auf Englisch. Durch das Ausweichen aus der von allen verstandenen Muttersprache in eine den meisten nur halb verständliche Fremdsprache sind auch kleinste Nichtigkeiten noch als gehaltvolle Gedanken auszugeben, kann man so schön den Mangel an eigenen Einfällen übertünchen, der bei dem Zwang, sich klar und deutlich in der Muttersprache auszudrücken, so offenbar zutage träte.

Auch das ewige menschliche Streben, mehr zu scheinen als zu sein und unangenehme Dinge nicht beim Namen zu nennen, befördert natürlich das Ausweichen aus der Muttersprache. So werden dann der Aufpasser zum steward, der

Hausmeister zum facility manager und die Klobürste zum toilet cleaning set.

Oder um nochmals mit Dieter E. Zimmer zu sprechen: „Die Übersetzung ins Deutsche hat oft etwas Entlarvendes – sie führt schnurstracks zurück auf den Boden der Tatsachen. Darum wird sie in der Warenwelt auch so konsequent gemieden.“

Mein liebstes Beispiel ist der gute alte deutsche Totengräber. Den soll es nämlich, wenn es nach dem Bundesverband des deutschen Bestattungsgewerbes geht, in Zukunft nicht mehr geben. Stattdessen haben wir dann den „Funeral Master“. Und wo treffen sich die deutschen „Funeral Master“? Auch dieser Berufsstand hat eine jährlich wiederkehrende Bundeskonferenz. Sie hat den schönen Titel „Eternity“!

Also: Roßtäuscherei, die Dinge eben *nicht* beim Namen nennen, aus einem Begräbnis ein fun event gestalten. Das ist der eine Grund, warum heute so viele Menschen weltweit Denglisch reden.

Der zweite Grund für die moderne Anglizismenschwemme beschränkt sich auf die Deutschen und ist ein Ausfluss unserer Geschichte. Nämlich: Viele Deutsche flüchten nicht eigentlich aus ihrer Sprache (das ist nur ein Symptom und für die Flüchtenden eher nebensächlich), sie flüchten aus ihrer nationalen Haut als Deutsche. Lieber ein halber Ami als ein ganzer Nazi, man möchte endlich, und sei es auch nur leihweise, zu denen gehören, die in Hollywoodfilmen immer gewinnen, zu den Edlen, Guten und Geliebten dieser Erde. Die Pidgin-Sprache, in der viele Deutsche heute reden, ist eine Art selbst gefertigter Kosmopolitenausweis, den seine Besitzer in der Absicht schwenken, dass man sie nicht für Deutsche halten möge.

Warum zum Beispiel wirbt die Kaffee-Firma Jakobs für eine Marke – geschrieben: „Jacobs mild“, gesprochen: „Jakobs maild“? Kein einziger der oben aufgeführten Pseudo-Gründe für die Übernahme englischer Wörter in die deutsche Sprach trifft hier zu. Das englische Wort ist weder kürzer noch treffender als das deutsche. Es wird gleich geschrieben und hat eine völlig identische Bedeutung. Der einzige Grund, den man hier für den Anglizismus finden kann, ist: Man will auf Teufel komm heraus die deutsche Sprache meiden.

3. Gefährlichkeit der Anglizismen-Schwemme

Damit zu den Konsequenzen. Man kann über das Ausmaß und die Gründe der modernen Flucht aus dem Deutschen denken, wie man will. Davon völlig unabhängig ist die Frage, was das für die Sprache, für die Wirtschaft und für die Gesellschaft insgesamt bedeutet.

Also: Ist die aktuelle Deutsch-Phobie der Deutschen für die Sprache selbst gefährlich? Wird das gegenseitige Verstehen dadurch wirklich schwerer? Ist das Verdrängen des Deutschen durch das Englische in Zeiten der Globalisierung nicht vielleicht sogar von kommerziellem Nutzen? Und wären die vielen Eltern, die ihre Säuglinge heute mit englischer Dudelmusik berieseln und in bilinguale Kindergärten schicken, für die Kleinen gar ein Segen? Mit anderen Worten, um auf meine 2. Ausgangsfrage zurückzukommen: *Sollte* man die deutsche Sprache retten?

Dazu haben ich Ihnen ein interessantes Zeitdokument mitgebracht, eine internetöffentliche Meinungsäußerung eines Kollegen von der Wirtschaftsfakultät der Europa-Universität Frankfurt/Oder, abgegeben anlässlich einer Diskussion über die Einführung des Englischen anstatt des Deutschen als Sprache für den akademischen Unterricht (siehe Seitz, Helmut (1999): *Unfreiwillig offener Brief an Fakultätskollegen*, im Netz dokumentiert bei <http://www.paderborner-impulse.de/sprachkultur/kulturkahlschlag.html>, letzter Zugriff 28.04.2008.):

„Die deutsche Sprache brauchen wir nicht mehr. Ich bin dafür, alles in englischer Sprache zu machen. Goethe, Schiller und die anderen Schreiberlinge kann man auch auf Englisch lesen (ich habe Hesse nur in amerikanischen Übersetzungen gelesen. Kann nur sagen: prima). Nehmen Sie sich ein Beispiel an Händel, der hat sich sogar geweigert, mit seiner Mutter Deutsch zu sprechen! So muss es sein. Raus aus der Provinz, rein in die globalisierte Welt. Mit deutscher Sprache können unsere Studenten nur noch Kanzler werden! Und ferner dient eine Sprache der Völkerverständigung. Um die deutsche Kultur zu pflegen, brauchen wir keine deutsche Sprache.“

Die hier vertretene Meinung ist zwar – zugegeben – etwas extrem, aber nicht untypisch für die Haltung vieler deutscher Hochschullehrer und auch Wirtschaftsführer: Deutsch ist überflüssig, Deutsch ist antiquiert, etwas für Omas und Opas, Deutsch ist eine Bremse. Wir sollten froh sein, dass wir uns demnächst mit dieser Sprache nicht mehr auseinandersetzen müssen.

Ich glaube, diese Leute irren. Zur Totalaufgabe der deutschen Sprache später mehr. Aber auch die Teilkapitulation, das modische Denglisch, hat eine Reihe unangenehmer und zum Teil auch kostenträchtiger Nebenwirkungen, über die sich die meisten Deutsch-Sprecher nicht im klaren sind.

Z. B. leidet dadurch ganz offensichtlich die Verständlichkeit. In einer Umfrage der Kölner Beratungsfirma Endmark (dokumentiert in der Pressemitteilung „Drive alive – Fahre lebend? Englische Werbeslogans werden kaum verstanden“ der Endmark GmbH vom 04.09.2003) wurde etwa der Spruch der Firma

Douglas: „come in and find out“ nur von einem Drittel der Kunden voll verstanden. Über die Hälfte glaubten zwar, ihn voll verstanden zu haben, übersetzten ihn aber mit „Komm herein und finde wieder heraus“. Auf noch weniger Verständnis stießen die Sprüche von Audi („Driven by instinct“ – 22% voll verstanden), Siemens („Be inspired“ – 15% voll verstanden) oder der von RWE: „One group, multi utilities“. Die meisten Befragten dachten hier an „Eine Gruppe, viele Nützlichkeiten“ oder ähnliches, und nur 8% konnten diesen an Dummlichkeit wohl kaum zu überbietenden Werbespruch korrekt übersetzen.

Eher erheiternd waren dagegen die Antworten auf die Frage nach der Bedeutung des Sat1-Spruches „Powered by emotion“. Unter den Antworten waren so köstliche Vorschläge, wie „Kraft durch Freude“ oder „Von Emotionen gepudert“.

Das ist, wie gesagt, eher lustig. Bedenklich ist etwas ganz anderes. Und damit komme ich zum Kern der Sache.

Es geht nicht nur um das Verstehen dessen, was andere gedacht haben, es geht um das Denken selbst. Denn Sprache ist nicht nur ein Verständigungsmittel, sozusagen eine Benutzeroberfläche, die unserem Gehirn ermöglicht, mit der Umwelt in Kontakt zu treten. Sprache hat auch etwas damit zu tun, wie unser Gehirn überhaupt erst funktioniert. Sie ist ein Katalysator, ein Motor des Denkens selbst. Und hier wird die Flucht aus der Muttersprache echt gefährlich. Denn die Befürworter des Englischen als alleiniger Wissenschafts- und Wirtschaftssprache verwechseln die Rolle von Deutsch als internationaler mit der als nationaler Wissenschaftssprache, als Medium, in dem Forscher denken, grübeln, Ideen entwickeln, Hypothesen formulieren, Querverbindungen herstellen, Gedankenblitze zünden lassen. Es geht hier um das Werkzeug, den Geburtshelfer, der Theorien und Ideen überhaupt erlaubt, das Chaos unserer Gehirnzellen in Richtung Umwelt zu verlassen. Und hier richtet die moderne Ersatz-Wissenschaftssprache BSE (basic simple English) einen großen Schaden an. Denn „die geistige Durchdringung eines Forschungsgegenstandes ist sprachgebunden, sprachfreies Denken gibt es nicht“, so der Bamberger Germanist Helmut Glück in der FAZ (siehe seinen Aufsatz „Sprachfreies Denken gibt es nicht“ vom 25.04.2008), und wenn diese „geistige Durchdringung“ in einer Fremdsprache stattfindet, entstehen üblicher- und notwendigerweise Reibungsverluste, die bei einem Beharren auf der Muttersprache zu vermeiden wären.

Allen Kollegen, die auf internationalen Konferenzen auf Englisch daherstottern müssen und allein schon deshalb allen englischen Muttersprachlern immer unterlegen sind, sei einmal die Lektüre des zeitlosen Aufsatzes über die „allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ von Heinrich von Kleist empfohlen.

len (hier zitiert nach der Internetausgabe, Version 11.02, <http://www.kleist.org/texte/UeberdieallmaehlicheVerfertigungderGedankenbeimRedenL.pdf>): „Wenn Du etwas wissen willst,“ fängt dieser Aufsatz an, „und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich Dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen.“ Denn durch das Sprechen, so Kleist, werden unsere Gehirnzellen quasi aufgemischt, beflügelt, zu Höchstleistungen angetrieben – das Sprechen als Türöffner für das Denken. „Der Franzose sagt: l'appétit vient en mangeant, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn man ihn parodiert, und sagt, l'idee vient en parlant.“

Kleist erzählt dann weiter, wie es ihm schon oft geschehen sei, dass er den Sprachmotor quasi anwarf, indem er einfach zu reden anfing, und dann trug ihn die Sprache, ohne dass er bewusst nachdachte, sozusagen von selbst ans Ziel: „Aber weil ich doch irgendeine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, dass die Erkenntnis zu meinem Erstaunen mit der Periode fertig ist.“

Die Erkenntnis ist zu Kleists Erstaunen mit der Periode fertig! Im Unterbewusstsein hat die Sprache für ihn mitgedacht. Und diese kreative Leistung gelingt in aller Regel in keiner anderen als der Muttersprache. Wenn man also nicht nur das Vermitteln, sondern auch das Entstehen von Gedanken einer Pidgin-Sprache überantwortet ähnlich der, die vielen deutschen Wissenschaftlern heute zum Erfassen unserer Welt als ausreichend erscheint, ist hochkarätige Forschung nicht mehr möglich. „Wissenschaft und Forschung leben von riskanten und konkurrierenden Hypothesen, von eigenständigen schöpferischen Ideen, von unkonventionellen Herangehensweisen, von Visionen und von intuitiven Eingebungen,“ schreibt die vor einigen Jahren gegründete und dem Verein Deutsche Sprache nahestehende Arbeitsgemeinschaft für Deutsch als Wissenschaftssprache. „Wer in seinem wissenschaftlichen Schaffen die Verwurzelung in der eigenen Muttersprache und ihrer erklärenden Metaphorik aufzugeben gewillt ist, der kündigt auch seine Mitarbeit an der inhaltlichen Gestaltung seiner Disziplin auf“ (siehe W. Haße, H. Dieter und R. Mocikat: „Sieben Thesen zur deutschen Sprache in der Wissenschaft“, im Internet unter <http://www.7thesenwissenschaftssprache.de/> letzter Zugriff 25.07.2011).

Jetzt geht es also um mehr als Anglizismen. Jetzt geht es um das komplette Aufgeben der deutschen Sprache selbst, etwa wenn man meint, deutschen Studenten etwas Gutes anzutun, wenn deutsche Professoren deutsche Studenten auf

Englisch unterrichten. Für das Niveau von Forschung und Lehre gleichermaßen ist das eine Katastrophe, Humboldt wäre entsetzt gewesen. Ich habe selbst als Gastprofessor in Kanada ein Jahr auf Englisch unterrichtet. Da war ich nur halb so gut wie daheim auf Deutsch. Aber immerhin konnten die Studenten perfekt Englisch. Jetzt nehmen Sie das auch noch weg, und Sie haben ein pädagogisches Desaster.

Und ein ökonomisches Desaster noch dazu. Denn wer keine guten Sätze bauen kann, der kann – etwas überspitzt gesprochen – auch keine guten Computerprogramme und auch keine guten Autos bauen, und ich möchte sogar so weit gehen, hier an dieser Stelle zu behaupten, dass ein großer Teil der über 20 Mrd. Euro, die Daimler Chrysler seit der Einführung von Englisch als Konzernsprache in den 10 Jahren seiner Existenz in den Sand gesetzt hat, auf ebendiese Konzernsprache zurückzuführen ist. In der Sprache BSE kann man weder klare noch innovative Gedanken fassen. Indem wir uns diese moderne Billigsprache überstülpen lassen, werden wir zu Sklaven einer angelsächsischen Denkweise und Weltansicht und geben unsere eigenen komparativen Vorteile, die wir in Deutschland immer noch besitzen, ohne Gegenleistung auf.

Sie brauchen sich doch nur das unbeholfene Gestammel z.B. der Herren Schremp und Oettinger einmal anzuhören, wenn diese auf Englisch zu palavern anfangen, und Sie wissen, was ich meine. Ein Nicht-Muttersprachler, der Englisch redet, ist gegenüber einem englischen Muttersprachler immer im Nachteil, und das ist für mich einer der Haupt-Gründe, warum fast alle Engagements deutscher Firmen im Ausland, bei denen Deutsch als Sprache auch der Deutschen untereinander aufgegeben wurde, schiefgegangen sind – und zwar unter großen Kosten. Man nehme BMW und Rover, Mercedes-Benz und Chrysler, Telekom sowie Voicestream und noch ein gutes Dutzend weiterer einschlägiger Desaster, bei denen deutsche Firmen im angelsächsischen Ausland teure Federn lassen mussten (für eine Dokumentation der Quellen siehe W. Krämer: „Sprache als Produktionsfaktor“, in: W. Eins und F. Schmoe (Hrsg.): *Wie wir sprechen und schreiben*, Festschrift für Helmut Glück, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden, 2009, S. 241 – 250): 150 Mio. Dollar Verlust bei der Commerzbank durch deren Fondstochter Montgomery, 318 Mio. Euro Verlust für SAP durch die US-Beteiligung Commerce One, 140 Mio. Euro Verlust für Conti wegen Einstellung eines Werkes in den USA, „Rekordverlust bei Lufthansa“ durch amerikanische Catering-Tochter usw. Der vorläufige Schlusspunkt ist der im Jahr 2007 durch Verluste in den USA um fast 500 Mio. Euro eingebrochene Gewinn bei der Deutschen Post: „US-Express-Geschäft verhagelt der Post die Bilanz“ liest man im März 2008 in der *Financial Times Deutschland*. „Wegen hoher Ab-

schreibungen sank der Konzerngewinn um mehr als ein Viertel auf 1,4 Milliarden Euro.“

Die Amerikaner sagen dazu auch „stupid German money“. Ursprünglich waren damit nur die von deutschen Investoren in Hollywood abgelieferten Abschreibungs-Milliarden gemeint, aber das trifft auf viele andere transatlantische Vermögensübertragungen genauso zu. Während Verhandlungsführer anderer Nationen oft mit einem Dolmetscher anreisen, selbst wenn sie Englisch können, und während der Übersetzung in Ruhe nachdenken, wie sie ihre Position am besten ausbauen, versuchen viele Deutsche eine Kraftprobe auf dem Spielfeld und mit den Waffen des Gegners – und bleiben allzu oft der zweite Sieger. Durch den Verzicht auf die deutsche Sprache auch dann, wenn es nicht durch die Umstände geboten ist, binden wir uns freiwillig einen großen Klotz ans Bein.

Und das geht nicht nur die betroffenen Firmen, das geht uns alle an. Wussten Sie, dass Daimler-Chrysler in Deutschland jahrelang keinen Cent Ertrags- und Gewerbesteuer gezahlt hat? Ja wer zahlt denn dann die Steuern? Sehen Sie sich gegenseitig an: Wir.

Hier findet eine ungeheure transatlantische Vermögensübertragung statt. Und zwar von Ost nach West, von Deutschland nach den USA.

Damit komme ich auch zugleich zur Antwort auf meine Frage 2: Sollte man die deutsche Sprache retten? Ja, man sollte, allein schon aus monetärem Eigeninteresse.

4. Kann man die deutsche Sprache retten?

Damit abschließend ganz kurz zu meiner Ausgangsfrage 3: Kann man die deutsche Sprache überhaupt noch retten?

Ich glaube ja. Sonst wäre ich heute auch nicht zu meinem Vortrag hier. Mein Verein Deutsche Sprache e.V. hat inzwischen weltweit über 33000 Mitglieder, auch die Humboldt-Gesellschaft ist als juristische Person vor kurzem bei uns eingetreten. Ein ganz wichtiges gemeinsames Ziel ist etwa der Kampf gegen die extrem Humboldt-feindliche sogenannte Bologna-Reform. Weitere Aktionen unseres Vereins betreffen mehr deutschsprachige Musik im deutschen Radio oder Deutsch ins Grundgesetz. Dazu haben wir im November letzten Jahres rund 40000 Unterschriften an den Bundestagspräsidenten übergeben. Wenn ich Lammert richtig verstehe, stehen die Chancen für einen entsprechenden Passus bei einer nächsten Gesetzesänderung nicht schlecht.

Dann habe ich mit drei unserer prominenten Mitglieder, dem Journalisten Wolf Schneider, unserem ehemaligen deutschen Botschafter in Finnland,

Dr. Cornelius Sommer, und Josef Kraus, dem Vorsitzenden des deutschen Lehrerverbandes, vier Jahre lang die „Aktion lebendiges Deutsch“ betrieben. Das Ergebnis ist das Buch *Deutsch lebt* (IfB-Verlag, Paderborn: 2010). Vier Jahre lang, vom Februar 2006 bis Januar 2010, haben wir jeweils am ersten Sonntag des Monats allen Nachrichtenredaktionen in Presse, Radio und Fernsehen einen Vorschlag für einen besonders ärgerlichen Anglizismus übermittelt, dazu noch ein Publikumssuchwort und den Sieger des Vormonatswettbewerbs. In der Regel machten mehrere Dutzend dieser Redaktionen davon Gebrauch, oft über fünfzig, manche mit Würdigungen, Hintergrundberichten oder Interviews.

Auch die Resonanz beim Sprachvolk war überwältigend. Zum Suchwort *Brainstorming* haben uns 4426 deutsche Muttersprachler aus allen Kontinenten 10 380 Eideutschungen vorgeschlagen: Tüftelrunde, Grübelplausch, Denkgewitter, Gedankenquirl, Neuronenfeuer, Phantasiegalopp, Rumspringen oder Kreativeln sind einige davon. „Hirnhatz“ hieß der kürzeste Vorschlag, „Lösungsansatzsammlungsgenerierung“ (10 Silben) der längste – wahrscheinlich nicht ganz ernst gemeint, so wenig wie das „Gedankenkotzen“ oder das „Bullshit Bingo“ (kein sehr deutsches Wort, aber ein so kräftiges, dass man es den Engländern statt ihres abgenutzten Hirnstürmens glatt vorschlagen könnte). Und die schönsten Ideen sind natürlich immer die, die man nicht ernstlich erwägen kann: plattdeutsch „Klugschietermarkt“, hochdeutsch „Heureka-Treff“, „Alzheimer-Prophylaxe“ oder „Synapsen-Tango“ usw.

Gewonnen hat dann die „Denkrunde“. Hier einige weitere ausgewählte Vorschläge:

Statt	besser
airbag	Prallkissen
blackout	Aussetzer
brainstorming	Denkrunde
briefen	einweisen
coffee to go	Geh-Kaffee
display	Sichtfeld
junk bonds	Schrottanleihen
laptop	Klapprechner
nordic walking	Sportwandern
scannen	einlesen
spam	E-Müll
stalker	Nachsteller
shareholder value	Aktionärsnutzen
website	Netzauftritt

Sie sehen also, auch das Deutsche ist zur kreativen Neuerungen in der Lage. Es liegt an uns, ob Deutsch eine reine Feierabendsprache wird, oder ob wir ganz im Sinne Humboldts auch noch in 100 Jahren in dieser Sprache Wissenschaft betreiben und Gedichte schreiben können. Wir müssen es nur wollen. Ich will es, ich hoffe, Sie wollen es auch. Machen wir uns an die Arbeit!